

Bernt Engelmann

Die Aufsteiger

Wie Herrschaftshäuser und Finanzimperien entstanden

ISBN 3-88243-119-9

Bernt Engelmann, 1921 in Berlin geboren, erlebte den Zweiten Weltkrieg zunächst als Soldat bei der Luftwaffe, dann als Angehöriger einer Widerstandsgruppe, wurde zweimal von der Gestapo verhaftet und erst bei Kriegsende, nach langer »Schutz«-Haft in Gefängnissen und Konzentrationslagern, aus dem KZ Dachau befreit.

Engelmann arbeitete schon während seines Studiums als Journalist für Gewerkschaftszeitungen, dann als Reporter, Korrespondent und Redakteur beim »Spiegel«, später für das NDR-Fernsehmagazin »panorama«. Seit 1962 ist er freier Schriftsteller. Viele seiner Bücher – »Wir Untertanen«, »Die Aufsteiger«, »Hotel Bilderberg«, »Die Laufmasche«, »Deutschland-Report«, »Schwarzbuch Helmut Kohl«, »Großes Bundesverdienstkreuz«, »Berlin«, »Du deutsch?« und andere sowie, zusammen mit Günter Wallraff, »Ihr da oben, wir da unten« – wurden in alle wichtigen Sprachen übersetzt und sind sowohl in den USA wie in der UdSSR, Frankreich, Großbritannien, Schweden, Polen, Finnland, Italien, Ungarn sowie in Japan erschienen. Die Weltgesamtauflage seiner mehr als 40 Buchtitel hat die 15-Millionen-Grenze überschritten. In Deutschland erscheinen seine Bücher im Steidl Verlag. Bernt Engelmann, engagierter Gewerkschafter, war von 1977-1984 Vorsitzender des Verbands deutscher Schriftsteller (VS) in der IG Druck und Papier, von 1972 bis 1984 Präsidiumsmitglied des PEN-Zentrums BRD, ist langjähriges Mitglied der IG Metall und gehört der Tarif- und Verhandlungskommission des VS an. 1984 wurde er mit dem Heinrich-Heine-Preis der DDR ausgezeichnet.

Vorsicht! Ein gefährliches Buch, das manche Illusion zerstören wird, etwa das Kindermärchen, daß man/frau allein mit Fleiß, Anstand, Sparsamkeit und etwas Glück zu gigantischem Reichtum kommen und damit eine für alle Zeiten gesicherte Dynastie begründen könne. Hier geht es auch nicht um Lottokönige, um kometenhaften, aber kurzfristigen Aufstiege am Erdöl- oder U-Musik-Markt, schon gar nicht um den gewöhnlichen Reichtum heutiger Katzenfutter- oder Supermarkt-Multimillionäre, deren Vermögen ja nur, stapelte man es in druckfrischen Tausendern, allenfalls die bescheidene Höhe deutscher Mittelgebirge erreichen würde. Nein, hier geht es um den ganz großen Reichtum, der sich bis in Himalaya-Gipfelhöhe auftürmen ließe und ebenso beständig ist wie dort das ewige Eis! Für die Anhäufung so gigantischer Vermögen sind Treu' und Redlichkeit ganz und gar nicht vonnöten, sogar sehr hinderlich. Dazu braucht man/frau kühne Strategien und ein Mindestmaß an Skrupeln!

Bernt Engelmann, dessen geschichts- und gesellschaftskritische Werke inzwischen weltweit in mehr als zehn Millionen Exemplaren erschienen sind, hat mit sorgfältigen Recherchen erkundet und anschaulich dargestellt, wie der Reichtum und die damit verbundene Macht der schon seit Generationen superreichen Familien dieser Erde entstanden ist – von der Zeit vor der großen Französischen Revolution bis in die jüngste Gegenwart.

Inhaltsverzeichnis

1	Wirklich ganz reizende Leute	3
2	Mustergültige Aufstiege	5
3	Die große Zeit der Emporkömmlinge	28
4	Von massiv goldenen Kronen	59
5	Die erfolgreichsten Senkrechtstarter	80
6	Die Nassauer	108
7	High-Society	129
8	Die Reichsten der Reichen	141



1 Wirklich ganz reizende Leute

Alljährlich, zumeist im Spätherbst, veröffentlicht das amerikanische Wirtschaftsmagazin »Fortune« eine Liste der »Milliardäre des Jahres«. Sie ist gestaffelt nach dem – natürlich nur grob geschätzten – Reichtum derjenigen Frauen, Männer oder Familien, von denen die Experten aufgrund ihrer – wie sie versichern: sehr sorgfältigen – Recherchen annehmen, daß sie über mindestens tausend Millionen amerikanische Dollar verfügen, sei es in Form von Bargeld und Goldreserven, sei es in Form von Immobilien, Beteiligungen, Aktienpaketen, Juwelen, Gemäldesammlungen oder sonstigen Besitztümern, die sich jederzeit zu Geld machen ließen.

Die Liste wurde 1988 angeführt von Sultan Hassan al Bolkiah von Brunei. Sein zum britischen Commonwealth gehörender Staat im Norden der Insel Borneo mit nur rund 250.000 Einwohnern ist sehr reich an Erdöl- und Erdgasvorkommen. Von jeder geförderten und exportierten Tankerladung profitiert die Staatskasse, die identisch ist mit der Privatschatulle des Sultans, und dieser konnte für sich, seine beiden Ehefrauen und deren neun Kinder, die – so sie schon laufen können – den Staatsrat und das Kabinett bilden, bislang rund 25 Milliarden US-Dollar auf die hohe Kante legen. Der Sultan treibt einen relativ bescheidenen Aufwand: Er hält sich beispielsweise nicht mehr als zweihundert Polo-Ponys in selbstverständlich vollklimatisierten Ställen, und sein Palast hat lediglich eintausendsiebenhundertachtundachtzig (1788) Gemäcker. Setzt man diese Zahlen in Relation zu seinen 25.000 Dollarmillionen, so wird deutlich, daß sich gewöhnliche Dollarmillionäre, wären sie ebenso bescheiden wie der Sultan von Brunei, allenfalls einen Stallhasen halten dürften und sich mit einem Dachkammerchen als Wohnung begnügen müßten.

Der zweite auf der Milliardärsliste von »Fortune« ist König Fahd ibn Abdul Aziz al Saud von Saudi-Arabien, der auf rund 18 Milliarden US-Dollar Vermögen geschätzt wird, und wir wollen weder König Fahd dessen Zweitrangigkeit unter den Reichsten dieser Erde streitig machen noch die ungefähre Richtigkeit der »Fortune«-Schätzung in Zweifel ziehen.

Doch dann folgt an dritter Stelle die Familie Mars, die mit der Herstellung von Süßigkeiten, aber auch von Hunde- und Katzenfutter-Konserven, insgesamt 12,5 Milliarden Dollar Vermögen angehäuft haben soll, und damit wollen wir uns von der »Fortune«-Liste verabschieden.

Erstens ist die Familie Mars gewiß nicht ganz so reich wie mindestens drei andere in den beiden Amerikas beheimatete Familien, deren Namen jedoch in der Aufzählung gänzlich fehlen; zweitens sind solche Schätzungen ohnehin überaus problematisch, weil die Bewertung von Aktien, Immobilien, Juwelen, Kunstschatzen oder auch Polo-Ponys von der – wohl irrigen Annahme – ausgeht, man könnte sie jederzeit und in nahezu unbegrenzter Menge wieder zu Geld machen und dabei mindestens die Einkaufspreise erzielen. Drittens aber wissen die Multimilliardäre nicht einmal selbst auch nur einigermaßen genau, wie reich sie eigentlich sind, und ihr Bedürfnis, die Öffentlichkeit mit ihrem eigenen lückenhaften Wissen vertraut zu machen, ist minimal. Gerade die von »Fortune« auf den dritten Platz der Weltrangliste gehievte Familie Mars ist äußerst zurückhaltend mit Informationen über ihre Geschäfte und deren Erträge; ihr Nachbar in McLean im Staate Virginia, die amerikanische Geheimdienst-Zentrale CIA, ist vergleichsweise von übersprudelnder Mitteilbarkeit.

Schließlich – und das ist der wichtigste Grund, die »Fortune«-Liste beiseitezulegen – gibt es weit Interessanteres als die exakte Bezifferung der immensen Reichtümer einzelner Zeitgenossen. Die Minderbemittelten – und das sind, vom Multimilliardärsstandpunkt aus betrachtet, so gut wie alle Menschen dieser Erde, ausgenommen ein paar

Hundert – wollen nicht mit bloßen Zahlen abgespeist werden, die einesteils ja doch nur auf fragwürdigen Schätzungen beruhen, andernteils so gigantisch sind, daß unser Vorstellungsvermögen damit überfordert ist. Viel reizvoller ist es, etwas über die Lebensumstände der Superreichen zu erfahren. Einfacher ausgedrückt: **Was machen sie mit ihrem vielen Geld?**

Schon immer haben die schlichten, weder durch hohen Adel noch durch enormen Reichtum ausgezeichneten Bürger und Bürgerinnen lebhaften Anteil genommen am Schicksal und Lebenswandel der Großen und Mächtigen. Aber seit es Massenmedien gibt, die uns Freud und Leid der Monarchen, Multimilliardäre und Superstars hautnah vermitteln, ist unsere Anteilnahme noch weit größer geworden. Wenn beispielsweise die Ex-Kaiserin von Persien, vom Pfautron verjagt, verwitwet, heimat- und, so scheint es, nahezu mittellos, von Sorgen gequält wird, weil die von Ayatollahs fanatisierten Perser nun auch noch die letzten, in weiser Voraussicht rechtzeitig ins Ausland geschafften Ersparnisse des Kaiserhauses fordern, dann sind die Qualen der hohen Frau auch für uns spürbar, ja, sie greifen uns ans Herz, als ginge es um unser eigenes Sparbuch.

Auch wenn wir vernehmen, daß die (sonst für ihr Zartgefühl bekannten) italienischen Finanzämter dem Fürsten Don Alessandro Torlonia und sogar seiner Schwester, Donna Anna Maria, Steuernachforderungen von jeweils einigen Millionen (nicht Lire, sondern schon umgerechnet in harte Mark!) präsentieren, dann leiden wir mit diesen wehrlosen Opfern eines habgierigen und offenbar erbarmungslosen Fiskus; ihre Tränen sind auch die unseren ...

Ob es die Shabanu ist oder der arme Nisam von Haiderabad, dem die gefühllose indische Zentralregierung die Staatspension zu streichen versucht, ob es sich um die Apnage des Prinzen Philip Mountbatten handelt, die sehr knapp bemessen zu sein scheint, oder um die berühmte, von Witterungseinflüssen bedrohte Insektensammlung von Lord Victor de Rothschild – immer fühlen wir uns unmittelbar angerührt und beteiligt und dennoch auch wieder ein klein wenig ausgeschlossen, weil uns letzte Geheimnisse eben doch nicht mitgeteilt werden.

Es ist uns natürlich bekannt, daß die Großen, Reichen und Mächtigen dieser Welt fast durchweg – Ausnahmen bestätigen nur die Regel – sehr reizende, wohlerzogene, meist auch warmherzige Mitmenschen sind, die durch Fleiß, Ausdauer und hohe Intelligenz (ihrer selbst oder ihrer tüchtigen Ahnen) zu dem gekommen sind, was ihnen heute gehört: Reichtum und Einfluß sowie unsere Bewunderung. Aber wir möchten dennoch manchmal ein bißchen mehr wissen, was wohl dahintersteckt, wenn – wie deutlich am Bildschirm zu beobachten war – der Heilige Vater von seinem Balkon aus zwei verschleierten, sehr eleganten Damen noch einmal lächelnd seinen besonderen Segen spendet ...; wenn Königin Elisabeth in der Royal Enclosure in Ascot mit dem zartbeschuhten Füßchen aufstampft ...; oder wenn sich an einer kleinen südspanischen Bucht gleich drei Träger hochberühmter Namen – Fürst Bismarck, Fürst Metternich und Baron Rothschild – niedergelassen haben ...

Wer seine Neugierde befriedigen will, muß oft weit zurückgehen und in einer Historie forschen, die denjenigen, deren Ahnen Geschichte gemacht haben, bis heute lebendig geblieben ist. Das kann recht mühsam sein, doch es lohnt sich, wenn man die Zusammenhänge verstehen will. Jeder, auch das mächtigste Herrscherhaus, hat einmal klein angefangen, und wenn man sich mit diesen oft recht seltsamen Anfängen näher beschäftigt, dann werden einem nicht allein gewisse Eigentümlichkeiten begreiflich, die man vorher etwas befremdlich fand, nein, man gewinnt auch jenen, sagen wir: menschlichen Kontakt zu den ganz Großen, Reichen und Mächtigen von heute, denn echte Zuneigung kann nicht ausschließlich Sache des Gefühls sein; man muß auch die kleinen Schwächen all dieser wirklich ganz reizenden Leute kennen, wenn man ihnen den Respekt entgegenbringen soll, den sie zu verdienen scheinen, jedenfalls von uns fordern zu können meinen.

2 Mustergültige Aufstiege

Es war eine Hochzeit wie aus einem Märchenbuch: Auf dem fahngeschmückten Marktplatz des kleinen Städtchens ließen schon frühmorgens rotbefrackte Reiter ihre Jagdhörner erschallen; bis gegen Mittag war eine nach Tausenden zählende Menge zusammengeströmt, das Schauspiel zu genießen, dessen Beginn die Fanfaren blau-gelb uniformierter Knappen ankündigten; ein Bataillon Gendarmen in Gala bildete salutierend Spalier, als der Hochzeitszug sich näherte; das Publikum, das vom Brautvater mit ganzen Ochsen am Spieß und vorzüglichem Wein in beliebiger Menge generös bewirtet worden war, schwenkte jubelnd die Hüte.

An der Spitze des Hochzeitszuges schritt ein würdevoller Zeremonienmeister in altertümlicher Hoftracht, mit weißer Halskrause am schwarzsamtenen Wams, Kniehosen, weißen Seidenstrümpfen und Eskarpins mit goldenen Schnallen, in der Rechten als Zeichen seines Amtes einen elfenbeinernen Stab mit goldenem Knauf und Bändern in den Hausfarben Blau und Gelb. Ihm folgten zwei sehr junge Pagen in Galauniform, und dann kamen – in angemessenem Abstand und Tempo – zwei Dutzend prächtige, blumengeschmückte Staatskarossen, die erste geradezu überschüttet mit Orchideen. Die Braut, die darin saß – in einem Hochzeitskleid aus weißer Atlasseide, das ein berühmter Pariser Modeschöpfer eigens für sie entworfen hatte –, trug ein kostbares Diadem aus Brillanten und weißem Nerz.

Indessen war die damals Siebenundzwanzigjährige, die – am 4. März 1961 in dem Städtchen Pauillac bei Bordeaux – auf so wahrhaft fürstliche Weise mit dem gutaussehenden jungen Mann an ihrer Seite Hochzeit feierte, weder die Erbin eines Thrones noch auch nur eine gewöhnliche Prinzessin (obwohl Prinzen, Herzöge, Lords und Grafen in reicher Menge zu ihrer Verwandtschaft zählten und ihrem – nicht zur Hocharistokratie zu rechnenden – Vater mindestens zwei prächtige Schlösser nebst weltberühmten Weinbaudomänen gehörten). Auch der Bräutigam war keineswegs ein Prinz von Geblüt, ja, er zählte nicht einmal zum niederen Adel. Er hatte sogar einen sonst für willkommene Schwiegersöhne sehr begüterter Familien recht seltenen Beruf, nämlich – Schauspieler und Regisseur! Sein Name: Jacques Sereys.

Monsieur Sereys' Profession konnte übrigens weder seinen neuen Schwiegervater noch dessen Familie stören: Der Brautvater unterhielt selbst recht enge, wenn auch nur nebenberufliche Beziehungen zum Theater und zum Film. Unter dem Pseudonym Philippe Pascal war er als Bühnen- und Drehbuchautor bekanntgeworden. Auch sein Vater hatte bereits – als Andre Pascal – recht erfolgreiche Dramen verfaßt. Und zudem war die Tochter und Enkelin dieser Bühnendichter Pascal, also die Braut, selbst Schauspielerin. Ihr Künstlername, Philippine Pascal, hatte sogar schon auf den Programmzetteln der berühmten Comédie Française gestanden.

Es wäre jedoch völlig verfehlt, nun anzunehmen, daß die Theater- und Filmerfolge dreier Generationen Pascal ausgereicht hätten, auch nur die – auf annähernd eine Million Mark zu schätzenden – Kosten der Hochzeit Philipppines zu bestreiten oder gar die erwähnten Schlösser nebst ihren Kunstschätzen und den umliegenden, äußerst wertvollen Weingärten zu erwerben, ganz zu schweigen von dem stattlichen Privatvermögen, der enormen Mitgift und den geradezu gigantischen Erbschaftserwartungen, die die Braut in ihre Ehe mit dem – übrigens gar nicht begüterten – Regisseur und Schauspielerkollegen einbrachte: zusammen mindestens sechshundert Millionen Mark ...!



Dieser gewiß schon verblüffende, sich dabei gerade erst in Umrissen abzeichnende und in Wahrheit noch weit, weit größere Reichtum einer Familie, in der Philippine und ihr Papa beileibe nicht die einzigen mehrhundertfachen Millionäre und nicht einmal die wohlhabendsten Clan-Mitglieder sind, ruft indessen nur noch geringes Staunen hervor, wenn man erfährt, daß sich hinter dem für künstlerische Aktivitäten reservierten Pseudonym Pascal des heute von Vater Philippe angeführten Zweiges der Sippe ein anderer, weit bekannterer Name verbirgt, nämlich – Rothschild.

Ungeheurer Reichtum kann in Verbindung mit dem Namen Rothschild allenfalls durch die Beständigkeit überraschen, mit der er sich durch alle Kriege, Wirren und Umwälzungen des 19. und 20. Jahrhunderts hindurch erhalten hat. Und das einzig Verwunderliche an der märchenhaften Hochzeit von Pauillac bleibt der weder begüterte noch aus hocharistokratischem Hause stammende Bräutigam, den sich die Baroness Philippine erwählen durfte. Denn die Rothschilds sind mehr als ein Jahrhundert lang fast ausnahmslos nur die allervornehmsten und allerprofitabelsten Verbindungen eingegangen – vorzugsweise untereinander, indem meist ein steinreicher Rothschild-Onkel eine hochdotierte Rothschild-Nichte heiratete.



Indessen wollen wir die nähere Betrachtung dieser erstaunlichen Familie noch für einen Augenblick zurückstellen und uns zunächst mit einem anderen Phänomen befassen, das wir bereits kennengelernt haben, ohne uns dessen bewußt geworden zu sein. Es ist die doch eigentlich recht verblüffende Tatsache, daß wir uns sehr zu wundern pflegen, wenn wir von dem enormen Reichtum einer uns unbekannteren Bühnendichter- und Schauspielerfamilie hören, uns jedoch mit der Erklärung, daß es sich dabei in Wirklichkeit um Rothschilds handelt, sofort zufriedengeben und deren unermesslichen Reichtum als etwas beinahe Selbstverständliches hinzunehmen bereit sind. Die Rothschilds sind eben sehr reich, und damit basta.

Dieses sofortige Akzeptieren scheinbarer Gegebenheiten ist um so erstaunlicher, als doch beinahe jeder – sei es aufgrund eigener trauriger Erfahrungen oder mitleidiger Beobachtungen, sei es aus den Erzählungen leidgeprüfter Altvordern – wissen müßte, wie außerordentlich schwierig es ist, auch nur einen bescheidenen Wohlstand über mehrere Generationen hinweg zu erhalten: Selbst wenn die jeweiligen Erben, was schon selten genug ist, äußerst verantwortungsbewußt und sparsam sind und das ihnen zugeflossene Vermögen fleißig zu mehren suchen, anstatt es eilig in Saus und Braus zu verschwenden, treten doch in aller Regel Umstände ein, die wir als »höhere Gewalt« zu bezeichnen pflegen, weil wir ihnen gegenüber gänzlich machtlos sind, und die im Handumdrehen dafür sorgen, daß von weiterer Vermögensbildung bei uns keine Rede mehr sein kann. Wir können sogar noch von Glück sagen, wenn ein paar kümmerliche Reste des einst stattlichen Erbes die auf uns in Form von Kriegen, Krisen, Katastrophen, Inflationen, Enteignungen und Währungsreformen niederprasselnden Schicksalsschläge überdauern: bloße Erinnerungen an den einstigen bescheidenen Wohlstand ...

Wenn es aber schon für den Durchschnittsbürger so ungemein schwierig ist, ein paar ererbte Vermögenswerte auch nur über wenige Jahrzehnte einigermaßen intakt hinwegzuerhalten, so müßte die Erhaltung wahrhaft gigantischer Reichtümer während eines sehr bewegten Zeitraums von rund zwei Jahrhunderten eigentlich fast als ein Wunder gelten und entsprechendes Staunen hervorrufen. Doch verblüffenderweise ist das Gegenteil der Fall: Je älter und riesiger der Reichtum, desto selbstverständlicher erscheint er uns.

Das mag damit zusammenhängen, daß der weit zurückliegende Ursprung unermeßlicher Schätze einer einzelnen, vom Schicksal offenbar bevorzugten Sippe deren enormen Wohlstand zu einer Institution hat werden lassen, mit der sich schon unsere Groß- und Urgroßeltern abgefunden hatten. Niemand fragt mehr, wie es möglich war und ist, daß

ausgerechnet diese eine Familie mit ihrem gigantischen Vermögen etwas fertiggebracht hat, das vielen Millionen weit weniger Begüterter regelmäßig mißlungen ist, nämlich Ersparnis zu behalten. Und erst recht nicht wird nach den Ursprüngen dieses so abnorm soliden und dauerhaften Wohlstandes geforscht. Sie waren immer reich, sie sind reich und sie werden wohl auch immer reich bleiben. Amen.

Diese geradezu rührende Naivität, die im Hinblick auf die offenbar gottgewollte Entstehung und Erhaltung sehr alter und großer Vermögen an den Tag gelegt wird, muß um so mehr verblüffen, als weit jüngerer und geringerer Reichtum, besonders aber dessen exakte Herkunft, stets der brennenden Neugier nahezu aller Mitmenschen sicher sein kann. Da wird mit viel Scharfsinn und List alles über den wirklichen Ursprung und tatsächlichen Umfang neuerworbenen Reichtums, etwa eines Nachbarn, in Erfahrung zu bringen versucht. Dagegen reicht bei altetabliertem Multimilliardärstum, sofern sich überhaupt jemand Gedanken über dessen Entstehung macht, schon eine einzige hübsche Legende aus, jedermanns Neugier völlig zu befriedigen. Im Falle der Rothschilds erfüllt diesen Zweck die – von Stefan Zweig sogar in seinen STERNSTUNDEN DER MENSCHHEIT erzählte – Geschichte vom Schlachtenbummler Nathan Rothschild, einem der fünf Söhne des Firmengründers, der Zeuge von Napoleons endgültiger Niederlage bei Waterloo geworden, mit dieser wichtigen Nachricht allen Kurieren voraus in England eingetroffen sein, dann durch geschickte Verwertung seines Wissens an der Londoner Börse binnen weniger Minuten Millionen verdient und so den Grundstock zum enormen Reichtum seiner Sippe gelegt haben soll ...

Versuchte uns ein Nachbar mit einer ähnlichen Geschichte – wenn auch in verkleinertem Maßstab und den heutigen Verhältnissen angepaßt – die Entstehung seines plötzlichen Reichtums zu erklären, so lachten wir ihn aus. Denn natürlich kann uns keiner glauben machen, daß es einem nicht bereits zu den anerkannten Bank- und Börsenkönigen zählenden Außenseiter je gelingen könnte, die mit allen Wassern gewaschenen Kursmakler zu übertölpeln und einen solchen Coup zu landen.

Auch weiß heutzutage jeder ziemlich genau – wenn auch individuell sehr beträchtliche Unterschiede bestehen mögen –, wieviel einer, selbst mit einem Übermaß an Verstand, Fleiß und Ausdauer sowie enormem Glück, im Laufe eines langen, arbeitsreichen Lebens allergünstigstenfalls an materiellem Reichtum zu erwerben vermag, wenn er einerseits vom Erwerbsstreben völlig beherrscht ist, doch andererseits die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze nicht bloß kennt, sondern auch streng einhält, weder Gewalt noch List in mehr als dem erlaubten und üblichen Umfang anwendet und des Nachts gut schlafen kann, ohne auch nur gelegentlich von Gewissensbissen geplagt zu werden.

Die Schätzungen mögen, wie bereits angedeutet, weit auseinandergehen, doch ganz gewiß läge ihre Obergrenze weit, weit unter jener Milliardenmarke, die von dem Vermögen, etwa der Rothschilds, aber auch einer ganzen Reihe weiterer hochangesehener Familien, längst keineswegs bloß überschritten, nein, um ein Vielfaches übertroffen worden ist.

Es muß also in unserem Denkgebäude irgendwo ein schwerwiegender Fehler stecken, den es aufzuspüren und zu berichtigen gilt. War es vielleicht früher einmal sehr viel leichter als heutzutage, auf rasche Weise enorm reich zu werden? Oder reicht unsere Erfahrung eventuell doch nicht aus, uns die Möglichkeiten in vollem Umfange vorzustellen, die der einzelne hat, wenn er, ohne mit Gesetz und Anstand in Konflikt zu geraten, gigantische Reichtümer anhäufen will? Oder – man wagt es kaum zu denken! – sind etwa unsere eigenen Auffassungen von Recht und Anstand, nun, sagen wir: doch ein wenig anders als die der Ahnherren unserer heutigen Multimillionäre? Daß ihre zeitgenössischen Nachfahren ebenfalls andere, laschere Moralbegriffe haben könnten als wir, dürfen wir wohl getrost – als allzu absurd – außer Betracht lassen.

Die erste Frage – nach den vielleicht früher besseren Möglichkeiten stürmischer Vermögensbildung ohne Verletzung von Gesetz und Anstand – können wir entschieden verneinen. Zwar hat es, beispielsweise in den USA, geradezu märchenhafte Aufstiege einzelner Familien gegeben, besonders im vorigen Jahrhundert. Doch wenn wir an die Bedingung denken, wonach die Anhäufung der Reichtümer auf legale und einigermaßen faire Weise vor sich gegangen sein soll, so finden wir sie gerade von den Begründern der nordamerikanischen Multimilliardärs-Dynastien schwerlich erfüllt. Nein, die Ausichten, auf ehrliche und anständige Weise ein Krösus zu werden, haben sich heutzutage, im Vergleich zu früheren Jahrhunderten, eher ein wenig gebessert als verschlechtert!

Auch die zweite Frage, unser vielleicht doch nicht ganz zureichendes Vorstellungsvermögen betreffend, können wir nach reiflicher Überlegung mit einem klaren Nein beantworten. Jeder mag, wie schon gesagt, an verschiedenen große Summen denken, die er je nach eigener Vermögenslage und Erfahrung – für auf ehrliche Weise eben noch ersparbar hält, und im Einzelfall werden diese Schätzungen gewiß oft viel zu niedrig liegen. Doch die von uns angenommene Obergrenze irgendwo im Bereich acht- bis neunstelliger DM-Beträge ist bestimmt hoch genug, zumal wenn man die Gesetze der Wahrscheinlichkeit in Betracht zieht, die es schwerlich zulassen, daß jemand mehr als einmal im Leben das Große Los zieht, bei gewagten Spekulationen eine permanent glückliche Hand hat oder bei der Suche nach Gold, Diamanten oder Erdöl immer wieder in reichem Maße fündig wird ...

So bleibt noch die dritte Frage, die die Rechtschaffenheit der Ahnherren unserer heutigen Geldfürsten ein wenig in Zweifel zu ziehen scheint. Sie ist gewiß delikater, doch auch wieder nicht ganz so heikel, wie es zunächst den Eindruck macht. Denn, wenn wir es recht bedenken, so war ja früher, was die Gesetze, das Rechtsempfinden und die Moralbegriffe anging, vieles tatsächlich anders als heute: Eigentums-, aber auch andere Delikte wurden früher, etwa vor zweihundert Jahren und in noch weiter zurückliegender Zeit, mancherorts auch noch vor hundert und weniger Jahren, durchweg strenger geahndet als heute. So konnte etwa noch um 1830 ein kleiner Dieb, selbst in hochzivilisierten und sehr christlichen Ländern, durchaus am Galgen enden, auch wenn es sich um einen Halbwüchsigen handelte, der vielleicht weiter nichts gestohlen hatte als eine Geldbörse mit zweieinhalb Talern Inhalt, ein Paar warme Strümpfe und eine alte Pferdedecke ...! Und es stand vordem noch auf vieles, vieles andere die Todesstrafe, sogar auf Ehebruch oder bloßen Ungehorsam.

Auch war einstmals, abgesehen von den hohen Strafen, manches streng verboten, was heute durchaus erlaubt ist, etwa der freie Orts- oder Berufswechsel, die Heirat, auch mündiger Arbeiter, ohne Genehmigung des Fabrik- oder Gutsherrn, erst recht das selbständige Schürfen nach gewissen Bodenschätzen, zum Beispiel Erdöl, auf eigenem Grundstück. Auch der Geldverleih selbst gegen mäßige Zinsen war den Christen noch bis gegen Ende des Mittelalters bei strengen Strafen verboten (was jedoch sie und sogar ihre Geistlichkeit meist zu umgehen verstanden).

Umgekehrt war – und das ist ein sehr wichtiger, vielleicht sogar der springende Punkt überhaupt, den wir fortan ständig im Auge behalten müssen – die Fülle der Strafen und willkürlichen Beschränkungen persönlicher Freiheit in aller Regel *nur für das gewöhnliche Volk* bestimmt, nicht jedoch für die Mächtigen und Herrschenden, wobei wir gerechterweise hinzufügen müssen, daß auch diese, sobald sie Macht oder Herrschaft verloren, häufig genug mit dem Henker Bekanntschaft machten und dann nur noch in den zweifelhaften Genuß gewisser Vorrechte, die *Art* ihrer Hinrichtung betreffend, kommen konnten.

Wir haben also bei der Beurteilung der einstigen Möglichkeiten rascher und intensiver Vermögensbildung zweierlei mit in Betracht zu ziehen: einmal, daß dem Erwerbsstreben des einfachen Mannes weit engere Grenzen gezogen waren als heute und daß früher

jede noch so geringfügige Verletzung dieser Grenzen das Risiko in sich barg, die Ansammlung irdischer Reichtümer vorzeitig und am Galgen beenden zu müssen; zum anderen, daß der (ohnehin größeren, weil an ganz anderen Maßstäben orientierten) Habgier der Mächtigen und Herrschenden weit weniger Hindernisse im Wege standen – wie wenige, das sollen einige historische Beispiele zeigen, auf deren engen Zusammenhang mit heutigen Riesenvermögen wir noch zurückkommen werden:

Kaiser Karl V. etwa – er lebte zu Beginn der Neuzeit, vom Jahr 1500 bis 1558, war auch König von Spanien und dessen neuen Besitzungen in Amerika sowie König von Österreich, Neapel und Sizilien, Herr der Niederlande und noch von manchem mehr – erpreßte für die Freilassung zweier von ihm eigens zu diesem Zweck gefangengehaltener französischer Prinzen den stolzen Betrag von 1,2 Millionen Golddukat. Karls erbittertster Gegner, Franz I. von Frankreich, mußte diese riesige Summe aufreiben – wie, das steht auf einem anderen Blatt. Mit der Beute holte Karl einen Großteil dessen wieder herein, was ihn sein sehr mühsamer Sieg über Franz bei der Kaiserwahl zu Frankfurt am Main anno 1519 gekostet hatte. Damals waren die sieben allein wahlberechtigten Kurfürsten von ihm (mit sehr stattlichen Leibrenten, einmaligen Zuwendungen von enormer Höhe sowie Geld und anderen Geschenken für ihren Anhang) mühsam dazu bewogen worden, ihn, Karl von Habsburg, zu wählen, und nicht Franz von Valois, der ebenfalls bereit war, Millionen dafür auszugeben. Erst nach langem und hartem Feilschen hatten die Kurfürsten, »vom Heiligen Geist erleuchtet, einmütig und ohne jedes Schwanken und Zaudern«, wie es in der amtlichen Bekanntmachung des Wahlergebnisses hieß, den Herrn Karl Kaiser werden lassen, weil er das meiste Geld bot (wenn auch nicht eigenes, sondern gegen allerlei Versprechungen zusammengeborgtes). Karl war, nebenbei bemerkt, so vorsichtig, auch noch fünfundzwanzigtausend bewaffnete Söldner zu mieten, die die Stadt Frankfurt umzingelten und so die Kurfürsten, sehr gegen deren Willen, von der Außenwelt abschnitten. Er hätte sich deshalb heute nicht nur wegen Wahlbestechung in sieben Fällen, sondern auch noch wegen Wahlnötigung – § 108 StGB – zu verantworten; damals wurde er jedoch, gerade neunzehn Jahre alt, mit der höchsten weltlichen Autorität des Abendlandes belohnt.

Oder nehmen wir einen anderen Großen der Geschichte, Napoleon Bonaparte, den späteren Kaiser der Franzosen. In den Jahren 1800 bis 1802 bezog er – damals noch Erster Konsul – bereits ein Jahresgehalt von fünfhunderttausend Franken, dazu noch zweihunderttausend Franken Wohnungsgeld – eine gemessen am Durchschnittseinkommen seiner Zeitgenossen außerordentlich große Summe, denn die meisten Franzosen mußten damals von weniger als dem tausendsten Teil eines solchen Jahreseinkommens leben. Dennoch kam der Bürger Bonaparte mit diesem Geld bei weitem nicht aus, zumal seine Frau, die Bürgerin Joséphine, verwitwete de Beauharnais, damit allzu verschwenderisch umging, darüber hinaus bei ihren Lieferanten wieder einmal mit mehr als zwei Millionen Franken in der Kreide stand.

Da traf es sich gut, daß ein deutscher Stadtstaat, nämlich Hamburg, einerseits im französischen Machtbereich lag, andererseits gegen Pariser Interessen verstoßen hatte: Zwei Iren, die für Frankreich gegen England gekämpft hatten, waren von den Hamburgern an die Briten ausgeliefert worden, und dafür mußten die Hamburger der Regierung in Paris 4,5 Millionen Goldfranken Bußgeld zahlen. Doch der Betrag wurde nicht etwa von der französischen Staatskasse vereinnahmt, sondern von Bonaparte, der davon zunächst einmal die Schulden seiner verschwenderischen Frau bei den Hutmachern, Schneidern und Parfümlieferanten tilgte. Den Rest – rund zwei Millionen Franken – legte er teils für sich in Grundstücken an, teils verbrauchte er ihn für großzügige Geldgeschenke an einige seiner Getreuen.

Im Jahr darauf verschaffte sich Konsul Bonaparte auf ähnliche Weise nahezu dreizehn Millionen Goldfranken Nebeneinnahmen, die nach Recht und Gesetz der Staatskasse gehörten. Und so ging es bei rasch und steil ansteigenden offiziellen Bezügen – 1803:

sechs Millionen, 1806: siebenundzwanzig Millionen Franken! – Jahr um Jahr weiter. Napoleon I. wurde einer der reichsten Männer Europas seiner Epoche, und mit ihm stiegen auch seine sämtlichen Verwandten, Marschälle, Minister und Günstlinge zu vielfachen Millionären auf.



Indessen – und damit knüpfen wir erstmals einen Faden, der die Historie mit der Gegenwart verbinden soll – war Napoleon I., trotz seiner enormen Macht und skrupellosen Habgier, keineswegs der reichste unter den europäischen Potentaten. Diesen Rang konnte vielmehr ein deutscher Zwergstaaten-Regent für sich in Anspruch nehmen, noch dazu einer, den dann Napoleon im Jahre 1806 mit einem Fußtritt aus seinem Ländchen jagte: Landgraf Wilhelm IX. von Hessen-Kassel.

Bereits als Siebzehnjähriger war der 1743 geborene Enkel des Landgrafen Wilhelm VIII. regierender Graf von Hessen-Hanau geworden, und schon damals brachte er einige in seiner Familie offenbar erbliche Talente und Neigungen zu rascher und erstaunlich reicher Blüte: Er entwickelte einen sehr starken Erwerbssinn, auch immensen Geiz, scheute vor keinem noch so anrühigen Geschäft zurück, sofern es nur hohe Gewinne versprach, preßte aus seinem Ländchen noch den letzten Heller heraus und widmete sich, soweit ihm das Geldscheffeln dazu Zeit ließ, mit Inbrunst und bis zum Exzeß getriebener Pedanterie dem Drill seiner Soldaten. Daneben zeugte er, weniger mit seiner Gemahlin, einer dänischen Prinzessin, aus der er sich wenig machte, als mit zahlreichen, häufig wechselnden Favoritinnen sowie mit Gelegenheitsbekanntschaften, eine Vielzahl von Nachkommen. Über die genaue Anzahl seiner illegitimen Kinder sind sich die Experten nicht einig; mit ziemlicher Sicherheit waren es mindestens vierundsiebzig ...

Im November 1785 wurde Wilhelm, als Nachfolger seines plötzlich verstorbenen Vaters, Landgraf von Hessen-Kassel. Zugleich erbte er, zu den eigenen, während seiner Hanauer Regierungszeit zusammengerafften Millionen, ein geradezu gigantisches Vermögen: einen die Keller der landgräflichen Schlösser bis unter die Decke füllenden Gold- und Silberschatz, Kisten voller Wertpapiere, Hypotheken- und sonstigen Forderungen, Obligationen nahezu aller Regierungen Europas, dazu Kunstschatze, Juwelen in ungeheurer Menge sowie riesigen in- und ausländischen Haus- und Grundbesitz, Domänen, Manufakturen, Weinberge und ein Dutzend Schlösser. Allein die Kassenbestände an Bargeld und jederzeit diskontierbaren Wechseln oder Schuldscheinen machten etwa sechzig Millionen Taler aus, was einem Milliardenvermögen heutigen Wertes gleichkommt. Der übergelückliche Wilhelm wurde jedenfalls damit zu dem bei weitem reichsten Fürsten des Abendlandes.

Woher hatten die Landgrafen von Hessen, deren Herrschaftsbereich, verglichen mit den Ländern ihrer großen Schuldner, geradezu winzig genannt werden konnte, bloß soviel Geld ...? Nun, neben den üblichen Ausbeutungsmethoden europäischer Potentaten wie der Erhebung von Steuern, Zöllen und zahllosen sonstigen Abgaben, dem Handel mit Ämtern, Pfründen und Adelsbriefen sowie der Bewirtschaftung ihrer Domänen mit nahezu kostenlosen, weil leibeigenen oder halbfreien, zu Frondiensten verpflichteten Arbeitskräften, entwickelten die Landgrafen von Hessen-Kassel noch ein anderes System der Bereicherung auf Kosten ihrer geduldigen Untertanen, das sie allerdings nicht erfunden hatten, auch keineswegs als einzige zu nutzen verstanden. Sie konnten jedoch für sich in Anspruch nehmen, es darin zur Perfektion und zum größten Erfolg gebracht zu haben.

Es war ein verhältnismäßig einfaches System, und daß es nicht zu weit stärkerer und schließlich allgemeiner Anwendung gelangte, ist nur dem Umstand zu verdanken, daß viele Landesherren jene Ware, die es dabei zu verhökern galt, lieber dem eigenen Verbrauch zuführten. Dabei gingen sie zwar das Risiko ein, ihren Einsatz bis auf nicht mehr

brauchbare Reste zu verlieren, doch einerseits war solcher Verlust durch fleißige Neuproduktion der dazu von geistlichen wie weltlichen Obrigkeiten angehaltenen Bevölkerung ziemlich rasch zu ersetzen, andererseits lockten hohe Gewinne sowie die Eitelkeit befriedigender Ruhm, wenn das Wagnis gelang, das Schlachtenglück ihnen hold war. Denn jene Ware, um die es ging, war schlicht – Kanonenfutter, poetischer ausgedrückt: die Blüte der männlichen Jugend des jeweiligen Landes, die der Souverän entweder zu seinen eigenen Soldaten machen und dann zur Wahrung und Vermehrung seines Besitzes verwenden oder aber an andere Potentaten gegen gutes Geld vermieten konnte.

Der erste Souverän der Neuzeit, der auf den genialen Einfall kam, das Risiko verlorener Schlachten, zumindest für sich selbst, nach Kräften zu vermeiden und seine Landeskinder dennoch zu seinem eigenen Nutzen kämpfen und mit hoher Wahrscheinlichkeit dabei auch sterben zu lassen, war der hochwürdigste Herr Fürstbischof von Münster, Bernhard von Galen. Er ließ seine knapp achttausend Soldaten von 1665 bis 1676 nacheinander für England, Frankreich, Spanien und Dänemark kämpfen, während er dafür Miete kassierte. Die unvermeidlich hohen Verluste, die die Objekte dieses profitablen Handels erlitten, wurden – wie unter honorigen Kaufleuten üblich – in fairer Weise von beiden Seiten her ausgeglichen: Die jeweiligen Mieter zahlten dem Bischof ein Schmerzensgeld für jeden gefallenen, an Krankheiten zugrunde gegangenen oder allzu verstümmelten Münsteraner, und der Kirchenfürst schickte eine entsprechende Menge neuer kriegstüchtiger Landeskinder als Ersatz.

Bald folgten andere deutsche Potentaten dem vom Fürstbischof von Galen gegebenen Beispiel, denn das Geschäft lohnte sich. Ein noch vom Fürstbischof selbst erworbenes Grundeigentum, das die derzeitigen Grafen Galen mit rund 45 Millionen Quadratmetern besten westfälischen und oldenburgischen Bodens zu steinreichen Latifundienbesitzern macht, zeugt noch heute davon. Die Landgrafen von Hessen-Kassel waren besonders eifrige Nachahmer: Zwischen 1677 und 1815 schlossen sie insgesamt dreißig umfangreiche Lieferverträge, vorzugsweise mit England, das für seine überseeischen Besitzungen und zur Bewachung der zum Dienst in der Kriegsmarine gepreßten Schiffsbesatzungen ständig viele Soldaten brauchte.

Von 1701 bis 1714 nahmen auch die Niederlande dem Kasseler Landgrafen rund zwölf-tausend ausgesucht kräftige und gesunde Männer gegen gute Bezahlung ab, wobei zu bemerken ist, daß Brandenburg und Braunschweig den Holländern ebenfalls Soldaten verkauften. 1755 mietete der König von England wieder starke hessische sowie hannoverische Kontingente für den Krieg gegen Frankreich, das auch seinerseits von Hessen-Kassel Soldaten bezog, so daß die von ihrem Landgrafen verhökerten hessischen Bauernjungen nun zur Abwechslung einmal gegeneinander zu kämpfen hatten ...

Zu einer wahren Hausse kam es aber erst durch den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg: Die militärisch auch anderweitig stark in Anspruch genommenen Briten benötigten zwischen 1775 und 1783 nahezu dreißigtausend Mietsoldaten, und deren Hauptlieferant war wiederum Hessen-Kassel, dessen Landgraf mehr als die Hälfte der insgesamt angeforderten deutschen Kontingente bereitwilligst zur Verfügung stellte und dafür mehr als vier Millionen Pfund Sterling in Gold in seine (mit der Staatskasse identische) Privatschatulle stecken konnte! Der Herzog von Braunschweig, der Markgraf von Ansbach und die Fürsten von Waldeck und Anhalt-Zerbst durften sich in den Rest dieses bis dahin größten Exportauftrags teilen.

Um diese Zeit hatte auch der damals noch als Graf von Hessen-Hanau regierende Erbprinz von Hessen-Kassel, der spätere Landgraf Wilhelm IX., Geschmack am Soldatenhandel gefunden. Als der glänzende Kaufmann, als den ihn die Geschichtsbücher rühmen, begnügte er sich aber nicht damit, wie die anderen an diesem Geschäft beteiligten Fürsten, einfach die benötigte Anzahl von einigermaßen geeigneten Landeskindern einzufangen und dann auf raschestem Wege, unausgebildet und notdürftig ausgerüstet, dem

König von England überstellen zu lassen. Die unter den rund fünfzigtausend Einwohnern seiner Grafschaft, gegen ihren Willen und zur Verzweiflung ihrer Angehörigen, von den Rekrutenfängern eingezogenen dreitausend »Kerls« – knapp die Hälfte aller gesunden Hanauer Männer im wehrfähigen Alter! – wurden vielmehr erst einmal so lange gedrillt, bis auch dem letzten der Trotz vergangen und jene Art von Kadavergehorsam beigebracht worden war, den man braucht, wenn man junge Männer für Dinge kämpfen und sterben lassen will, die ihnen völlig gleichgültig sind. Für sein so binnen achtzehn Monaten entstandenes, glänzend einexerziertes und – zumindest nach dem äußeren Schein – gut ausgerüstetes »Regiment Hanau« erzielte der Erbprinz natürlich einen ganz erheblich über dem Üblichen liegenden Preis, als er es 1776 an die Engländer verkaufte. Und er konnte auch für jeden künftigen Gefallenen oder Verstümmelten einen weit höheren Tarif als sonst herauschlagen.

Nach Abzug seiner Spesen blieben Wilhelm rund 12 Millionen Taler Reingewinn aus diesem seinem ersten großen Exportgeschäft, und er beeilte sich, auch diese gewaltige Summe sogleich wieder nutzbringend anzulegen. Denn vom Ausgeben hielt er – im krassen Gegensatz zu den allermeisten, äußerst verschwenderischen und infolgedessen hoch verschuldeten Fürsten seiner Epoche – überhaupt nichts. Auch dies war eine Familieneigenschaft des Hauses Hessen-Kassel und erklärt zu einem weiteren Teil die Beständigkeit, mit der ihr ungeheurer Reichtum sich immer weiter vermehrte.

Erbprinz Wilhelm, Graf von Hanau, dachte und handelte stets kaufmännisch. Er erwarb bei günstigen Gelegenheiten wertvollen Grundbesitz zu Schleuderpreisen, betrieb mit spottbilligen Arbeitskräften Land- und Forstwirtschaft, investierte seine Überschüsse gewinnbringend in Betrieben aller Art und gewährte auch gern – gegen gute Sicherheiten, hohe Zinsen und allerlei Gefälligkeiten – sowohl große Kredite, die der Kaiser in Wien und andere Monarchen Europas benötigten, als auch kleine und kleinste Darlehen an Handwerker und Gewerbetreibende, zumal wenn diese mit hübschen Töchtern oder auch Ehefrauen aufwarten konnten.

Natürlich vermochte Erbprinz Wilhelm sein wachsendes Finanzimperium nicht ganz allein zu verwalten. Er beschäftigte vielmehr, wenn auch mit kaum jemals nachlassendem Argwohn, eine ganze Reihe fähiger Mitarbeiter, die er indessen nur sehr kärglich besoldete, weil er – völlig zu Recht – der Meinung war, seine Gehilfen füllten sich ja ohnehin heimlich die Taschen, brauchten also für die Gelegenheit dazu nicht noch von ihm belohnt zu werden. Dagegen, daß sie sich bei der Wahrnehmung seiner Interessen ein wenig bereicherten, hatte er nichts einzuwenden, sofern es allein auf Kosten jener geschah, die mit ihm Geschäfte machen wollten, und seinen eigenen Profit nicht schmälerte.

Der ohne Zweifel tüchtigste, fleißigste und anscheinend auch treueste Angestellte des Erbprinzen war ein junger Mann namens Carl Friedrich Buderus, der – wie es in einer zeitgenössischen Charakterisierung heißt – »von früher Jugend an eine besondere Hinnegung zu dem Berufe eines auf das Akkurateste rechnenden Finanzbeamten« hatte. Es war der Sohn eines Hanauer Schullehrers, dem die Auszeichnung zuteil geworden war, die acht Kinder, die eine der Favoritinnen des Erbprinzen, die aus Biel stammende Rosa Ritter, spätere Rosalie von Ritter-Lindenthal, ihrem erlauchten Liebhaber geboren hatte, im Lesen, Schreiben und Rechnen sowie in den Künsten des Gesangs und Klavierspiels zu unterrichten.

Von diesen Zöglingen des Hauslehrers Buderus, die später den Namen »von Haynau« erhielten, brachten es übrigens zwei der Buben zu hohen Ehren: Sie wurden Generale und sogar Oberbefehlshaber von Armeen ...! Julius Jakob Freiherr von Haynau diente im Zenit seines Ruhms dem Kaiser von Österreich als Feldmarschalleutnant, erwarb sich 1848/49 große Verdienste bei der raschen Niederwerfung und rigorosen Bestrafung der um die Befreiung vom reaktionären Regime der Habsburger kämpfenden Revolu-

tionäre in Ungarn und Oberitalien sowie – wegen der dabei von ihm bewiesenen Tücke und Grausamkeit, die auch nicht davor zurückschreckte, die Frauen und Töchter widerständiger Rebellen öffentlich auspeitschen zu lassen – den von ihm keineswegs als Makel empfundenen Beinamen einer »Hyäne von Brescia«, einem Ort, wo er mit besonders harter Hand »Ordnung« geschaffen hatte. Sein älterer Bruder, Wilhelm Karl von Haynau, wurde kurhessischer General und 1850 sogar Oberbefehlshaber, allerdings nur, weil sein eigener Sohn Kriegsminister geworden war und weil sich damals kein anderer höherer Offizier mehr dazu bereit fand, einen zur drakonischen Unterdrückung liberaler Regungen im Volke vom Landesvater verordneten Kriegszustand dessen allerhöchsten (und ebenso törichten wie grausamen) Wünschen entsprechend zu verhängen, wenn auch nur für kurze Zeit, gerade ausreichend lange, um eine Proklamation zu erlassen, die jedermann mit schimpflicher Hinrichtung bedrohte, der Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen erkennen lassen sollte.

Es böten sich noch weitere glänzende Karrieren der von Herrn Hauslehrer Buderus erzogenen Kinder der Rosa Ritter als Beispiele dafür an, was pädagogisches Talent aus vorhandenen Anlagen hervorzubringen vermag, doch bleibt es in jedem Falle zweifelhaft, ob der gesellschaftliche Aufstieg und Erfolg der jungen Damen und Herren von Haynau nur als Verdienst ihres wackeren Erziehers gewertet werden kann oder eher als Resultat der guten Beziehungen ihres erlauchten Erzeugers, dem alle Welt Geld schuldet, sowie dessen großer Gnade. Denn er ließ seine Sprößlinge auch dann nicht völlig im Stich, nachdem er sich veranlaßt gesehen hatte, ihre Frau Mutter davonzujagen, die ihm mit einem Gardefähnrich allzu augenscheinlich untreu geworden war.

Doch zurück zum Hauslehrer Buderus, der es dadurch vermocht hatte, seinen eigenen Sohn Carl Friedrich im damals noch erbprinzlichen Finanzdienst des späteren Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel unterzubringen, daß er, anlässlich einer, wie aus den äußeren Umständen zu schließen war, besonders zufriedenstellend ausgefallenen Visite Seiner Durchlaucht bei der Rosa Ritter dem Erbprinzen ein Memorandum überreichen konnte, das von seinem Carl Friedrich eigens zu diesem Zweck mit großem Fleiß angefertigt worden war.

In besagter Denkschrift des Buderus-Sohnes wurde mit geziemender Demut der akribische Nachweis geführt, daß durch die zur Gewohnheit gewordene Nachlässigkeit des Verwalters einer zu den erbprinzlichen Domänen gehörenden Meierei der dortige Abgabepreis für Milch und Milchprodukte, zum unverdienten Vorteil der Verbraucher, jeweils um den Bruchteil eines Hellers zu niedrig angesetzt werde; rundete man – so wies der gewissenhafte Hauslehrersohn weiter nach – die Hellerbrüche künftig auf, anstatt ab, so könnte der jährliche Gewinn dieses einen erbprinzlichen Unternehmens um mindestens hundertzwanzig Taler gesteigert werden!

Wie es die beiden Buderus, Vater und Sohn, nicht anders erwartet hatten, war Seine Durchlaucht tief beeindruckt, ja hell begeistert von diesem so überaus klugen und nützlichen Vorschlag. Er ließ den Lehrersohn, der sich so redlich um die Mehrung der Einnahmen seines Landesherrn sorgte und plagte, zu sich kommen, gewann nach kurzer Befragung des jungen Mannes den Eindruck, daß ihm dieser Streber und Pfennigfuchser recht gute Dienste würde leisten können, und gab ihm eine Anstellung bei der Finanzverwaltung. Später ließ er ihn avancieren, machte ihn schließlich zu seinem Geheimen Rat, betraute ihn mit der Abwicklung seiner heikelsten Privatgeschäfte, setzte bei seinem kaiserlichen Gläubiger in Wien sogar die Nobilitierung des Geheimrats Buderus durch, der sich danach »Buderus von Carlshausen« nennen durfte, und wurde – obwohl er auch gegen diesen seinen vertrautesten Ratgeber stets argwöhnisch blieb – von ihm stets aufs neue und angenehmste überrascht. Sein Protegé bewies nämlich nicht nur Pedanterie, Härte und äußerste Knickerigkeit im Umgang mit Untergebenen, säumigen Schuldnern und steuerpflichtigem Volk, sondern auch erstaunlichen Einfallsreichtum,

wenn es darum ging, die Einnahmen Seiner Durchlaucht auf raffinierte Weise zu mehren oder lästige Ausgaben gänzlich zu vermeiden.

Carl Friedrich Buderus war es dann auch, der eines Tages die brillante Idee hatte, die immer bedrückendere Ausmaße annehmenden Kosten für den Unterhalt und die standesgemäße Erziehung der sich ständig mehrenden Anzahl von außerehelichen Nachkommen des Erbprinzen durch eine zusätzliche, ausschließlich diesen noblen Zwecken dienende indirekte Steuer, den Salzkreuzer, in vollem (und der weiteren ungezügelter Produktivität Seiner Durchlaucht noch reichlichen Spielraum lassendem) Umfange dem Volke aufzubürden, dem der junge Landesvater – zumindest insoweit, als es sich um attraktive Weiblichkeit handelte – soviel von seiner kostbaren Zeit und Kraft zu schenken geruhte und sogar mitunter, je nach Anstelligkeit im Bett, zu gesellschaftlichem Aufstieg verhalf.

Natürlich sah sich der immer einflußreicher werdende Buderus schon sehr bald von großen und kleinen Geschäftsleuten, Christen wie Juden, heftig umworben, denn alle strebten danach, mit dem schon millionenschweren und bald noch viel reicheren Erbprinzen über dessen Protegé in kommerzielle Beziehungen zu treten oder, wo diese schon bestanden, sie auszuweiten. Und ebenso natürlich war es, daß sie den Herrn Buderus zunächst durch allerlei Schmeicheleien und Geschenke für sich einzunehmen suchten und, wenn sie mit seiner gütigen Hilfe ins Geschäft gekommen waren, ihn an ihren Profiten erheblich beteiligten.

Einer von denen, die Buderus' Gunst auf besonders hartnäckige Weise für sich zu gewinnen trachteten, war ein noch ziemlich junger, außer einer winzigen Erbschaft keinerlei Vermögen besitzender, infolgedessen von den Geschäftsleuten – auch denen seiner eigenen Konfession – zunächst überhaupt nicht beachteter jüdischer Kleinhändler aus der an die Grafschaft Hanau grenzenden Freien Reichsstadt Frankfurt am Main, die damals etwa fünfunddreißigtausend Einwohner, darunter knapp viertausend Juden, zählte. Frankfurt war nicht nur einer der bedeutendsten Handels-, Bank- und Börsenplätze des Kontinents, sondern auch das wichtigste Nachrichtenzentrum des Reiches, ein Umstand, der für die Karriere des sich anfangs nur als Trödler und gelegentlicher Geldwechsler betätigenden jungen Mannes, der bei seinen Brüdern in einem wenig ansehnlichen Haus der Frankfurter Judengasse lebte, von großer Bedeutung werden sollte.

Er hatte nur wenig Schulbildung, schrieb und sprach ein miserables Deutsch, war, von einigen Lehrjahren in Hannover abgesehen, nie aus Frankfurt herausgekommen und konnte seine Aufstiegschancen bei nüchterner Überlegung eigentlich nur als äußerst gering einschätzen, zumal damals den Juden, die noch zu Beginn des Mittelalters einen wesentlichen Teil des freien, kultivierten und wohlhabenden Bürgertums der deutschen Rhein-, Main- und Donaustädte gebildet hatten, unerhört harte Beschränkungen auferlegt waren, Relikte des in der Zeit der Kreuzzüge aufgekommenen religiösen Fanatismus, die man aus Konkurrenzangst und kleinstaatlicher Engstirnigkeit heraus beibehalten hatte. So waren die Juden damals noch von allen Zünften und somit von der Ausübung eines ehrbaren Handwerks oder Gewerbes ausgeschlossen, durften keinen Haus- und Grundbesitz außerhalb der engen Judengasse erwerben, ja, diese nur werktags zu festgesetzten Stunden überhaupt verlassen, hatten für alles und jedes besondere Gebühren zu entrichten und mußten sich von den städtischen Behörden, die sich das Recht, sie zu schikanieren, von einem verschuldeten Kaiser billig erkaufte hatten, sogar die Anzahl der ihnen erlaubten Eheschließungen vorschreiben lassen. In Frankfurt waren es jährlich nur zwölf.

Meyer – so hieß besagter junger Mann – hatte trotz dieser so mißlichen Lage der Juden im allgemeinen und seiner eigenen, wenig aussichtsreichen Startposition, sehr hochfliegende Pläne: Er wollte ein reicher, auch bei hohen und höchsten Herren angesehener Kaufmann, womöglich gar Bankier werden. Dazu bedurfte es zunächst einmal guter

Verbindungen, und diese suchte er sich dadurch zu schaffen, daß er bei seinen Geldwechselgeschäften, zumal auf der Frankfurter Messe, wo Kaufleute aus aller Welt zusammenkamen, auf besonders schöne, seltene und alte Münzen achtete, sie sorgfältig sammelte und bei passender Gelegenheit einer interessierten höhergestellten Persönlichkeit zu ungewöhnlich niedrigem Preis offerierte. Auf diese Weise hatte er, noch als Lehrling in Hannover, die Bekanntschaft eines münzensammelnden Generals von Estorff gemacht, und als er, ein paar Jahre später und schon nach Frankfurt zurückgekehrt, davon erfuhr, daß dieser General an den nahen Hof von Hanau übergesiedelt war, hatte er diesen glücklichen Zufall sofort zu nutzen verstanden und sich von seinem einstigen Kunden bei Seiner Durchlaucht dem Erbprinzen einführen lassen. Denn auch dieser hohe Herr war an kostbaren Münzen, soweit er sie weit unter ihrem wirklichen Wert erwerben konnte, interessiert und dann auch gern bereit, sich über gesellschaftliche Schranken, wie sie zwischen einem Trödler aus der Frankfurter Judengasse und dem Erbprinzen von Hessen-Kassel bestanden, für einige Augenblicke hinwegzusetzen.

Zwanzig Jahre lang – aus dem Erbprinzen war längst ein enorm reicher Landgraf geworden, der samt seinen Mätressen, deren Kindern sowie seinen wichtigsten Räten ins ferne Kassel übergesiedelt war – belieferte Meyer Seine Durchlaucht mit allerlei raren Talern, mittelalterlichen Gold- und Silberstücken und anderen numismatischen Kostbarkeiten, gelegentlich auch mit Juwelen, doch stets weit unter dem handelsüblichen Preis und erfüllt von der Hoffnung, dafür irgendwann einmal belohnt und in die umfangreichen landgräflichen Finanztransaktionen als Agent eingeschaltet zu werden.

Doch während eines Vierteljahrhunderts hatte er mit dieser Taktik noch nicht mehr erreichen können als die schon anno 1769 gnädig – und gegen erkleckliche Gebühren – erteilte Erlaubnis, sich »Fürstlich Hessen-Hanauischer Hoffaktor« zu nennen (was für den Verleiher dieses hübschen Titels keinerlei Verpflichtungen mit sich brachte, für Meyer aber immerhin den Vorteil, daß er sich nun jederzeit, auch während der Sperrstunden und -tage, aus der Judengasse entfernen und – angeblich stets im Dienste Seiner Durchlaucht – gelegentlich sogar auf Reisen in die umliegenden Kleinstaaten begeben konnte). Bei der Abwicklung der landgräflichen Millionengeschäfte wurde er jedoch nur in so geringfügigem Maße berücksichtigt, daß nicht einmal die sonst auf jeden Versuch, ihnen Konkurrenz zu machen, sofort mit Wehgeschrei, Drohungen und Verleumdungen reagierenden Hofbankiers und Finanzagenten davon Notiz nahmen. Im wesentlichen blieb es bei leeren Versprechungen, mit denen Wilhelm IX. seinen Hoffaktor immer wieder vertrösten ließ.

Im Verlauf der langen Jahre, in denen Meyer auf eine Chance wartete, mit dem Landgrafen doch noch ins große Geschäft zu kommen, hatte er seine Vermögens- und Lebensverhältnisse dadurch ein wenig verbessern können, daß er die elf Jahre jüngere, damals siebzehnjährige Gudula Schnapper ehelichte, wodurch ihm eine für seine Maßstäbe stattliche Mitgift zugeflossen war. Denn Gudulas Vater, Wolf Salomon Schnapper, gehörte zu den etwas wohlhabenderen Bewohnern der Frankfurter Judengasse, stand auch bereits in für ihn recht lukrativen Geschäftsbeziehungen zur landgräflichen Vermögensverwaltung in Kassel und zu dem Herrn Rat Buderus, dem er fortan seinen Schwiegersohn Meyer ebenso dringend anempfahl wie dieser sich selbst.

Auch war Meyer im Jahre 1785, nach fünfzehn Ehejahren und bereits Vater von sechs Kindern, endlich in der Lage gewesen, das unansehnliche Haus »Zur Hinterpfann«, wo er bislang mit seinen Trödelhandel betreibenden Brüdern und deren Familien in bedrückender Enge gelebt hatte, zu verlassen und ein eigenes, sogar mit einer Wasserpumpe ausgestattetes Anwesen im »besseren« Teil der Judengasse, das Haus »Zum grünen Schild«, zu beziehen.

Es wäre indessen verfehlt, aus allem den Schluß zu ziehen, Meyers Verhältnisse hätten sich bis etwa 1789, als im benachbarten Frankreich die große Revolution ausbrach, be-

reits grundlegend gebessert gehabt. Tatsächlich blieb sein Vermögen, zumindest nach der steueramtlichen »Schatzung«, von 1769 bis 1790 unverändert klein, nämlich in der Klasse um zweitausend Gulden, und er mußte dafür jährlich nur einige wenige Gulden an Steuern bezahlen. Auch in den folgenden Jahren, bis 1794, wurde er nicht höher eingeschätzt und zahlte zuletzt ganze dreizehn Gulden Jahressteuer. Aber dann verdoppelte sich plötzlich sein steuerpflichtiges Vermögen, und ein weiteres Jahr später, 1796, stieg es sogar nochmals um etwa das Vierfache! Doch da Meyer nun unter diejenigen eingereiht wurde, die mit »fünfzehntausend Gulden und mehr« Vermögen zur höchsten Steuerklasse gehörten, brauchte er keine genauen Angaben über das wirkliche Ausmaß seines Wohlstandes mehr zu machen. Er war, beinahe über Nacht, ein recht begüterter Mann geworden!

Wie war dieses Wunder zu erklären? Nun, man geht gewiß nicht fehl, wenn man vermutet, daß sich dabei die wichtigen politischen Veränderungen und kriegerischen Ereignisse jener Zeit für Meyer ausnahmsweise günstig ausgewirkt haben könnten:

In Frankreich waren seit dem Sommer 1789 die absolute Monarchie und alle Adelsrechte abgeschafft, die Kirchengüter eingezogen und die Menschenrechte verkündet worden. Die europäischen Monarchen verfolgten tief beunruhigt diese Entwicklung. Der König von Preußen war sogar zeitweise drauf und dran, militärisch einzugreifen, um in Frankreich wieder die alte Ordnung herzustellen; der alte Kaiser in Wien konnte ihn von solchem Vorgehen, das die Gefahr einer politischen Infektion der eingesetzten Truppen durch die Revolutionäre in sich barg, nur mühsam zurückhalten. Aber dann erklärte das neue Frankreich dem Kaiser und seinem preußischen Verbündeten von sich aus den Krieg, schlug die Armeen beider Länder und zwang sie zum Rückzug. Im Herbst 1792 drangen die französischen Truppen bis an und vereinzelt sogar über den Rhein vor. Die geistlichen Fürsten von Speyer, Mainz und Trier gaben ihre Herrschaft ohne Widerstand auf und retteten sich und ihre Mätressen in kopfloser Flucht; das Volk jubelte, rief in Mainz sogar die Republik aus und begrüßte die Franzosen als Befreier von jahrhundertelanger Knechtschaft und Ausbeutung. Als dann der französische General de Custine im Handstreich noch die Reichsstadt Frankfurt eroberte, rückte der Krieg auch dem Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel bedrohlich nahe. Seine Durchlaucht, ohnehin schon in Sorge um Thron und Vermögen, geriet in Panik.

Wilhelm, der sich dem König von Preußen als Generalfeldmarschall zur Verfügung gestellt hatte, war der Koalition gegen Frankreich beigetreten, weil er sich davon einigen Landgewinn versprochen hatte. Nun sah es so aus, als hätte er mehr zu verlieren als zu gewinnen, und er zog sich schleunigst nach Kassel zurück. Zwar gelang es seinen tapferen Soldaten, Frankfurt schon nach wenigen Wochen von der Herrschaft der Franzosen zu befreien, zumal deren schwache Verbände Befehl hatten, sich einer Übermacht nicht zum Kampf zu stellen. Aber Wilhelm hatte die Freude am Kriegführen verloren, wandte sich wieder ganz seinen lukrativen Geschäften zu und verkaufte seine Truppen, anstatt sie in offenbar nutzlosen Kämpfen aufzuopfern, 1793 regimentweise an die Engländer. Auch bewog ihn das wechselnde Kriegsglück des jungen Kaisers Franz II., der die Nachfolge seines weit vorsichtigeren Vaters angetreten hatte, sich ganz aus dem Bündnis gegen Frankreich zurückzuziehen. Zusammen mit dem König von Preußen, der sein Hauptinteresse der Teilung Polens zugewandt hatte, erklärte er sich im Baseler Frieden von 1795 für neutral. Den Ärger des Kaisers, der sich im Stich gelassen fühlte, wußte er durch einen Kredit in Höhe von einer Million Gulden, den er ihm gegen gute Zinsen und Sicherheiten gewährte, wieder zu beschwichtigen, und in den folgenden Jahren, bis 1806, betrieb Wilhelm eine, wie er fand, sehr geschickte Schaukelpolitik: Mit den Höfen von London, Wien und Berlin verhandelte er über mögliche Bündnisse, ließ sich Landzuwachs und Rangerhöhung versprechen und gewährte Millionenkredite; mit den siegreichen französischen Revolutionären, deren Regime sich nach dem Ende der Jakobinerherrschaft mit dem Ersten Konsul Bonaparte an der Spitze zu konsolidieren schien,

begann er sich gleichfalls anzufreunden, lieb ihnen aber nichts. Vor allem aber nutzte er die Kriegswirren und die enorm gestiegenen Preise für sich aus, indem er, gegen hohe Beteiligung am Gewinn, die oft dunklen Geschäfte des kontinental-europäischen Handels finanzierte, dessen Schwerpunkt sich übrigens damals, nach der Besetzung Amsterdams durch die Franzosen, mehr und mehr nach Frankfurt am Main verlagert hatte.

Das Jahr 1803 brachte Wilhelm einige besonders schöne Erfolge: Er konnte beim immer geldbedürftigen Kaiser die endliche Erfüllung seines schon lange gehegten Wunsches durchsetzen, zum Kurfürsten des Deutschen Reiches ernannt zu werden, auch die feste Zusage, seine neue Favoritin, die junge Karoline von Schlotheim, zur Gräfin von Hessenstein zu erheben. Sodann gelang es ihm, den wir von nun an als Wilhelm I., Kurfürsten von Hessen, zu bezeichnen haben, sich trotz verlockender Angebote von seiten der Franzosen insoweit zu beherrschen, als er sich standhaft weigerte, der von ihnen geführten Allianz beizutreten, nachdem England dem Usurpator Bonaparte gerade wieder den Krieg erklärt hatte. Sein Entschluß, neutral zu bleiben, wurde ihm allerdings sehr erleichtert durch die Tatsache, daß der sehr große und ja gerade in England ebenso sicher wie ertragreich angelegte Teil seines riesigen Vermögens keinesfalls der Gefahr einer Beschlagnahme ausgesetzt werden durfte. Und schließlich fand Kurfürst Wilhelm anno 1803 endlich auch einen Weg, weitere sehr beachtliche Teile seiner kaum noch unterzubringenden Kapitalien in ein Land zu schleusen, das vor einem Zugriff Bonapartes ziemlich sicher zu sein schien, dessen Kreditwünschen er sich aber bislang hatte entziehen müssen, weil dort seine engsten Verwandten regierten, die natürlich von ihm, dem lieben Schwager, Schwiegersohn, Neffen und Onkel, Nachlaß der Zinsen und Verzicht auf Gestellung von Sicherheiten gefordert hätten – Gefälligkeiten, die Wilhelm selbstverständlich niemals zu gewähren bereit war, ja, deren bloße Erwähnung ihm schon Übelkeit bereitet hätte.

Wiederum war es Herr Buderus von Carlshausen gewesen, der Seiner kurfürstlichen Durchlaucht einen, wie es schien, sehr glücklichen Ausweg gewiesen hatte, nämlich den, das Angebot an den dänischen Hof nicht durch die üblichen, aller Welt als Hofbankiers des steinreichen Wilhelms von Hessen-Kassel bekannten Firmen machen zu lassen, sondern über eine Kette von zuverlässigen, in Kopenhagen, Hamburg, Frankfurt und Kassel ansässigen, den Geschäften des Kurfürsten bislang fernstehenden jüdischen Geldleuten. Bis die – übrigens für die Dänen sehr verlockenden, tatsächlich aber dem Kurfürsten die größten Vorteile bringenden – Bedingungen des Kreditgeschäfts endgültig vereinbart wären, sollten nur die beiden ersten Glieder der Kette sichtbar werden; erst später brauchte man dem dänischen Hof zu enthüllen, daß die Gesamtabwicklung der Anleihe in Frankfurt am Main zu erfolgen hätte, und von der wirklichen Herkunft des Geldes sollten sie überhaupt nichts erfahren.

Nach mühseliger Überwindung des Argwohns Seiner immer mißtrauischen Durchlaucht und erfolgreicher Abwehr aller Störversuche der durch ihre Vertrauensleute am Kasseler Hof eilig auf den Plan gerufenen, über alle Maßen erbosten Frankfurter Bankherren, die nicht einsehen wollten, daß sie diesmal nicht wie sonst eingeschaltet werden konnten, gelang es Herrn Buderus von Carlshausen schließlich, das Geschäft genau wie geplant einzufädeln und zum Abschluß zu bringen. Die vorletzten und letzten Glieder besagter Kette aber bildeten der uns schon bekannte Münzhändler und Hoffaktor Meyer in Frankfurt sowie seine beiden ältesten Söhne Amschel und Salomon, damals gerade dreißig und neunundzwanzig Jahre alt.

Die beiden jungen Männer waren Teilhaber des väterlichen Geschäfts, das mit ihrer Unterstützung – dank der günstigen Lage Frankfurts für den Handel mit Mangelwaren aller Art zu immer steiler ansteigenden Preisen – einen kräftigen Aufschwung genommen hatte. Sie waren auch immer glänzend informiert über die jeweils neuesten Entwicklungen des Krieges und der europäischen Politik sowie über Angebot und Nachfrage im Warenhandel wie im Kriegsgeschäft.

Für diese gute Unterrichtung sorgte, soweit es die britischen Verhältnisse und den in London konzentrierten Welthandel betraf, vor allem Meyers dritter Sohn, der damals dreiundzwanzigjährige Nathan, der 1789 Frankfurt verlassen hatte und als Vertreter der väterlichen Firma nach England übergesiedelt war, wo er zunächst nur Tuche eingekauft, sich aber dann bald auch allerlei sonstigen Waren- und Geldgeschäften zugewandt hatte. Doch die für Meyer und seine Söhne wichtigste Informationsquelle war ein neuer, vornehmer Kunde, dessen Geschäfte es mit sich brachten, daß er und seine engsten Mitarbeiter stets über alles, was auf dem europäischen Kontinent geschah, zuverlässig und detailliert unterrichtet waren, ja, oft sogar die privatesten Geheimnisse hoher und höchster Persönlichkeiten kannten. Chef dieser seltsamen Firma und Meyers neben dem Kurfürsten nützlichster Kunde war Karl Anselm Fürst von Thurn und Taxis, des kurz vor seinem ruhmlosen Ende stehenden Heiligen römischen Reiches Deutscher Nation Erb-General-Postmeister, damals gerade siebzig Jahre alt, auch ständiger Vertreter des Kaisers auf dem immerwährenden, immer weniger Einfluß auf das Geschehen habenden Reichstag zu Regensburg.

Die Herren von Taxis, wie sie eigentlich hießen, denn ihren Namensbestandteil »Thurn« verdankten sie nur dem Übereifer eines hochbezahlten Genealogen, der ihre Herkunft von einem alten Geschlecht, de la Torre, ableitete, welchen Irrtum seine Auftraggeber dann nicht mehr zu berichtigen geruhten, hatten sich das Post- und Personenbeförderungs-Monopol im Reich zu verschaffen gewußt. 1512 waren sie, bis dahin einfache Postunternehmer in Tirol, vordem bloße Kuriere, in den Adelsstand erhoben, 1516 auch mit der Einrichtung einer Botenpost von Wien nach Brüssel, der Hauptstadt der habsburgischen Niederlande, betraut worden. Aus dieser Position heraus erlangten sie 1595 die Generaloberpostmeisterwürde im Reich und wurden, da sie ja nun Großunternehmer waren, bald darauf Freiherren, 1624 Grafen und weitere siebzig Jahre später sogar Fürsten, weil sie einen beträchtlichen Teil ihrer enormen Einnahmen aus dem konkurrenzlos betriebenen Postgeschäft in Ländereien angelegt hatten, deren immer größere Ausdehnung solche Rangerhöhungen rechtfertigte, um so mehr, als sie sich der Kaiserlichen Majestät gegenüber niemals knauserig zeigten, auch anderen hohen weltlichen und geistlichen Herren stets gefällig waren, wenn diese ein Darlehen brauchten. Heftigen Widerstand fanden die aufstrebenden Postmeister-Fürsten erst, als sie 1754 auch noch in den exklusiven Reichsfürstenrat aufgenommen zu werden wünschten. Da Überredung und allerlei Zuwendungen nur eine kleine Minderheit der wahlberechtigten Mitglieder umzustimmen vermochten, die anderen aber unter lautem Protest den Sitzungssaal verließen, um dadurch die Zuwahl der steinreichen Emporkömmlinge und »Briefträger«, wie sie sie nannten, unmöglich zu machen, verfielen die Herren von Thurn und Taxis auf einen Trick: Sie ließen einfach die Stimmen der Abwesenden als »für den Antrag abgegeben« mitzählen, was ihnen nicht sonderlich schwerfiel, denn der Kaiser hatte sie allergnädigst mit seiner Vertretung betraut, und daher waren sie Sitzungsleiter.

Fürst Karl Anselm, damals bei der zunächst etwas umstrittenen, später auch von den erbittertsten Widersachern zähneknirschend akzeptierten Aufnahme seines erlauchten Hauses in den Reichsfürstenrat gerade einundzwanzig Jahre alt, hatte den unermeßlichen, nur noch von dem des Landgrafen und späteren Kurfürsten von Hessen-Kassel übertroffenen Reichtum der Familie weiter kräftig zu mehren verstanden, und zwar gemäß dem in seiner Sippe seit Beginn ihres Aufstiegs gepflegten Brauch auf dreierlei Weise:

Einmal natürlich dadurch, daß er Porti und Fahrpreise möglichst hoch, die Bezüge seiner Postbediensteten möglichst niedrig ansetzte, keine Steuern bezahlte und mit stiller Freude zusehen konnte, wie sein Unternehmen mit Gottes Hilfe auf das wunderbarste florierte; zum zweiten, indem er die Unsummen, die ihm das Postmonopol einbrachte, teils in riesigen, weitgestreuten Ländereien anlegte, die mehrere souveräne Fürstentümer und Grafschaften bildeten, wo er von seinen miterworbenen Untertanen Frondien-

ste, Steuern und Abgaben aller Art fordern konnte, teils gegen gute Sicherheiten und hohe Zinsen an Geldbedürftige aller Stände auslieh; zum dritten aber, indem er – da die harten Strafbestimmungen der heutigen §§ 354 [weggefallen] und 355 StGB [Verrat von Betriebs- und Steuergeheimnis], soweit sie schon damals bestanden, für ihn, einen Reichsfürsten, nicht in Anwendung kommen konnten und die Regeln des Anstands ihm davon nicht sonderlich verletzt schienen – alle seiner Post anvertrauten Briefe von einem Stab treuer Helfer in technisch hervorragend ausgestatteten »schwarzen Kabinetten« heimlich öffnen, den Inhalt prüfen und, so dies lohnend schien, auch kopieren ließ, die so gewonnene Fülle von Nachrichten auf jede erdenkliche Weise wirtschaftlich, politisch und gelegentlich auch in ganz privater Hinsicht für sich selbst auswertete und eine Auswahl von interessanten Informationen dem Kaiser in Wien und einem Kreis weiterer zuverlässiger Geschäftsfreunde im Tausch gegen Gefälligkeiten aller Art zugänglich machte. Kein Wunder also, daß die Thurn und Taxis von Jahr zu Jahr reicher wurden (wenn es auch erstaunlich bleibt, daß sie noch heute zu den reichsten Familien der Welt zählen!), kein Wunder auch, daß ihre engsten Mitarbeiter und deren Anhang ebenfalls beträchtlichen Nutzen aus dem systematischen Bruch des Postgeheimnisses zogen.

Zu diesem erlesenen Kreis von Mitarbeitern der Thurn und Taxisschen Post- und Nachrichtenzentrale, die ihren Sitz in Frankfurt am Main hatte, gehörten zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch der fast sechzigjährige Meyer und seine ältesten Söhne. Ihre Firma hatte durch schwunghaften Handel mit verknappten Waren, allerlei Kriegslieferungen, stärkere Einschaltung in das aufgeblähte Kreditgeschäft und die in bewegten Zeiten besonders wichtige Rückendeckung, die ihnen der Geheimrat Buderus von Carlshausen, der engste Berater des hessischen Kurfürsten, in immer stärkerem Maße gewährte, mächtigen Aufschwung genommen. Aber Meyer und Söhne waren sich dennoch nicht zu gut dafür, gegen winzige Provisionen Darlehen der fürstlich Thurn und Taxisschen Finanzverwaltung an diejenigen zu vermitteln, deren Geldnöte durch die private Postzensur offenbar geworden waren, oder günstige Ankäufe für das Haus Thurn und Taxis zu tätigen, wo durch Verletzung des Briefgeheimnisses besonders gute Gelegenheiten hatten erkundet werden können. Es fielen nämlich bei solcher Agententätigkeit so viele politische Informationen und Neuigkeiten von den Kriegsschauplätzen für diejenigen ab, die sie zu nutzen wußten, daß Meyer und seine Söhne daraus unendlich mehr Profit ziehen konnten als es nach dem Umfang ihrer offiziellen Geschäftchen den Anschein hatte.

Sie waren drauf und dran, aus der Obskurität des Trödelhandels und der Hintertreppen-Agentur in die große Geschäftswelt aufzusteigen, und das drückte sich auch schon in der Fülle der Titel aus, die Meyer als Senior der Firma für sich erworben hatte: Er war, auf Fürsprache des Hauses Thurn und Taxis, seit 1800 auch kaiserlicher Hoffaktor, ferner Hofagent des souveränen Johanniterordens und des Fürsten zu Isenburg. Im Zuge der Durchführung des dänischen Anleihegeschäfts wurde Meyer sogar Oberhofagent des hessischen Kurfürsten, nebenbei auch Hoffaktor des Fürsten von Thurn und Taxis.

Doch während Kurfürst Wilhelm von Hessen längst ein mehrhundertfacher Millionär und auch der Fürst Karl Anselm von Thurn und Taxis höchstens um ein Drittel ärmer war als der Krösus von Kassel, konnte Meyer um 1800 gerade die erste Million Gulden sein eigen nennen, wodurch er etwa den zehnten Platz unter den Reichen der Frankfurter Judengasse einnahm. Und wenn er auch gute Aussichten hatte, bald einer der wohlhabendsten Männer der Mainmetropole zu werden, schien es ihm bestimmt zu sein, weiterhin um die Gunst der Mächtigen buhlen zu müssen und nicht einen Gulden mehr für sich und seine Söhne ergattern zu können, als bei den kleinen und großen Aufträgen abfiel, die der reiche Kurfürst und die anderen hohen Herren ihm auf Fürsprache ihrer Räte gnädigst zukommen ließen.

Meyer schien sich mit dieser Lage der Dinge schon abgefunden zu haben, doch dann, im Spätherbst des Schicksalsjahres 1806, trat eine plötzliche Wandlung ein: Bonaparte, seit 1804 Kaiser der Franzosen und seit Austerlitz, wo er im Dezember 1805 die verbündeten Russen und Österreicher vernichtend geschlagen hatte, nahezu Herr des europäischen Kontinents, hatte sich im Sommer 1806 zum Protektor des Rheinbundes aufgeschwungen, einer Föderation von sechzehn vom Reiche abgefallenen Staaten unter der Kanzlerschaft des Mainzer geistlichen Kurfürsten Theodor von Dalberg. Nun schickte sich Napoleon an, auch die letzte kontinentale Großmacht, das Königreich Preußen, unter seinen Willen zu zwingen, notfalls mit brutaler Gewalt.

Für Kurfürst Wilhelm von Hessen, der seit mehr als zehn Jahren seine Neutralität behauptet hatte, schien ein günstiger Augenblick gekommen. Er wurde von allen Seiten umworben, konnte unmäßige Forderungen stellen, Ansprüche auf eine Königskrone anmelden und, so meinte er, in Ruhe abwarten, wem sich das Kriegsglück zuneigen würde.

Mit England verhandelte er bereits wegen eines neuen Verkaufs hessischer Regimenter; mit Preußen schloß er sogar einen geheimen Bündnisvertrag, verzögerte aber dessen Ratifizierung; dem Rheinbund – und damit Napoleon – bot er sich ebenfalls an, und mit Wien und Paris feilschte er gleichzeitig um Rangerhöhung und Gebietserweiterung, wofür er Hilfstruppen, eventuell auch bares Geld, in Aussicht stellte.

So taktierte er bis in den Oktober hinein, als der Krieg zwischen Preußen und Frankreich ausbrach, und er gedachte, nun noch einige Monate lang die weitere Entwicklung in Ruhe abzuwarten, um sich dann dem voraussichtlichen Sieger so teuer wie noch möglich zu verkaufen und so unter geringsten Opfern das beste Geschäft zu machen. Doch er verrechnete sich gründlich: Schon nach wenigen Tagen, am 14. Oktober 1806, war der Krieg entschieden, Preußen bei Saalfeld, Jena und Auerstädt vernichtend geschlagen, sein Heer in voller Auflösung. Am 27. Oktober zog Napoleon bereits in Berlin ein, und zugleich gab er Befehl, dem Kurfürsten von Hessen gegenüber keinerlei Rücksicht mehr zu nehmen, sein Ländchen zu besetzen, seine Truppen zu entwaffnen, alle Kassen und Magazine zu beschlagnahmen und den Kurfürsten selbst gefangenzunehmen.

In der Nacht zum 1. November biwakierten von Frankfurt her einmarschierte französische Truppen bereits in Sichtweite des nun von panischer Angst ergriffenen Kurfürsten Wilhelm, dem nur noch wenige Stunden blieben, seine Schätze, soweit er sie nicht einpacken konnte, so sicher wie möglich zu verstecken, dem Geheimrat Buderus letzte Anweisungen und umfassende Vollmachten zu erteilen und dann sich selbst, die eine oder andere seiner Mätressen und soviel Gold, Juwelen und Wertpapiere, wie sich in die Koffer stopfen ließen, aus der schon fast umzingelten Stadt zu retten. Über Hameln, Altona und Rendsburg flüchtete er zunächst nach Schleswig, wo sein Bruder als Herzog residierte, und von jeder kurzen Station dieser sehr eiligen Reise sandte er durch Kuriere herzerreißende Bittbriefe an Napoleon, worin er den Kaiser anflehte, ihm Land, Thron und Vermögen zu belassen und dafür so viele hessische Soldaten wie er nur wollte, notfalls gratis, für kommende Feldzüge in Empfang zu nehmen. Napoleon würdigte ihn keiner Antwort, befahl statt dessen seinem General Lagrange, der längst in Kassel eingerückt war, mit Schreiben vom 5. November 1806: »Lassen Sie die gesamte Artillerie, den Inhalt aller Magazine, alle Möbel, Statuen und Effekten aus den Palais des Hofes nach Mainz bringen. Verkünden Sie, daß dieser Fürst nicht mehr herrschen darf. Ich werde an meinen Grenzen keinen feindlichen Fürsten mehr dulden, der ... seine Untertanen verkauft! Beauftragen Sie einen Intendanten, die Einkünfte des Fürsten zu erfassen. Im übrigen können Sie das Land mit Milde behandeln ...«

In den folgenden Tagen stöberten in Kassel und anderswo im Land schnauzbärtige Gendarmen, unterstützt von Einheimischen, sämtliche versteckten Schätze des geflohe-

nen Kurfürsten auf, beschlagnahmten kaiserlich-französische Intendanturräte das goldene Tafelgeschirr, die kostbaren Gemälde und Teppiche und auch das überaus wertvolle, von Herrn Hoffaktor Meyer um so viele seltene Stücke bereicherte Münzkabinett sowie alle Rechnungsbücher, Schuldner- und Wertpapierverzeichnisse. Dem General Lagrange fielen fast die Augen aus dem Kopf, als ihm der Chef der Intendantur einen ersten Überblick über den Gesamtumfang des beschlagnahmten kurfürstlichen Vermögens gab. Und sofort beschloß er, seinem kaiserlichen Herrn, der auf so ungeheure Beute ebenfalls nicht gefaßt sein konnte, einen ähnlichen Schock, wie er selbst ihn gerade erlebt hatte, unbedingt zu ersparen und Napoleon nur einen Bruchteil des Wertes zu melden, nämlich elf Millionen Taler oder 44 Millionen Franken, was höchstens einem Viertel des wahren Umfangs entsprach. Dafür sandte er sofort riesige Mengen Silber an die Mainzer Münze, auch etliche Juwelen und kostbare Möbel an die Kaiserin in Paris, und verteilte großzügig allerlei wertvolle Souvenirs an seine Staboffiziere sowie an einflußreiche Freunde daheim. Den ganzen Rest, vornehmlich Gold, Obligationen, Hypothekenbriefe und Schuldscheine, behielt er zunächst für sich, doch da er mit all den Papieren nichts anfangen konnte, ließ er sich herbei, erst zweiundvierzig, dann nochmals etwa achtzig Kisten mit Dokumenten, die den Hauptteil des kurfürstlichen Vermögens bildeten, an Beauftragte des Geheimrats Buderus herauszugeben – nicht umsonst, wie sich fast von selbst versteht, sondern gegen ein Douceur von rund einer Million Goldfranken in bar (wovon allerdings der Chef der Intendantur rund ein Drittel bekam, so daß er der ganzen Aktion allerkorrekteste Durchführung bescheinigen konnte).

Die so für Wilhelm geretteten Kisten konnten diesem jedoch nur zum kleinsten Teil ins Exil nachgeschickt werden; die meisten wanderten in neue Verstecke, die nur noch Herr Buderus und einige seiner engsten Vertrauten kannten.

So saß denn um die Jahreswende 1806/07 der einst reichste Fürst Europas nicht mehr auf seinem Thron, sondern mit nur noch kargen Resten seines riesigen Vermögens bei Verwandten in Schleswig, während sich sein Land in Feindeshand, der Großteil seiner Schätze jedoch in daheim versteckten Kisten befand, an die Seine Durchlaucht nicht mehr heran konnte. Neue Geschäfte, die die fürchterliche Lage hätten bessern können, waren vorerst nicht zu machen; es gab vor allem auch keine Untertanen mehr, die er hätte besteuern oder verkaufen können. Und sogar der Zinsendienst für diejenigen Schuldtitel, die er bei seiner eiligen Abreise aus Kassel noch hatte einpacken können, war durch die veränderte Lage in Frage gestellt: Der Preußenkönig, dem Wilhelm viele Millionen Taler geborgt hatte, saß ohne Geld, Land und Heer im fernen Königsberg, wohin er vor Napoleon geflohen war; der geschlagene Kaiser Franz von Österreich, schon vor seiner Kapitulation dem Bankrott nahe, hatte gerade mit Frankreich einen demütigenden und kostspieligen Frieden schließen müssen, und es war fraglich, ob Wilhelm noch jemals einen Heller von ihm zurückerhalten würde; die rheinischen Kunden des Exkurfürsten waren Vasallen Frankreichs geworden und würden sicherlich Napoleon und seinem Rheinbund-Beauftragten Dalberg freudig gehorchen, wenn diese anordneten, die Zahlungen an den landflüchtigen Wilhelm einzustellen, und England, wo Seine Durchlaucht viele hunderttausend Pfund Sterling in Wertpapieren und Darlehen angelegt hatte, war durch die sehr viel strikter gewordene Kontinentalsperre nur noch auf gefahrvollen Umwegen erreichbar. Zudem war der Londoner Hof verärgert über die hessische Schaukelpolitik und wenig geneigt, dem für weitere Soldatenkäufe nicht mehr in Frage kommenden Kreditgeber auch nur im geringsten behilflich zu sein.

Immerhin wären Wilhelm die dänischen Millionenanleihen verblieben, deren Zinsen er leicht hätte kassieren können. Doch er war ja seinerzeit Kopenhagen gegenüber absichtlich anonym geblieben und hatte, um mehr herauszuschlagen, den Oberhofagenten Meyer in Frankfurt als Kreditgeber auftreten lassen. So konnte jetzt nur dieser die jeweils fälligen Zinsen in Empfang nehmen, und Frankfurt war nicht nur fern, sondern auch in Feindeshand, zudem Residenz des zum Fürstprimas des Rheinbundes aufge-

rückten Herrn von Dalberg, zu dem Meyer, wie Seine Durchlaucht wußte, bereits in engen Geschäftsbeziehungen stand. Würde man sich unter den gegebenen Umständen überhaupt noch auf Meyers Redlichkeit verlassen können ...?

Die Rollen waren plötzlich vertauscht: Nicht mehr der alte Meyer brauchte davor zu zittern, beim Kurfürsten, seinem aussichtsreichsten Kunden, in Ungnade zu fallen; vielmehr mußte nun Seine Durchlaucht darum bangen, daß sein seit Jahrzehnten schlecht behandelter Hoffaktor ihm untreu werden könnte.

Es war eine für Wilhelm äußerst mißliche Lage, die dadurch noch ärgerlicher wurde, daß seine Verwandtschaft am recht ungenierten Auftreten einer der Mätressen ihres ungebetenen Gastes Anstoß nahm und ihn kurzerhand samt Anhang erst nach Rendsburg, dann in das – nun schon wieder bedenklich nahe dem französisch besetzten Hamburg gelegene – Schloß Itzehoe umquartierte, eine Behausung ohne jeden Komfort in für Wilhelm höchst langweiliger Umgebung. »Hier lebe ich nun ...«, klagte er seinem schon auf gepackten Koffern zur Weiterflucht nach Memel bereitsitzenden Leidensgefährten und Millionenschuldner, dem König von Preußen, in einem auf Schleichwegen nach Königsberg gesandten Brief, »niedergedrückt von namenlosem Kummer, erfüllt von tiefer Trauer über die mannigfaltigen herben Schicksale Eurer Majestät, die mich ... fast mehr schmerzen wie mein eigenes Unglück; muß noch dazu sehen, wie das Land meiner Väter willkürlich beherrscht, mein Privateigentum verschleudert wird, wie meine guten Untertanen leiden und ohne baldige Hilfe an den Bettelstab gebracht werden. Oh! Eure königliche Majestät, es ist hart, dergleichen erleben zu müssen, doppelt so hart bei dem Bewußtsein, stets so gehandelt zu haben, wie man es vor Gott und den Menschen verantworten kann ...«

Ganz ähnliche Briefe richtete er an Kaiser Franz in Wien, wobei er diesen, seinen politisch, militärisch und wirtschaftlich total ruinierten Hauptschuldner, in der Anrede zwar noch »Allerdurchlauchtigster und großmächtigster Kaiser!« nannte, das traditionell dazugehörige Beiwort »unüberwindlichster« jedoch taktvoll wegließ, wohl im Hinblick auf die fürchterliche Niederlage, die der Briefempfänger bei Austerlitz erlitten hatte. Und erflehte den (ohnehin völlig mittellosen) Kaiser an, nur ja kein Geld, das allein ihm, dem armen Landflüchtigen, zustehe, an Beauftragte des korsischen Usurpators zu zahlen. Den besagten Korsen wiederum bestürmte der verjagte Kurfürst mit Bitten, ihm doch um Gottes und der Barmherzigkeit willen wenigstens ein klein bißchen Land und Privatvermögen allergnädigst zurückgeben zu wollen, versprach dafür unverbrüchliche Treue sowie die Lieferung jeder gewünschten Menge wackerster Soldaten. Und zur selben Zeit verhandelte Wilhelm auch mit englischen Diplomaten, entwickelte ihnen Pläne für ein gemeinsames militärisches Vorgehen gegen die Satansbrut Bonaparte, stellte sich dafür als Feldherr, vorerst ohne eigenes Heer, jederzeit zur Verfügung und erklärte sich auch bereit, einen Teil der entstehenden Kosten zu ungewöhnlich günstigen Bedingungen zu kreditieren. Die Briten kannten jedoch den Inhalt seiner gleichzeitig an Napoleon gerichteten Angebote, wußten auch, daß sie bei Bonaparte keine Beachtung gefunden hatten und sorgten nun dafür, daß das in England angelegte Vermögen des unzuverlässigen Wilhelm streng überwacht und zeitweise sogar unter Sequester gestellt wurde.

Solch himmelschreiende Ungerechtigkeit mußte Wilhelm aufs höchste empören, und tatsächlich wurde sein Jammern nun immer häufiger von Wutanfällen unterbrochen. »Sein persönlicher Umgang ist über alle Beschreibung unangenehm«, berichtete ein preußischer Emissär, Fürst Wittgenstein, seinem König. »Es ist viel Geduld erforderlich, um seine ewigen Klagen und Aufwallungen zu ertragen.«

In dieser so mißlichen Lage bedeutete es für den um seine Millionen bangenden Wilhelm wenig Trost, daß sein Bevollmächtigter Buderus aus Kassel, wo ihm Verhaftung drohte, als Handwerksbursche verkleidet geflohen und auf Schleichwegen zu ihm ge-

stoßen war, bereit, das bittere Exil mit seinem kurfürstlichen Herrn zu teilen und nun auch ähnliche Jammerbriefe, wie dieser sie schrieb, in alle Welt zu senden. »Wir sind hier im größten Elend!«, klagte der Geheimrat schon kurz nach seiner Ankunft bei Wilhelm dem kurfürstlichen Repräsentanten in London, »Helfen Sie doch, daß wir baldigst Geld bekommen, weil von Kassel kein Kreuzer verabfolgt wird. Oh, Gott! Welche Veränderung der Dinge!«



Die den Kurfürsten so sehr, seinen Geheimrat Buderus scheinbar nicht minder bestürzende Veränderung der Dinge hatte den Oberhofagenten Meyer in Frankfurt natürlich ebenfalls schmerzlich berührt, ihn jedoch, dank seiner guten Beziehungen zur Thurn und Taxisschen Nachrichtenzentrale, ganz und gar nicht überrascht. Er hatte frühzeitig allerlei Dispositionen getroffen, zum Beispiel – neben der geheimen wirklichen und der für die kurhessische Finanzverwaltung einsehbaren Buchhaltung – nun auch speziell für französische Augen bestimmte Geschäftsbücher anlegen lassen, war schon längst zum Hauptkreditgeber des jetzt in der Gnadensonne Napoleons stehenden Rheinbund-Souveräns Dalberg avanciert und genoß dessen Protektion.

Dank dieser Vorsorge konnte er sich allerhand erlauben, hielt sich indessen bei der Rettung der kurfürstlichen Kisten aus den Händen Lagranges klug zurück und übernahm nur vier davon in Aufbewahrung. Er blieb aber weiterhin in engstem Kontakt mit Buderus und dem zwar entthronten, aber noch immer reichen Wilhelm und wandte sich für einige Zeit vornehmlich einer Tätigkeit zu, die damals bei christlichen wie jüdischen Kaufleuten Deutschlands besonders beliebt war, denn man konnte dabei seine vaterländische Gesinnung beweisen und zugleich enorme Profite machen.

Es galt bei dieser doppelt sympathischen Art von Geschäften, den napoleonischen Zöllnern und Kontrolleuren ein Schnippchen zu schlagen und in Deutschland dringend benötigte Waren wie Kaffee, Tee, Tabak, Rohrzucker, Indigo, Nähgarn oder auch Tuche durch die gegen den englischen Handel errichtete Kontinentalsperre zu schmuggeln und dem schwarzen Markt zuzuführen, was – weil man die Schuld an den hohen Preisen allein den Franzosen gab – eine gewisse Popularität bei den Verbrauchermassen einbrachte, zudem jedesmal einige Hundert Prozent Gewinn.

Meyer und seine tüchtigen Söhne, die zusammen dieses Geschäft eine Zeitlang in ganz großem Maßstab betrieben, hatten gegenüber ihren Konkurrenten einen dreifachen Vorteil. In Frankfurt am Main, das zugleich Sitz ihrer Firma und Hauptumschlagplatz der aus England eingeschmuggelten Konterbande war, stand die Familie unter dem persönlichen Schutz des ihr sehr verpflichteten neuen Staatsoberhauptes, des nunmehrigen Fürstprimas von Dalberg; Vater Meyer war nach wie vor ein (durch die Thurn und Taxissche Briefmanipulation) besser als andere informierter, auch (durch besondere Umstände) plötzlich über nahezu unbegrenzte Mittel verfügender Mann, und in der Person seines Sohnes Nathan hatte er einen zuverlässigen Vertreter in England, der an Ort und Stelle preiswert einkaufen konnte, zudem (durch dieselben besonderen Umstände) ebenfalls über enorme Bargeldreserven verfügte.

Diese an ein Wunder grenzende Liquidität der Familie im In- und Ausland war, zumindest anfangs, nämlich bis sie damit viele eigene Millionen verdient hatte, nur darauf zurückzuführen, daß der Geheime Finanzrat Buderus dem Oberhofagenten Meyer alle seine kurfürstlichen Vollmachten übertragen hatte, ehe er aus Kassel geflüchtet war! Und so lag mit einem Male fast die gesamte Administration des noch immer gigantischen Vermögens Seiner Durchlaucht allein in Meyers und seiner Söhne Händen – zur nicht geringen Wut des abgesetzten Kurfürsten, der mit gewohntem, in diesem Falle auch durchaus berechtigtem Mißtrauen sofort vermutete, daß seine Schätze sich für ihn selbst kaum noch vermehren, sondern künftig andere reich machen würden.

Sobald sich die Lage einigermaßen beruhigt hatte, schickte Wilhelm den Geheimrat Buderus wieder zurück nach Kassel, damit die Selbstherrlichkeit des Oberhofagenten Meyer ein Ende hätte. Doch es änderte sich damit praktisch gar nichts. Meyer hatte bereits alles so fest an sich gezogen, daß Buderus, auch wenn ihm daran gelegen gewesen wäre, sich gar nicht mehr von ihm hätte trennen können.

Aber der Herr Geheimrat Buderus von Carlshausen war weit davon entfernt, Meyers Handlungsfreiheit einschränken zu wollen. Er schätzte sich vielmehr übergücklich, alles diesem vortrefflichen Mann überlassen zu können, und er pries in jedem Bericht an seinen kurfürstlichen Herrn die, wie er fand, ein Geschenk des Himmels darstellende Geschicklichkeit, Redlichkeit, Treue und Uneigennützigkeit des Herrn Oberhofagenten und seiner prächtigen Söhne, bis Wilhelms Argwohn, von gelegentlichen Rückfällen abgesehen, nachließ und er sich, leise grollend, ins Unvermeidliche fügte.

Diese erstaunliche, allen Gepflogenheiten und Direktiven widersprechende Vorliebe des sonst so reservierten und peniblen Geheimrats für den beklagenswert wenig gebildeten, auch recht unmanierlichen und in manche recht dunkle Geschäfte verstrickten Meyer beruhte sicherlich zum Teil auf echter, von keinem Standes- oder Glaubensunterschied beeinträchtigter Sympathie, gewiß aber auch darauf, daß zwischen Buderus und Meyer ein geheimes Abkommen bestand, das den Herrn Finanzrat – entgegen seinem Dienst-eid und den für Beamte geltenden Regeln – zum stillen Teilhaber der florierenden Firma Meyer & Söhne (und damit binnen kurzem zum mehrfachen Millionär) machte.



In den sieben, für ihn sehr langen und bitteren Jahren, die Kurfürst Wilhelm I. von Hessen, der nach wie vor reichste, doch über sein Vermögen selbst nur noch sehr beschränkt verfügende Mann Europas, im Exil verbringen mußte, blieb der Kontinent beherrscht von Napoleon, dessen Wünschen und Launen sich alle anderen Menschen mehr oder minder freudig unterwarfen, auch der Kaiser in Wien, der sogar seine Tochter Marie Louise dem verhaßten korsischen Usurpator zur Gemahlin hatten geben müssen. Für Wilhelm, dessen Ländchen dem neuen Königreich Westfalen einverleibt worden war und nun von Napoleons Bruder Jérôme regiert wurde, der im ehemals kurfürstlichen Schloß zu Kassel als »König Lustick« residierte, hatte diese Entwicklung zur Folge, daß ihn seine Verwandten ängstlich baten, sich doch ein anderes Quartier zu suchen. Der Preußenkönig, dessen Gastfreundschaft Wilhelm nun in Anspruch nehmen wollte, winkte erschrocken ab, und auch Kaiser Franz, sein Hauptgläubiger, gestattete ihm nur zögernd, sich zu einer längeren Kur nach Karlsbad, später in aller Stille nach Prag zu begeben, und auch dies nur, weil der millionenschwere Flüchtling dadurch vielleicht zu einem neuen Kredit zu bewegen war, den Österreichs völlig zerrüttete Staatsfinanzen dringend benötigten.

In Hessen und in den Rheinbund-Staaten hatten die Behörden unterdessen damit begonnen, förmlich Jagd auf Wilhelms an Bewohner dieser Gebiete ausgeliehene Kapitalien zu machen, zu des Exkurfürsten Glück jedoch ohne eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von der Höhe dieser Summe (General Lagrange hatte diese Außenstände des Vertriebenen entgegenkommenderweise, wenn auch nicht ganz umsonst, mit nur sechzehn Millionen Franken beziffert, während es sich in Wirklichkeit um etwa das Vierfache handelte). Es begann ein zäher und äußerst raffiniert geführter Kampf um die Eintreibung dieser Gelder, bei dem der Oberhofagent Meyer den Sieg davontrug und die neuen Behörden das Nachsehen hatten (vielleicht nicht zuletzt dadurch, daß der Rheinbund-Fürstprimas Dalberg, obwohl oberster Chef dieser Behörden, heimlich zu seinem privaten Geldgeber Meyer hielt).

Dieser sehr schöne Erfolg, der nebenbei Meyers Liquidität noch verbesserte, trug ihm sogar erstmals die Bewunderung des Exkurfürsten ein, der um seine Millionen gezittert

hatte, und es war nun für Geheimrat Buderus nicht mehr allzu schwer, Seine Durchlaucht dazu zu bewegen, das flüssig gewordene Geld wieder von dem tüchtigen Meyer (übrigens unter dessen nahezu völligem Verzicht auf Gebühren und Provisionen) zinsbringend anlegen zu lassen, diesmal außerhalb eines möglichen Zugriffs napoleonischer Behörden, und zwar in London, wo Meyers Sohn Nathan für die kurfürstlichen Millionen gute englische Staatspapiere, sogenannte Consols, kaufen sollte.

Und so geschah es. An die vier Millionen Taler, sechzehn Millionen Franken, flossen aus Napoleons westdeutschen Vasallenstaaten auf geheimen Wegen in das ihm feindliche England, wo schon große Kapitalien des ehemaligen Kurfürsten angelegt waren, deren angesammelte Zinsen das Nathan zur Verfügung stehende Geld noch vermehrten. Übrigens mußte Meyers Sohn in London natürlich so tun, als handle es sich um sein eigenes Vermögen, denn Napoleons Spione waren überall, und der auf des Franzosenkaisers Gnade angewiesene Wilhelm durfte sich nicht noch mehr Ungelegenheiten zuziehen.

Nathans Prestige innerhalb der Londoner Finanzwelt stieg auf diese Weise gewaltig, und entsprechend wuchs auch das Ansehen und der Kredit seiner väterlichen Firma. Doch dies waren beileibe nicht die einzigen Vorteile. Angesichts der offiziellen Sperre aller Verbindungen zwischen England und dem Festland hatte Wilhelm mit Meyer einen festen Preis für die zu erwerbenden Consols vereinbaren müssen. Seitdem aber waren die Kurse dieser Staatspapiere abgebröckelt, und jeder Sieg Napoleons auf dem Kontinent ließ sie weiter fallen. Nathan, der sehr rasch in den Besitz der aus Frankfurt angewiesenen Riesensummen gekommen war, hatte sich nun keineswegs sofort daran gemacht, Consols aufzukaufen, vielmehr dafür Gold erworben, dessen Preis im selben Maße stieg wie die Consols-Kurse fielen. Als er – nach anderthalb Jahren – die Kauforder des in rasender Ungeduld auf seine Zertifikate wartenden Exkurfürsten endlich ausführte, erzielte er für sich (und damit für die Frankfurter Firma seines Vaters, mit dem er, anders als mit Wilhelm, getreulich abrechnete) einerseits schon einen Riesengewinn beim Verkauf des Goldes, andererseits viele hunderttausend Pfund Profit beim Erwerb der inzwischen weit unter dem mit Seiner Durchlaucht vereinbarten Kurs gehandelten Consols. Von nun an konnte er noch mit eigenen Millionen spekulieren, was er erfolgreich tat, zudem seinem Auftraggeber nach Prag melden lassen, daß man in Bälde versuchen werde, wenigstens einen Teil der für den Exkurfürsten erworbenen Wertpapiere diesem auszuhändigen. Tatsächlich schmuggelte dann im Jahre 1811 ein jüngerer, inzwischen zum Mann herangereifter Bruder Nathans, Kalmann geheiß, etwas mehr als ein Drittel der angekauften Consols von London nach Böhmen, wo Wilhelm sie gierig in Empfang nahm; den größeren Rest bekam er erst Jahre später, und derweilen diente das gewaltige Paket englischer Staatspapiere dem emsigen Nathan zur Absicherung der von ihm häufig in Anspruch genommenen Millionenkredite, mit deren Hilfe er dann die abenteuerlichsten (und profitabelsten) Geschäfte machen konnte.

»Die Ostindische Kompanie«, so berichtete er darüber sehr viel später, »wollte anno 1811 Gold im Werte von achthunderttausend Pfund Sterling verkaufen. Ich interessierte mich dafür und kaufte alles an, denn ich wußte, daß der Herzog von Wellington es brauchte.« Wellington stand mit einer englischen Armee in Portugal und wartete ungeduldig auf eine Goldsendung aus London, um den Feldzug gegen Napoleon fortsetzen zu können, denn mit Papier gaben sich weder seine Soldaten zufrieden noch die Händler, die ihm Proviant, Munition und sonstiges Kriegsmaterial liefern sollten. »Wenige Tage später wurde ich zur Regierung befohlen, die mir mitteilte, sie benötige das Gold. Ich verkaufte es ihr« (mit einigem Gewinn, versteht sich!). »Doch dann wußte die Regierung nicht, wie sie dieses Gold in die Hände Welligtons gelangen lassen könnte ... Nun, ich habe mich auch dieser Sache angenommen – ich schickte es über den Ärmelkanal, quer durch das feindliche Frankreich, über die Pyrenäen und durch Spanien bis nach Portugal ... Das war das größte Geschäft, das ich je gemacht habe!«



Wie hatte Nathan dieses Wunder vollbringen können? Nun, zunächst mit Hilfe eines weiteren Bruders, Jakob, des jüngsten der insgesamt zwanzig Kinder, die Meyers Frau Gudula ihm geboren hatte. Die Hälfte davon war in zartestem Alter gestorben, aber fünf Töchter und fünf Söhne waren immerhin übriggeblieben.

Jakob war im Frühjahr 1811, mit besten Empfehlungen des inzwischen zum Großherzog von Frankfurt avancierten Herrn von Dalberg ausgestattet, nach Paris gereist und hatte dort allerlei Verbindungen angeknüpft, unter anderem zum französischen Finanzminister, aber auch zu hohen Polizeibeamten, von denen einige später durch den Luxus auffielen, den sie plötzlich trieben. Mit großem Geschick hatte es Jakob, der sich von nun an James nannte, in Paris verstanden, den Behörden einzureden, es läge im französischen Interesse, den Schmuggel von Gold aus England nach Frankreich zu fördern. Mit eigens zu diesem Zweck geschriebenen Briefen Nathans, in denen davon die Rede war, daß die englische Regierung den weiteren Abfluß von Gold zum Kontinent mit drastischen Mitteln zu unterbinden gedenke, bewog James die französischen Beamten, die Goldtransporte seines Bruders Nathan nicht nur unbehelligt zu lassen, sondern sie sogar unter ihren besonderen Schutz zu stellen (was aber wohl nicht allein auf die Beschränktheit der betreffenden Funktionäre zurückgeführt werden kann, vielmehr, mindestens zum Teil, auch auf ihre Empfänglichkeit für die üppigen Gaben, die der freigebige junge Mann aus Frankfurt ihnen zukommen ließ ...). Den weiteren Transport des englischen Goldes besorgte dann Bruder Kalmann, der Spezialist der Familie für Kurierfahrten und geheime Bargeldbeförderung. Den Ruhm aber erntete Nathan, dessen Patriotismus später sowohl das britische Schatzamt wie der Herzog von Wellington bei jeder Gelegenheit priesen.

So war denn, als der Vater dieser tüchtigen Söhne, Kurfürst Wilhelms wackerer Oberhofagent Meyer, am 19. September 1812 im Alter von 68 Jahren starb, seine Familie bereits, dank der Siege Napoleons, aber auch durch ihre eigene Tüchtigkeit, zu enormem Reichtum und beträchtlichem Einfluß gelangt: In Frankfurt, wo Amschel und Salomon die Firmenzentrale im alten Haus »Zum grünen Schild« leiteten, stand alle Welt bei ihnen in der Kreide, und sie konnten sich zudem der höchsten Gunst des Großherzogs Theodor von Dalberg erfreuen; viele andere deutsche Fürsten waren ihnen ebenfalls sehr gewogen (und finanziell verpflichtet), bei der kaiserlichen Regierung in Wien wußte man um diese Zeit längst, an wen man sich zu wenden hatte, wenn man aus dem Millionenschatz des ehemaligen Kurfürsten von Hessen neue Kredite erhalten wollte, nämlich an die Söhne des eigenen Hoffaktors Meyer in Frankfurt und deren stillen Teilhaber, Herrn Geheimrat Buderus von Carlshausen; in den Metropolen der beiden miteinander seit über zwei Jahrzehnten Krieg führenden Mächte, in Paris wie in London, pries man den glühenden Patriotismus des einen oder anderen Familienmitglieds und sah voller Hochachtung, wie sie ihr rasch wachsendes Vermögen immer wieder für die Interessen ihrer jeweiligen Gast- und Wahlvaterländer einzusetzen bereit waren, und im fernen Prag zählte der entthronte Wilhelm seine für ihn zwar im Augenblick nicht erreichbaren, aber immerhin vorhandenen und von seinen Bevollmächtigten glänzend verwalteten Außenstände und schätzte sich insgeheim glücklich, die Ratschläge seines Geheimrats Buderus befolgt und dem alten Meyer vertraut zu haben.

Der konnte nun völlig beruhigt, was die Lage seiner Firma betraf, für immer die Augen schließen, brauchte sich auch keine Vorwürfe zu machen, daß er und seine ihm naheifernden Söhne irgendeine gute Gelegenheit ungenutzt gelassen oder auch nur bei ihren vielfältigen Geschäften irgendwann einmal ein paar überflüssige Skrupel gehabt hätten.



Meyer starb als der bis zum letzten Atemzug um das Wohl seiner Firma besorgte Seniorchef eines nun schon kontinentumspannenden Finanzunternehmens, das über viele Millionen Gulden, Taler, Franken und Schillinge gebot, und seine Söhne errichteten ihm ein pompöses Grabmal. Es war zwar nicht aus purem Gold, aber es hätte daraus sein können.

Übrigens stand auf besagtem Monument der volle Name des Verstorbenen, der nicht bloß Meyer, sondern auch, nach seinem Vater, Amschel geheißen hatte, außerdem (weil es so viele gab, die sich Meyer und auch nicht eben wenige, die sich Meyer Amschel nannten) zur besseren Unterscheidung und der Sitte der Frankfurter Judengasse gemäß nach dem Haus benannt worden war, dem er entstammte, allerdings nun nicht etwa Meyer Amschel Hinterpfänner (obwohl er doch im Haus »Zur Hinterpfann« das Licht der Welt erblickt und den Großteil seines Lebens verbracht hatte), auch nicht Meyer Amschel Grünschilder (nach dem etwas feineren Anwesen »Zum grünen Schild«, das zuletzt sein eigen gewesen war), vielmehr (und zwar nach einem sehr alten Gebäude am »feinen« Ende der Gasse, das einst seinen Vorfahren gehört haben sollte und das eine kleine rote Blechtafel als Kennzeichen hatte) Meyer Amschel Rothschild.

3 Die große Zeit der Emporkömmlinge

Die große Revolution, die 1789 in Frankreich begonnen, und die siegreichen Feldzüge, mit denen sich Napoleon Bonaparte den europäischen Kontinent erobert hatte, erschütterten ein Vierteljahrhundert lang die bis dahin so festgefühten Strukturen der abendländischen Gesellschaft, beseitigten zahlreiche, ehemals fast unüberwindliche Schranken und ermöglichten so geschickten, zielstrebigem, geldhungrigen und von Skrupeln wenig geplagten Leuten wie Meyer Amschel Rothschild und seinen Söhnen den Ausbruch aus der Sklaverei, die Flucht aus dem Millionenheer der Ohnmächtigen und Ausgebeuteten, den raschen Aufstieg zu immer größerem Reichtum und in Machtpositionen, von denen aus sie nun selbst herrschen, die Privilegien der *crème de la crème* genießen und sich hinfort die dicksten Rosinen aus jenem Kuchen picken konnten, von dem sie bislang nur hier und da einen Krümel, der von der Herren Tische gefallen war, hatten erwischen können.

Doch ehe wir uns noch mit dem weiteren Aufstieg der Familie und mit der Frage beschäftigen, wie die Rothschilds den einmal gewonnenen Millionenreichtum über mehr als anderthalb Jahrhunderte bis heute haben erhalten und sogar noch beträchtlich vermehren können, müssen wir uns darüber klarwerden, daß die gerade aus ihrem bescheidenen Haus »Zum grünen Schild« in ein prächtiges Palais umziehende Familie beileibe nicht die einzige war, die sich von den Stürmen der Revolution und der Napoleonischen Eroberungszüge aus den dumpfen Niederungen der Armut hatte emportragen lassen zu den Gipfeln des Reichtums.

Denken wir nur an diejenigen, die dem Zentrum dieser Stürme sehr viel näher gewesen waren als die Rothschilds, etwa an die engsten Mitarbeiter und Günstlinge Bonapartes, an Männer wie Ney, Murat, Berthier, Marmont, Lannes, Davout, Masséna, Bernadotte, Fouché oder auch die Familie Beauharnais: Michel Ney, Sohn eines armen Böttchers aus dem württembergischen Wachendorf, 1769 in Saarlouis geboren, war zunächst Kanzleidiener, dann Schreiber eines Notars gewesen, ehe er 1788 als gemeiner Soldat seine militärische Laufbahn begann, die ihn in anderthalb Jahrzehnten zum Reiterführer Napoleons und Marschall von Frankreich aufsteigen ließ, auch zum Herzog von Elchingen, Fürsten von der Moskwa und Herrn großer Domänen im In- und Ausland; Joachim Murat, Gastwirtsohn aus dem Dorf La Bastide im Departement Lot, wo er 1767 zur Welt kam, diente sich in der Revolutionsarmee zum Oberst eines Reiterregiments empor, wurde Bonapartes Adjutant, half ihm beim Staatsstreich vom 18. Brumaire,* durfte Napoleons jüngste Schwester, Caroline, heiraten und erhielt von seinem Schwager, kaum daß dieser Kaiser geworden war, den Rang eines Prinzen und Großadmirals von Frankreich, drei Jahre später auch das souveräne Großherzogtum Cleve und Berg, 1808 sogar den Königsthron von Neapel; und Alexandre Berthier, der 1753 in Versailles als Sohn eines Subalternoffiziers das Licht der Welt erblickt hatte, ebenfalls die Militärlaufbahn einschlug und 1788 Pioniermajor geworden war, stieg wenige Jahre später zum Generalstabschef Bonapartes auf. Er wurde 1804 Marschall von Frankreich, 1807 souveräner Fürst von Neuchâtel und Valangin, Vizekönig des Reiches und kaiserlicher Prinz und, nachdem er noch eine Prinzessin von Bayern hatte heiraten dürfen, 1809 von Napoleon zum Herzog von Wagram ernannt.

* Brumaire = zweiter Monat im französischen Revolutionskalender

Zwar wurden dann sowohl Ney wie Murat nach dem endgültigen Sturz Napoleons standrechtlich erschossen, und Berthier endete durch Selbstmord, doch ihre zahlreichen Nachkommen haben nicht nur die vielen schönen Adelstitel geerbt, sondern auch den größten Teil der Domänen, Schlösser und sonstigen Millionenwerte, die die Begründer

der neuen Dynastien eilig zusammengerafft hatten. Sie sind zudem meist sehr vorteilhafte Verbindungen eingegangen und konnten so ihre gesellschaftliche Stellung häufig noch beträchtlich verbessern, wobei sie nicht vergaßen, sich – durch Heiraten von einer Emporkömmlingsfamilie zu anderen – auch gegenseitig zu fördern.

So ehelichte die Nichte des später hingerichteten Königs von Neapel, die zur kaiserlichen Prinzessin ernannte Marie-Antoinette Murat, den steinreichen Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen; ihr Großvetter, Prinz Joachim IV. Murat, vermählte sich hingegen mit Malcy Berthier de Wagram; deren beider Sohn, Joachim Napoleon, heiratete als 5. Fürst Murat die Tochter Cécile des 3. Herzogs Ney d'Elchingen, und das Paar konnte, neben einem luxuriösen Haus am Pariser Parc Monceau, auch die Familienschlösser Rocquencourt bei Versailles und Chambly an der Oise standesgemäß unterhalten. Bleibt noch zu erwähnen, daß Cécile Ney d'Elchingen, verehelichte Prinzessin Murat, ihre Adoptiveltern beerbte: den Bankier Carl Heine, einen der reichen Verwandten des Dichters Heinrich Heine, und dessen Frau, die eine geborene Furtado und an dem gleichnamigen zweitgrößten Privatbankhaus Frankreichs beteiligt war, ferner, daß ein anderes Mitglied der Familie Berthier, Alexandre Prinz von Wagram, anno 1882 die Urenkelin Bertha des verstorbenen Herrn Oberhofagenten Meyer Amschel Rothschild ehelichte.

Jean Lannes, Sohn eines Stallknechts, selbst zunächst Färbergeselle, dann Feldwebel in der Revolutionsarmee, wurde 1804 von Kaiser Napoleon zum Marschall von Frankreich ernannt, auch zum Herzog von Montebello, durfte sich gar »Prince de Siève« nennen, da ihm sein kaiserlicher Herr das polnische Fürstentum Siewierz, das einen Schätzwert von 2,7 Millionen Franken hatte, als Belohnung für getreue Dienste zum Eigentum gab. Marschall Lannes, der den Namen seines polnischen Fürstentums nicht einmal aussprechen konnte, weshalb er ihn in »Siève« umwandelte, hinterließ seinen Nachkommen, von denen der derzeitige Chef des Hauses, Napoleon Jean Jules, 6. Herzog von Montebello, als Schriftsteller in Biarritz lebt und mit einer Prinzessin de Broglie verheiratet ist, neben dem Glanz seines Namens auch ein sehr beträchtliches Vermögen.

Von Louis Nicolas Davout, der 1788 noch Artillerieleutnant war, fünf Jahre später General, bald darauf auch Marschall von Frankreich, Herzog von Auerstädt und Fürst von Eggmühl, ist zu berichten, daß er 1807 auch noch Generalgouverneur des Großherzogtums Warschau und souveräner Herr des polnischen Fürstentums Lowicz wurde, einer Gabe Napoleons im damaligen Schätzwert von 4,8 Millionen Goldfranken. Er hinterließ seinen Erben ebenfalls ein gewaltiges Vermögen, und der gegenwärtige 5. Herzog d'Auerstaedt, auch – in eigenwilliger Orthographie – Prince d'Eckmuehl, kann ausgedehnte Domänen sowie das schöne Schloß Bellozanne in Gournay-en-Bray sein eigen nennen.

André Masséna, Sohn eines dörflichen Weinhändlers aus der Gegend von Nizza, war erst Schiffsjunge, dann einige Jahre lang Soldat gewesen, 1789 als Unteroffizier verabschiedet worden, 1792 wieder ins Heer eingetreten und ein Jahr später bereits General! Als Oberbefehlshaber in Italien wurde er dann wegen Millionenunterschlagungen abgesetzt, doch 1805, nun schon Marschall von Frankreich, erneut mit demselben Posten betraut, 1807 zum Herzog von Rivoli ernannt, 1809 auch zum Fürsten von Eßling, doch fiel er schließlich wegen seines Mißerfolgs in Portugal, wo er sich vor Wellingtons Truppen zurückzog, bei Napoleon in Ungnade. Auch er hinterließ seinen Nachkommen reiche Domänen sowie die Schlösser Bizy im Département Eure und Montgobert im Département Aisne.

Den langsamsten, am Ende aber steilsten Aufstieg von allen Marschällen Bonapartes aber vollzog Jean Baptiste Bernadotte, 1763 im gaskognischen Pau als Sohn eines Provinzadvokaten geboren. Als knapp Siebzehnjähriger trat er in die damals noch königliche Armee ein und diente sich in neun langen Jahren zum Unteroffizier empor; im Re-

volutionshoer aber brachte er es in der halben Zeit zum Divisionsgeneral und wurde dann, wenn auch nur jeweils für einige Monate, französischer Botschafter in Österreich und Kriegsminister in Paris. Danach hatte er die undankbare Aufgabe, royalistische Aufstände in der Vendée zu bekämpfen, wurde dann Oberbefehlshaber im besetzten Hannover, auch Marschall von Frankreich, und nachdem er sich in der Schlacht von Austerlitz große Verdienste erworben hatte, ernannte ihn Napoleon auch noch zum Fürsten von Pontecorvo, einer ehemals päpstlichen Enklave im Gebiet von Neapel, die ihrem neuen Souverän stattliche Einkünfte brachte. Im August 1810 – Bernadotte war zu dieser Zeit Generalgouverneur von Norddeutschland – wählte ihn der Stockholmer Reichstag, dessen Mehrheit sich davon Napoleons künftige Unterstützung der schwedischen Wünsche erhoffte, zum Kronprinzen und damit zum einstigen Nachfolger des Königs Karl XIII. aus dem Hause Holstein-Gottorp, dessen Ehe mit einer nahen Verwandten kinderlos geblieben und dessen selbst erwählter Thronerbe, ein Prinz aus dem Hause Holstein-Sonderburg-Augustenburg, gerade gestorben war.

Zusammen mit seiner Frau, der Marseiller Kaufmannstochter Désirée Clary, um deren Hand der junge Bonaparte einst vergeblich geworben hatte, trat Bernadotte nun zum lutherischen Glauben über, ließ sich von König Karl XIII. adoptieren und hieß fortan Karl Johann, Kronprinz von Schweden, führte auch die Regierungsgeschäfte für seinen nicht sonderlich aktiven Adoptivvater und schloß 1812 ein Bündnis mit den Gegnern Napoleons. Nachdem er mit schwedischen Truppen an der Niederringung seines einstigen Gönners teilgenommen hatte, mit den Siegern in Paris eingezogen war und im Kieler Frieden den Dänenkönig zur Abtretung Norwegens bewegen konnte, bestieg er 1818 als König Karl XIV. Johann den Thron (wobei zu bemerken ist, daß die ersten sechs Schwedenkönige mit Namen Karl eine freie Erfindung des eifrigen Hofchronisten Johannes Magni waren, so daß Bernadotte in Wahrheit nur Anspruch auf Nummerierung als Achter gehabt hätte).

Von Bernadotte ist ziemlich glaubhaft überliefert, daß er – aus der Zeit der Französischen Revolution, als er noch ein begeisterter Republikaner war – eine prächtige Tätowierung hatte, deren Text, »Mort aux rois!« (Tod den Königen), ihm später stets etwas peinlich gewesen sein soll, wenn er sie, etwa beim Aderlaß durch den Herrn Hofmedikus, entblößen mußte. Er regierte übrigens mehr als ein Vierteljahrhundert lang die beiden von ihm vereinten nordischen Königreiche, ohne in dieser Zeit mehr als ein paar kümmerliche Brocken Schwedisch oder gar Norwegisch gelernt zu haben. Trotz aller dieser (und mancher sonstiger) Mängel, die er als König hatte, waren seine Untertanen mit ihm zufrieden, um so mehr, als man sich einiger seiner Vorgänger noch deutlich erinnerte. So sind die Nachkommen dieses aus Frankreich importierten Monarchen bis heute, sogar in direkter Linie, Inhaber des Throns von Schweden geblieben, wogegen sie auf die Krone von Norwegen im Jahre 1905 verzichten mußten. Der gegenwärtige König von Schweden, auch der Wenden und Goten, Karl XVI. Gustav, ist ein Urururenkel des antiroyalistischen Revolutionärs und späteren kaiserlichen Marschalls Bernadotte.

Ebenfalls in Schweden haben sich die hocharistokratischen und auch recht wohlhabenden Nachfahren eines Franzosen niedergelassen, der seine Karriere bettelarm begann, ein Todfeind des Adels und der Reichen wurde, auch eigentlich, das heißt: wenn er seinen Ordensgelübden treu geblieben wäre, überhaupt keine Leibeserben und schon gar keine legitimen hätte haben dürfen. Dieser Ahnherr von gegenwärtig auf schwedischen Schlössern behaglich lebenden Herzögen und Grafen war ein Mann von einfacher Herkunft, der – als Oratorier-Ordensbruder Joseph – die niederen Weihen empfangen hatte und Schulkindern Unterricht in den Naturwissenschaften erteilte. 1789 schloß er sich der Revolution an, heiratete ein Bürgermädchen, wurde Deputierter von Nantes im Konvent, stimmte als solcher für den Tod des Königs Ludwig XVI., erwarb sich wäh-

rend der Schreckensherrschaft den Ruf eines unerbittlichen Republikaners und »Mitrailleurs von Lyon« und stieg für kurze Zeit sogar zum Präsidenten des Jakobinerklubs auf.

Im Jahre 1799 wurde er Polizeiminister des Direktoriums, schloß sich aber heimlich Bonaparte an und ermöglichte diesem den Staatsstreich vom 18. Brumaire, blieb dann – mit einer kurzen Unterbrechung – bis 1810 Napoleons Minister für Staatssicherheit, Chef der Polizei sowie aller geheimen Nachrichtendienste Frankreichs im In- und Ausland und war somit einer der mächtigsten Männer der Napoleonischen Ära, auch einer der reichsten. Denn abgesehen davon, daß er nur höchst selten eine Gelegenheit ungenutzt ließ, sich die Taschen zu füllen, wurden sie ihm von Napoleon selbst immer wieder mit Gold gestopft, denn der Kaiser, dem er sich unentbehrlich gemacht hatte, mißtraute ihm – sehr zu Recht übrigens – und versuchte, den gefährlichen Mann durch überreiche Gaben zu einer gewissen Loyalität zu bewegen.

Als Napoleon seinen ihm allzu selbständigen Polizeiminister im Jahre 1802 vorübergehend entließ, schickte er ihn nicht in die Wüste, sondern gab ihm als sehr einträgliche Pfründe die reiche Senatorie von Aix, ernannte ihn, nachdem er ihn 1805 in sein Amt zurückgeholt hatte, zum Grafen, dann auch zum Herzog von Otranto, 1810 zum Generalgouverneur der illyrischen Provinzen, schließlich zum Statthalter in Italien (wobei die letzten beiden Ämter einer Verbannung, wenn auch einer sehr einträglichen, gleichkamen). Der Herzog d'Otrante, wie er genannt wurde, konnte auch nach Napoleons Sturz noch für einige Zeit an der Macht bleiben, war bis zum Herbst 1815 Polizeiminister des Bourbonenkönigs Ludwig XVIII. und dann noch ein Jahr lang dessen Botschafter in Dresden. Erst das Gesetz zur Ächtung aller »Königsmörder«, das heißt: derjenigen, die ein knappes Vierteljahrhundert zuvor für die Hinrichtung Ludwigs XVI. gestimmt hatten, zwang den Herzog d'Otrante zur Demission. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er im Exil, zunächst in Prag, dann in Linz, schließlich in Triest, wo er 1820 starb. Er hinterließ seinen Erben ein – trotz des Verlusts der Senatorie von Aix und des Herzogtums Otranto – noch sehr stattliches Vermögen, dessen Umfang auf zwanzig Millionen Goldfranken geschätzt wurde, wahrscheinlich aber noch größer war, außerdem seine klingenden Titel. Übrigens, der bürgerliche Name des Herzogs war Joseph Fouché, und auch die Erben führten diesen Familiennamen weiter. Der gegenwärtige Chef des Hauses heißt Gustave Douglas Armand Comte Fouché, 7. Duc d'Otrante, und lebt auf seinem schönen Landsitz in Schweden, dem Schloß Elghammar bei Stjärnhov.



Von Fouché, dem einstigen Polizeiminister Napoleons, zur Familie Beauharnais, unserem letzten Beispiel, ist kein langer Umweg vonnöten, denn der spätere Herzog von Otranto stand zu einer Dame, die den Beauharnais' ihren glanzvollen Aufstieg überhaupt erst ermöglichte, in sehr engen, wenn auch rein geschäftlichen Beziehungen: sie war seine langjährige, gut bezahlte Agentin!

Die Dame, um die es sich dabei handelte, war 1778 als Fünfzehnjährige nach Paris gekommen, um dort ihr Glück zu machen, und sie hieß damals noch Joséphine Tascher de la Pagerie. Die kleine Tascher, wie sie genannt wurde, kam aus den Kolonien. Sie war 1763 auf Martinique als Tochter des dortigen königlich französischen Hafenskapitäns zur Welt gekommen. Ein Jahr nach ihrer Ankunft in Paris heiratete sie einen neunzehnjährigen Landsmann, den Vicomte Alexandre de Beauharnais, der auf Martinique und Haiti Plantagen nebst zahlreichen Negersklaven geerbt hatte, von deren Erträgen er in Paris zu leben gedachte.

Die Ehe der beiden jungen Leute währte fünfzehn Jahre, nahm jedoch nicht den von Joséphine erhofften Verlauf. Ihr Mann führte sie nämlich nicht bei Hofe ein, verließ sie auch bald, nahm am nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg teil, schloß sich, nach

Frankreich zurückgekehrt, der Revolution an, wurde Abgeordneter, sogar Präsident der Nationalversammlung und kehrte erst 1791 für kurze Zeit zu seiner Frau zurück, ging dann als Divisionsgeneral zur Rheinarmee unter Custine, wurde sogar dessen Nachfolger, verlor jedoch den Oberbefehl und kam in Haft, weil er Mainz den feindlichen Truppen überlassen hatte.

Am 23. Juni 1794 wurde der Vicomte als eines der letzten Opfer der Schreckensherrschaft zum Tode verurteilt und guillotiniert. Zurück blieben seine inzwischen einunddreißigjährige, noch immer sehr attraktive Frau und zwei Kinder, der dreizehnjährige Eugène und die elfjährige Hortense. Auch Joséphine hatte man im Frühjahr 1794 ins Gefängnis geworfen, und sie wäre wohl ebenfalls hingerichtet worden, hätte nicht Robespierres Herrschaft im Juli dieses Jahres ihr Ende gefunden.

Barras, der neue Machthaber, ließ – mit vielen anderen – auch die Witwe Beauharnais wieder frei. Joséphine kehrte zu ihren Kindern, auch in die – sagen wir besser: an den Rand der Pariser Gesellschaft zurück, wo sie, zumal unter den durch Lebensmittelschiebungen und Kriegslieferungen reich gewordenen Geschäftsleuten, ein paar gute Bekannte hatte. Eine ihrer wenigen Freundinnen, Madame Tallien, die sich gerade entschlossen hatte, einen steinreichen Bankier zu heiraten, trat ihr großzügig einen ihrer Liebhaber ab, den mächtigen Barras, und der reihte die hübsche, sehr schlanke, als große Liebeskünstlerin bekannte Joséphine in die Schar seiner Mätressen ein, wo sie, die Vicomtesse, die als junges Mädchen den Glanz des – ihr in Wirklichkeit ja verschlossen gebliebenen – Hofes von Versailles kennengelernt zu haben vorgab, bald zur offiziellen Favoritin aufrückte. Unter Barras machte auch ein junger Offizier aus Korsika Karriere, der sich damals noch Napolione Buonaparte nannte. Er wurde Oberbefehlshaber an der italienischen Front, errang dort außerordentliche Erfolge und wurde so populär und eigenmächtig, daß sich das Direktorium ernste Sorgen zu machen begann. Dabei hatte Barras seinen Kollegen versichert, daß er den General Bonaparte – zu Beginn des Italienfeldzuges war es diesem eingefallen, seinen Namen zu französisieren – fest in der Hand hielt, hatte er doch den schon auf Halbsold gesetzten Mittzwanziger sozusagen von der Straße aufgelesen, ihm einen Posten verschafft, etwas Geld zukommen lassen, damit er sich eine neue Uniform zulegen und wieder sattessen konnte, ihm dann auch das Kommando in Oberitalien und sogar die eigene Geliebte zur Ehefrau gegeben ...! Denn am 9. März 1796 war die Bürgerin Joséphine Beauharnais auf Barras' Wunsch und nach nicht allzu langem Zögern bereit gewesen, den in sie vernarrten, fast sieben Jahre jüngeren General Bonaparte zu heiraten.

Es war ein vernünftiges Arrangement, meinte Barras, denn Joséphine, nicht mehr die Jüngste, war so samt ihren Kindern einigermaßen versorgt, blieb aber weiterhin für ihn erreichbar; Bonaparte mußte sich ihm noch mehr verpflichtet fühlen, und zugleich war man ihn los, wofür ihm wiederum Joséphine doppelt dankbar sein mußte, war sie doch nun aus der Halbwelt in die Gruppe jener Damen aufgerückt, deren Ehemänner als Armeeführer das Vaterland verteidigten, und zugleich brauchte sie ihren Lebensstil kaum zu verändern: Ihr eifersüchtiger Gatte war ja zwei Tage nach der Hochzeit abkommandiert worden und nun weit weg von Paris, zudem überaus beschäftigt ...

Was Bonapartes Betrauung mit dem Oberkommando an der italienischen Front betraf, so hatte ein einflußreicher Deputierter, der Abgeordnete von Nemours, DuPont (übrigens ein Mann, von dem noch einiges zu berichten sein wird) eindringlich davor gewarnt: »Ihr kennt doch die Korsen! Jeder von ihnen muß ein Vermögen machen!« DuPont sollte recht behalten (zugleich aber auch dafür sorgen, daß seine eigene – keineswegs korsische Familie – noch weit größere Reichtümer ansammeln konnte und heute eines der gewaltigsten Vermögen der Welt besitzt!). Bonaparte machte in Italien tatsächlich dem Ruf der Korsen alle Ehre und eine Beute von rund hundertzwanzig Millionen Franken in Gold und Silber, ganz zu schweigen von den Kunstschatzen, Juwelen und sonstigen wertvollen Dingen, die er mitnahm.

Er konnte indessen nicht alles für sich behalten: Etwas weniger als die Hälfte des Bargelds und Edelmetalls, das er den italienischen Fürsten, Städten, Klöstern und Prälaten abnahm, schickte er an das Direktorium in Paris; weitere Millionen nebst vielen kostbaren Sachgeschenken, darunter hundert der edelsten Pferde, ließ er den einflußreichsten Männern der Hauptstadt privat zukommen; mit einem beträchtlichen Teil des Übrigen mußte er den Armeekommissar Salicetti bestechen, der ihm, obwohl selbst Korse, auf die Finger sehen sollte; ein paar Generale, Adjutanten, Intendantenbeamte und Mittelsmänner durften sich auch noch ein wenig die Taschen füllen, und von dem stattlichen Rest, mindestens fünfundzwanzig Millionen Goldfranken, versorgte Bonaparte nach korsischem Brauch erst einmal die Mama und die vielen Geschwister, als liebender Gatte auch die stets geldbedürftige Joséphine, für die er übrigens – wohl wegen der besonderen Dringlichkeit – schon bald ein System der Vorab-Alimentierung einführte: So floß beispielsweise von den 1,2 Millionen Goldfranken, die die Stadt Triest an Kontributionen aufzubringen hatte, ein Prozent ohne den Umweg über die Kriegskasse direkt an Madame Bonaparte, und diese »sehr delikate Anwendung der neu eingeführten Dezimalrechnung«, wie ein Historiker diesen Vorgang genannt hat, wurde dann zum Prinzip erhoben.

Dazu kamen die zahlreichen Geschenke, die die italienischen Duodez-Fürsten dem siegreichen Feldherrn und dessen Gemahlin machten. Besonders Seine Heiligkeit Papst Pius VI. tat sich mit immer neuen Douceurs für Madame Bonaparte hervor und ließ ihr, außer seinem Segen, eine ganze Kiste voll kostbarster Juwelen zukommen.

Joséphine brachte es trotz alledem fertig, mehr auszugeben als einkam und Schulden über Schulden zu machen. Sie benutzte den enormen Kredit, den sie genoß, seit ihr Ehemann zum berühmtesten Kriegshelden der Republik aufgestiegen war, kaufte sich, was immer ihr gefiel, ließ sich dabei von gerissenen Geschäftsleuten kräftig übervorteilen, trieb einen grenzenlosen Aufwand, hielt eine Schar junger Gecken aus, betrog mit ihnen Barras, der noch immer ihr Liebhaber war, und mit Barras ihren fernen Gatten, der ihr Verhältnis mit dem hohen Gönner für beendet hielt.

Bonaparte hingegen sparte einen Großteil seiner Beute, ließ gewaltige Summen durch seinen Bruder Joseph sicher, vor allem in Grundstücken, anlegen, wurde so, da er nur Gold hortete und die Assignaten verschmähte, zum krisenfesten Millionär und brachte Barras zu der (allerdings reichlich späten) Erkenntnis: »Der kleine Gefreite hat in Italien ein Vermögen gemacht. Man darf ihn nicht wieder hinlassen!«

Als Bonaparte bald darauf, zwar seinen eigenen Wünschen entsprechend, aber auch zur heimlichen Freude der über seine großen Erfolge in Italien und seine wachsende Popularität in Frankreich schon recht besorgten Mitglieder des Direktoriums (und wohl auch zur Erleichterung Joséphines, die den Eifersüchtigen gern in sicherer Entfernung wußte), mit einem Expeditionsheer nach Ägypten aufbrach, war er fest entschlossen, dort noch größere Schätze zu sammeln. Militärisch wurde das Unternehmen zwar ein Mißerfolg, doch Bonapartes privates Profitstreben kam dennoch nicht zu kurz: Als er nämlich seine Truppen einfach im Stich ließ und ohne Erlaubnis nach Paris zurückkehrte, nahm er auch gleich die rund zwei Millionen Franken in Gold enthaltende Kriegskasse mit.

Der Verlust aller Barmittel beschleunigte den Untergang der Reste des Expeditionskorps, doch die Nachricht von der Katastrophe wie auch die Meldung des empörten Intendanten, daß der fahnenflüchtige Oberkommandierende alles Geld habe mitgehen lassen, traf erst in Paris ein, als es für eine gerichtliche Verfolgung dieser Delikte bereits zu spät war: Am 18. Brumaire (9. November) 1799, knapp vier Wochen nach seiner Ankunft in der Hauptstadt und noch ehe man dort andere Informationen aus Ägypten hatte als seine eigenen und die seiner wenigen Begleiter, war er mit einem für zwei der fünf Mitglieder des Direktoriums sehr überraschenden, vom Polizeimeister Fouché zeitig bemerkten, aber geduldeten Militärputsch an die Macht gelangt, hatte seinen wie Jo-

séphines und auch Fouchés großen Förderer und Beschützer Barras gestürzt und stand an der Spitze des nun die Republik regierenden Triumvirats.

Warum Fouché so gut informiert gewesen war, ist bereits angedeutet worden: Madame Bonaparte, trotz aller Großzügigkeit ihres Mannes wie auch der ihres Geliebten Barras immer in Geldnöten, war frühzeitig die gutbezahlte Informantin des Polizeiministers geworden. Sie hatte ihn über alle Aktivitäten und Pläne Bonapartes und seiner Brüder auf dem laufenden gehalten, ihn auch über die Ahnungslosigkeit des ganz in privaten Geschäften und Ausschweifungen aufgehenden Barras unterrichtet und Fouché natürlich die Rückkehr ihres Mannes aus Ägypten sofort gemeldet. Auch später, als Bonaparte Staatschef geworden war, verriet Joséphine alle großen und kleinen Geheimnisse der Familie und selbst des ehelichen Schlafgemachs an Monsieur Fouché, wofür sie von diesem – aus der Staatskasse, versteht sich! – ein tägliches Taschengeld von tausend Goldfranken bekam.

Der Putsch vom 18. und 19. Brumaire kostete Bonaparte sehr viel Geld, denn die höheren Offiziere der Garnisonen in und um Paris mußten von ihm bestochen werden, damit sie das Unternehmen zumindest passiv unterstützten; auch zahlreiche Abgeordnete ließen sich erst durch Gold zum Abfall von Barras bewegen. Dies und die sonstigen Vorbereitungen verschlangen nicht nur die Beute aus Ägypten und die von Joséphine noch nicht verschwendeten Reste der aus Italien stammenden Barreserven, sondern auch noch ein Darlehen in Höhe von fünfhunderttausend Franken, das ein Heereslieferant namens Collot, der die mit Bonaparte aufkommende Hochkonjunktur witterte, ihm hilfreich gewährte.

Die Französische Republik war übrigens von Barras hart an den Rand des Bankrotts gebracht worden. Die Staatskasse, die die Verschwörer nach dem geglückten Putsch vorfanden, enthielt nur noch 167.000 Franken ...! Dagegen war der geheime Dispositionsfonds des Direktoriums, der vorwiegend zur Abfindung der alljährlich ausscheidenden Minister benutzt wurde, geradezu üppig: Bonaparte, Siéyès und Ducot fanden achthunderttausend Franken in Gold vor, die der Erste Konsul – so behauptete er jedenfalls später – großzügig den beiden anderen überließ, wobei der Abbé Siéyès als derjenige, der am längsten dem Direktorium angehört und auch den Einfall gehabt hatte, nach dem Verbleib des Geldes zu forschen, den Löwenanteil bekommen haben soll.

Als nächstes ging der Erste Konsul daran, den französischen Staat, nebenbei auch sich selbst und nicht zuletzt seine Frau, auf Kosten anderer finanziell zu sanieren (wobei für die Schulden Joséphines die Freie und Hansestadt Hamburg herhalten mußte). Der weitere Verlauf der Geschichte und auch von Joséphines Ehe mit dem ehrgeizigen Bonaparte darf als, zumindest in großen Zügen, bekannt vorausgesetzt werden: Er machte seine Frau zur ersten Dame Frankreichs, ließ sie zunächst im Palais du Luxembourg, dann auch in den Tullerien Hof halten und kaufte ihr das Schloßchen Malmaison, das für rund drei Millionen Franken um- und ausgebaut und dessen Park durch den Erwerb des umliegenden Geländes auf die enorme Größe von 27 Quadratkilometern erweitert wurde. Er erduldet ihre vielen Seitensprünge, ihre Putz- und Verschwendungssucht, ihr Schoßhündchen, den ständigen Streit mit seinen Geschwistern, den Joséphines Lebenswandel hervorrief, und auch ihre unbekümmerte Habgier, die ihn manchmal – etwa wenn sie sich von Heereslieferanten Juwelen im Wert von Millionen Franken schenken ließ – in höchst peinliche Situationen brachte, und er krönte sie am 2. Dezember 1804 sogar zur Kaiserin der Franzosen! Erst fünf Jahre später, Ende 1809, trennte er sich von Joséphine – unter Tränen auf beiden Seiten und nur, weil sie ihm nicht den zur Erhaltung der Dynastie nötigen Erben zu schenken vermochte. Auch nach der Scheidung blieb Joséphine Mitglied der kaiserlichen Familie, behielt Malmaison und einige andere Besitzungen, bezog eine jährliche Apanage von zwei Millionen Franken (womit sie selbstverständlich nie auskam, so daß sie immer wieder Zuschüsse erhalten mußte) und brauchte auch nach Napoleons Sturz nicht zu darben. Im April 1814 empfing sie

bereits in Malmaison den Besuch des Zaren von Rußland und auch den des Königs von Preußen. Beide Herren, große Bewunderer ihres Charmes, boten ihr, falls nötig, jede Hilfe an. Sie brauchte jedoch diese hochherzigen Offerten ausnahmsweise nicht anzunehmen, hatte sie sich doch gerade erst aus den Resten des Kriegsschatzes ihres geschiedenen und nun (mit nur noch vier Millionen Franken in Gold) nach Elba verbannten Gemahls hinreichend versorgt. Einen Monat später starb sie, noch nicht einundfünfzig Jahre alt, an einer Lungenentzündung.

Joséphines Kinder aus erster Ehe, Eugène und Hortense, hatten unterdessen erstaunliche Karrieren gemacht: Eugène Rose Vicomte de Beauharnais, wie er seit dem Tode seines Vaters hieß, wurde von Bonaparte nach dessen Thronbesteigung zum kaiserlich französischen Prinzen, auch, obwohl erst dreiundzwanzigjährig, zum Erzkanzler des Reiches ernannt und mit etlichen hunderttausend Franken Jahresbezügen versehen. 1805 avancierte Eugène – mit erheblich gesteigerter Apanage – zum Vizekönig von Italien; im Jahr darauf wurde er von Kaiser Napoleon adoptiert und mit der siebzehnjährigen Prinzessin Augusta, einer Tochter des Bayernkönigs Maximilian I., verheiratet, 1807 auch noch Fürst von Venedig und 1810 Erbgroßherzog von Frankfurt, denn der dort regierende Rothschild-Freund Dalberg hatte als Erzbischof mit keinem Kronprinzen aufzuwarten.

Nach dem Sturz seines Adoptivvaters und großen Förderers wurde Eugène von seinem Münchener Schwiegerpapa getröstet, unter anderem mit der Ernennung zum Herzog von Leuchtenberg, Fürsten von Eichstätt und königlich bayerischen General der Kavallerie; ferner – da ihm von seinen Besitzungen nur La Ferté-Beauharnais sowie Eugensberg im schweizerischen Kanton Thurgau geblieben waren – erhielt er noch die bayerischen Standesherrschaften Hirschberg und Ismaning. Diese lebenswürdige Geste, die aus Eugène, dem Sproß einer kolonial-französischen Plantagenbesitzer- und Beamtenfamilie, einen süddeutschen Aristokraten machte, fiel dem Bayernkönig um so leichter, als er dafür von seinem Schwiegersohn fünf Millionen Franken bekam, die sich dieser auf dem Wiener Kongreß als Entschädigung für seine Thronverzichte in Italien und Frankfurt hatte einhandeln können.

Eugène starb schon bald darauf, 1824, in München, wo heute noch in der Michaelskirche ein Denkmal von Thorwaldsen sowie das Leuchtenberg-Palais an ihn erinnern.

Von seinen Kindern und Enkeln ist zu berichten, daß sie den neuen Namen »Leuchtenberg« in alle Welt trugen oder ihn durch Heirat mit nicht minder klingvollen Titeln vertauschten: Die älteste Tochter, Joséphine, heiratete in die Familie Bernadotte und wurde als Gemahlin Oskars I. Königin von Schweden und Norwegen; Eugénie, die Zweitälteste, vermählte sich mit Fürst Friedrich Wilhelm von Hohenzollern; das dritte Kind, ein Sohn namens Auguste, nach dem Tode seines Vaters Zweiter Herzog von Leuchtenberg, starb mit fünfundzwanzig Jahren in Lissabon als Prinz von Portugal und Gemahl der Königin Maria II., einer Tochter des Kaisers Pedro I. von Brasilien, der seinerseits, wenn auch erst in zweiter Ehe, die jüngere Schwester seines Schwiegersohnes, Amélie, ehelichte und dadurch die Verwandtschaftsverhältnisse in seinem Hause noch mehr verwirrte. Das sechste der insgesamt sieben Kinder Eugènes und der Bayernprinzessin, Theodolinde, wurde durch Heirat Herzogin von Urach und Gräfin von Württemberg, und der Jüngste, Maximilian, vermählte sich mit der Tochter des Zaren Nikolaus I., der Großfürstin Maria von Rußland. Seine Nachkommen, die als russische Hocharistokraten und Verwandte der Zarenfamilie Romanow den zusätzlichen Namen Romanowsky samt Fürstentitel und Prädikat »Kaiserliche Hoheit« erhielten (und nur, wenn sie aus Verbindungen solcher Hoheiten mit Damen allzu niedrigen Standes stammten, sich mit der schlichten Bezeichnung als Herzöge oder Herzoginnen von Leuchtenberg begnügen mußten), leben seit 1918 als Emigranten vorzugsweise in den USA, in der kanadischen Provinz Quebec, an der französischen Riviera, in England oder auch in der Bundesrepublik – nach ihren Adressen zu urteilen, in erheblich solideren Verhältnissen

als ihre aus der Demimonde emporgestiegene Ahnfrau Joséphine de Beauharnais geborene Tascher de la Pagerie, ehe sie Madame Bonaparte und schließlich Kaiserin der Franzosen geworden war.

Hortense de Beauharnais, Joséphines einzige Tochter, ein sehr hübsches, gescheites und lebenslustiges Mädchen, wie ihre Zeitgenossen übereinstimmend versichern, mußte als Achtzehnjährige den Bruder ihres Stiefvaters, Louis Bonaparte, heiraten, obwohl sie diesen unattraktiven Mann ebensowenig mochte wie er sie, zudem bereits mit Michel Duroc, späterem Herzog von Friaul und engstem Vertrauten Napoleons, ein Liebesverhältnis hatte, aus dem wahrscheinlich eine gute Ehe geworden wäre. Als Madame Louis Bonaparte fühlte sich Hortense dagegen sehr unglücklich, und daran änderte es wenig, daß Napoleon seinen Bruder erst zum Großkonnetabel von Frankreich, dann zum König von Holland machte. Hortense, auch als Ihre Königliche Hoheit der Niederlande zu einer diesem Rang entsprechenden Contenance nicht zu bewegen, zog es vor, möglichst fern von ihrem ungeliebten Stiefonkel-Gemahl zu leben. Wenn sie überhaupt gelegentlich nach Den Haag kam, so nur wegen des stattlichen Admirals und Reichsmarschalls Karel Henrik Verhuel, der auch mit dem höchsten Grad an Wahrscheinlichkeit, der in einer so heiklen Frage angenommen werden kann, als leiblicher Vater mindestens des jüngsten der drei Söhne gelten darf, die Hortense während ihrer Ehe mit Louis Bonaparte zur Welt brachte. Dieser Jüngste, der als einziger der drei Brüder die Mutter überlebte, war Karl Ludwig Napoleon, als Napoleon III. von 1852 bis 1871 Kaiser der Franzosen.



Im Jahre 1810 hatte Louis Bonaparte genug davon, Schein-König eines Landes zu sein, das sein Bruder Napoleon gerade besetzen ließ, um den Schmuggel aus England, an dem die Holländer so gut verdienten, zu unterbinden. Er entsagte dem Thron zugunsten des minderjährigen Kronprinzen, setzte Hortense – wohl um sie zu ärgern – als Regentin ein und reiste unter dem Namen »Graf von St. Leu« nach Graz, wo er bis zum Sturz Napoleons blieb. Er kam nur noch einmal zurück, um auf seinen französischen Besitzungen nach dem Rechten zu sehen und sich von Hortense scheiden zu lassen, und lebte dann als reicher Privatmann in Rom und Florenz, bis er 1846 in Livorno starb. Hortense, nach ihrer Scheidung Herzogin von St. Leu, war nicht lange Regentin von Holland geblieben, vielmehr nach Paris zurückgekehrt, wo sie mit ihrem Großstallmeister, Graf Flahault, eine Liebschaft begann. Aus dieser Verbindung stammte dann ihr vierter Sohn, der als Herzog von Morny ein Parteigänger seines Halbbruders Napoleon III. wurde. Nach König Ludwigs XVIII. Rückkehr nach Frankreich kassierte Hortense von diesem vierhunderttausend Goldfranken Abfindung, wurde aber dann, weil sie ihren Stiefvater Napoleon bei dessen Rückkehr von Elba allzu freudig begrüßt hatte, 1815 aus Frankreich ausgewiesen, lebte danach in Italien, dann in Augsburg und schließlich auf der Besetzung Arenenburg im schweizerischen Kanton Thurgau. Es ging ihr also, von der leidigen Ehe mit Louis Bonaparte abgesehen, bis zu ihrem Tode im Jahre 1837 nicht gar so schlecht. Das läßt sich übrigens von sämtlichen Angehörigen der Familie Bonaparte sagen, die – als sie noch in Ajaccio auf Korsika lebte – wahrlich nicht zu den Wohlhabenden gezählt hatte. Napoleons Mutter Laetitia, geborene Ramolino, »Madame Mère«, wie ihr offizieller Titel während der Jahre des Kaiserreiches lautete, war zwar immer skeptisch geblieben – »Ich habe acht Souveräne zu Kindern – sie werden mir alle eines Tages auf der Tasche liegen!« –, und infolgedessen hatte sie fleißig gespart; jedes Jahr legte sie sich sechshunderttausend Franken auf die hohe Kante. Aber allen acht Souveränen ließen die Sieger, auch nach Napoleons endgültigem Sturz, sehr stattliche Millionenvermögen und umfangreichen Besitz an Ländereien, Schlössern und Kunstschätzen. Ihre Nachkommen, selbst die illegitimen, sind bis auf den heutigen Tag reiche Leute geblieben, und wir werden ihnen infolgedessen hier und da noch begegnen.



Wie aber erging es denen, auf deren Kosten sich die Bonapartes so rasch und gierig bereichert hatten? Nun, als Beispiel mag derjenige dienen, der, ehe ihm Napoleon sein Ländchen wegnahm und es seinem Bruder Jérôme schenkte, der Allerreichste unter den europäischen Potentaten gewesen war: Kurfürst Wilhelm I. von Hessen-Kassel.

Kaum hatten sich die Franzosen nach der Schlacht von Leipzig im Spätherbst 1813 bis über den Rhein zurückgezogen, da kehrte Kurfürst Wilhelm aus seinem Prager Exil zurück nach Kassel und übernahm wieder die Regierung seines kleinen Landes, das unter »König Lustick«, wie Jérôme genannt worden war, mancherlei Fortschritte gemacht hatte: Nach französischem Vorbild waren Heer und Verwaltung gründlich reformiert, zahlreiche Adelsprivilegien, mittelalterliche Gewerbeordnungen sowie die Leibeigenschaft beseitigt worden; gleiches Recht, gleiche Bildungs- und Aufstiegschancen für alle Bürger, Christen wie Juden, hatte die neue Regierung nicht bloß verkündet, sondern auch größtenteils verwirklicht; Kirchengüter und Hofdomänen waren zugunsten der Staatskasse an Interessenten verkauft worden; Frondienste, Zehnter und viele andere Lasten hatten durch einmalige Zahlungen abgelöst werden können – kurz, in Kurhessen war erstmals ein Hauch der Neuzeit zu spüren gewesen, wenngleich von Demokratie noch keine Rede sein konnte und die jungen Männer weiterhin für fremde Interessen, nunmehr für die des Franzosenkaisers, hatten kämpfen und nicht selten auch sterben müssen. Immerhin waren dem Land dafür vom »König Lustick«, der sich in Kassel mit den hübschesten Töchtern der um die Sicherung ihrer gefährdeten Stellungen besorgten kurhessischen Beamten und Adligen vergnügte, weitere Reformen und Erleichterungen für die Zeit nach dem napoleonischen Endsieg in Aussicht gestellt worden, die er wohl auch durchgeführt hätte, wäre er nicht – zusammen mit seinem großen Bruder in Paris – vernichtend geschlagen, gestürzt und verbannt worden.

Jérôme flüchtete zu seinem Schwiegervater nach Württemberg, wo er Fürst von Montfort wurde, das Leben eines reichen Rentiers führen und in Ruhe abwarten konnte, wie sich die Dinge entwickelten. Als Napoleon III., offiziell sein Neffe, 1852 Kaiser der Franzosen wurde, kehrte Jérôme nach Paris zurück, avancierte dort noch zum Präsidenten des Staatsrats und starb erst 1860. Kinder aus drei Ehen, sämtlich Millionäre, setzten seine (2.) Linie des kaiserlichen Hauses Bonaparte fort und rangieren im Gothaischen Hofkalender in der ersten Abteilung der Fürstlichen Häuser, sogar – wenn auch nur nach dem Alphabet – vor den Bourbonen. Gegenwärtiges Familienoberhaupt ist Louis Prince Napoleon, ein 1914 geborener Urenkel Jérômes, mit standesgemäßer Wohnung in Paris, einem Landsitz in der Schweiz und einigen Domänen in der französischen Provinz.

Kurfürst Wilhelm I. aber ging, kaum daß er den von Jérôme eilig verlassenen Thron von Kassel wieder bestiegen hatte, mit äußerster Sturheit und Härte daran, alle Neuerungen, ausgenommen zusätzliche Steuern, rückgängig zu machen, auch die vernünftigsten, etwa auf dem Gebiet des Schulwesens oder die Abschaffung des Zopfes bei der Armee. Beförderte Beamte wurden zurückgestuft und wieder mit den Posten betraut, die sie am 1. November 1806, dem Tag der Flucht Seiner Durchlaucht, gehabt hatten. Die Staatsschuld wurde annulliert; die Verkäufe der kurfürstlichen Domänen sowie die Ablösung der Frondienste und Lasten erklärte Wilhelm für ungültig – natürlich ohne deshalb die Kaufsummen zurückzuerstatten –, und in sein seit dem Wiener Kongreß um das Großherzogtum Fulda vergrößertes Land kehrte mit ihm auch der Geist des Absolutismus zurück.

Entgegen seinem in Wien abgegebenen Versprechen, dem Land eine Verfassung zu geben und eine Trennung des Staats – vom kurfürstlichen Privatvermögen herbeizuführen, berief Wilhelm zwar die alten Stände ein, doch er präsentierte ihnen zunächst nur seine Forderungen, vier Millionen Taler, die er während seines Exils für das Land ausgelegt

zu haben behauptete, und später einen sehr dürftigen Entwurf dessen, was er für eine Verfassung hielt und worin nur von Nichtigkeiten die Rede war. Als die Stände dagegen protestierten, schickte er sie wieder nach Hause, und dabei blieb es bis zu Wilhelms Tode im Jahre 1821.

Erbe des Throns von Hessen-Kassel sowie des größten Teils der enormen Reichtümer, die durch die Habgier Wilhelms I. und die ausgezeichnete Vermögensverwaltung der Herren Buderus und Rothschild noch gewachsen waren, wurde der einzige Sohn des Kurfürsten aus seiner Ehe mit der von ihm so vernachlässigten dänischen Prinzessin. Doch ehe wir uns ihm kurz zuwenden und den Verbleib der kurfürstlichen Millionen erkunden, sei noch des wackeren Buderus gedacht, der zwei Jahre vor Seiner Durchlaucht, anno 1819, knapp sechzigjährig das Zeitliche segnete. Er war bis zuletzt des Kurfürsten engster Vertrauter (und zugleich stiller Teilhaber des Rothschildschen Bankhauses, das sich jedoch der millionenschweren Buderus-Erben als Partner rasch zu entledigen wußte, was um so leichter fiel, als der Landesherr und damit auch die kurhessischen Gerichte von der Beteiligung des Verbliebenen an den Geschäften seiner Bevollmächtigten besser nichts erfahren sollten). Und schließlich war der Herr Rentkammerpräsident und Wirkliche Geheime Rat Carl Friedrich Buderus von Carlshausen am Ende auch noch bevollmächtigter Minister und außerordentlicher Gesandter Kurhessens am Deutschen Bundestag in Frankfurt und am großherzoglichen Hof zu Darmstadt geworden, wo er seinen Souverän, aber auch die Interessen des Hauses Rothschild (und damit nicht zuletzt seine eigenen) sehr erfolgreich vertreten hatte.

Das Hinscheiden, erst des Ministers Buderus, dann Wilhelms I., brachte dem Land Hessen-Kassel keine wesentlichen Veränderungen. Gewiß, der neue Kurfürst, Wilhelm II., ließ sich herbei, Justiz und Verwaltung ein wenig zu reformieren und bei der Armee den Zopf endgültig abzuschaffen. Aber ansonsten blieb alles beim Alten: Die Steuerschraube wurde genauso unbarmherzig angezogen wie unter den Vorgängern; die Staatskasse betrachtete Wilhelm II. ebenso als sein Privateigentum wie sein Vater, jede liberale Regung im Lande wurde rigoros unterdrückt, und auch die Mätressenwirtschaft dauerte an, wobei ein Fräulein Emilie Ortlöpp aus Berlin, nachmalige Gräfin von Reichenbach, zur Favoritin aufrückte und bald einen nicht unbeträchtlichen Teil der kurfürstlichen Domänen, zumal die sehr reichen böhmischen Güter, die ihr Quasi-Schwiegervater während der Jahre seines Prager Exils erworben hatte, ihr eigen nennen durfte.

Im Jahre 1830 kam es in Hessen-Kassel, nicht zuletzt der Dame Ortlöpp wegen, zu so heftigen Tumulten, daß Wilhelm II. gezwungen war, die Regierungsgeschäfte seinem ältesten Sohn (aus seiner offiziellen Ehe mit einer preußischen Prinzessin) zu übertragen und einer beinahe demokratischen Verfassung zuzustimmen, deren Verwirklichung jedoch auch der neue Regent erfolgreich hintertrieb. Ebenso habgierig und mißtrauisch wie sein Großvater, dabei wenig intelligent und schlecht beraten, sorgte der regierende Kurprinz bis zum Tode des Papas im Jahre 1847 vor allem dafür, daß alle Steuereinnahmen seiner alleinigen Kontrolle unterstanden und daß keine Trennung des Staatsvom Privatvermögen erfolgte.

Kurz nach seiner Thronbesteigung als Kurfürst Friedrich Wilhelm I., im Frühjahr 1848, brach auch in Hessen-Kassel – wie überall in Europa – zwar keine Revolution, aber genug Unruhe aus, daß sich der neue Souverän zu allerlei Zugeständnissen an seine bis dahin nahezu rechtlosen Untertanen gezwungen sah. Doch sobald sich der Sturm wieder gelegt hatte, widerrief Friedrich Wilhelm alle Reformen, selbst die des Jahres 1830, setzte eine ultrareaktionäre Regierung ein und ließ auf brutalste Weise die alte Ordnung wiederherstellen. Als dagegen auch das eigene Heer, ja selbst die Offiziere und Beamten zu meutern begannen, rief der Kurfürst befreundete, weil ebenso reaktionäre Mächte zu Hilfe: Fünfundzwanzigtausend Mann österreichische und bayerische Elitetruppen, die in Hessen »Strafbayern« genannt wurden, besetzten das Land und unterdrückten jedes weitere Aufbegehren mit Waffengewalt. Die Preußen, die von den hessischen Stän-

den um Intervention gebeten worden waren, konnten oder wollten nicht eingreifen, und so war es dem Kurfürsten möglich, sein rückschrittliches Regime bis zum Jahre 1866 fortzusetzen, wobei er zur Aufrechterhaltung der ihm allein genehmen, fast mittelalterlichen Verhältnisse sogar ein strenges Verbot erließ, Eisenbahnen, Fabriken und sonstige der Industrialisierung des Landes dienliche Einrichtungen zu bauen.

Das alles änderte sich erst und mit einem Schläge während des preußisch-österreichischen Konflikts vom Juni 1866, als sich Kurfürst Friedrich Wilhelm nach kurzem Zögern entschloß, mit den Österreichern und ihren süddeutschen Verbündeten gegen Preußen zu Felde zu ziehen, weil er sich davon reiche Beute erhoffte, vor allem Gebietszuwachs, vielleicht sogar die schon von seinem Großvater ersehnte Königskrone. Doch bereits eine Woche nach Kriegsbeginn zerstoben solche Träume im Donner preußischer Kanonen; der siegreiche Gegner konnte im Handumdrehen ganz Kurhessen erobern; Friedrich Wilhelm wurde für abgesetzt erklärt und als Gefangener nach Stettin gebracht, wo er der Vereinigung seines Landes mit Preußen, wenn auch nur zähneknirschend, vertraglich zustimmte. Die eine Hälfte des Haus- und Staatsschatzes wurde zum Entsetzen des entthronten Kurfürsten den Kommunalverwaltungen des zum preußischen Regierungsbezirk degradierten Ländchens Hessen-Kassel zu eigen gegeben, die andere Hälfte – ein immer noch riesiges Vermögen – der Verwaltung des Regierungspräsidenten unterstellt, der an den dann nach Böhmen emigrierten Exkurfürsten eine relativ bescheidene jährliche Rente zu zahlen hatte, die erst 1873, zwei Jahre vor dem Tode des so brutal Enteigneten, auf 606.000 Goldmark erhöht wurde.

Völlig im Elend verkommen sind die Erben des letzten Souveräns von Hessen-Kassel dennoch nicht, und auch ihre Kinder und Kindeskinde brauchten bis auf den heutigen Tag noch nicht zu darben, wenngleich sie im Laufe des 20. Jahrhunderts weitere Vermögensverluste erlitten, beispielsweise den entschädigungslosen Verlust ihrer restlichen Latifundien in Böhmen.

Und wer sind die Erben des einstmaligen größten Fürstenvermögens Europas, das sich die Landgrafen und Kurfürsten von Hessen-Kassel im Laufe von zwei Jahrhunderten mühsam aus Blut, Schweiß und Tränen ihrer Untertanen errafft hatten?

Friedrich Wilhelm, der letzte Kurfürst, hatte 1831 die geschiedene Frau eines Rittmeisters Lehmann, die Weinhändlerstochter Gertrude Falkenstein, geheiratet und sie zur Gräfin von Schaumburg ernannt, ihre Söhne aus erster Ehe zu Baronen Scholley erhoben und damit die Tradition seiner Vorgänger fortgesetzt. Doch dann war er vom Brauch der Väter, die ihre Mätressen und morgantischen Gemahlinnen zwar standesgemäß versorgten, ihr gewaltiges Vermögen jedoch nur legitimen und ebenbürtigen Nachkommen hinterließen, insofern abgewichen, als er die Dame seiner Wahl, die ihn in seiner reaktionären Politik ebenso unterstützte wie bei seinem Bestreben, die Staatskasse nicht von dem Privatvermögen zu trennen, gleich nach der erfolgreichen Niederwerfung der kurhessischen Aufständischen mit Hilfe der »Strafbayern« zur Fürstin von Hanau erhob. Dieses Vorgehen stieß im In- und Ausland auf stärkstes Mißfallen, am meisten bei seinen Verwandten an den Höfen von Berlin, Darmstadt und Kopenhagen sowie bei seinen Halbgeschwistern, den Grafen und Gräfinnen von Reichenbach-Lessonitz, deren Mutter, die Berliner Arbeitertochter Emilie Ortlöpp, schon gestorben war.

Gertrude Fürstin von Hanau, Gräfin von Schaumburg, schenkte ihrem zweiten Gemahl nicht weniger als acht Kinder, deren Zukunft ihr begreiflicherweise sehr am Herzen lag. Sie verschaffte sich und ihnen zunächst die restlichen böhmischen Latifundien des kurfürstlichen Hauses, nämlich die Herrschaften Horowitz, Jinec und Bezdiedetz, sodann kaiserlich österreichische Anerkennung als Fürstenhaus »von Hanau und zu Horowitz« und schließlich einen sehr beträchtlichen Teil dessen, was vom Vermögen ihres Ehemannes, des letzten Kurfürsten, noch übriggeblieben war, nachdem die Preußen es zur Hälfte eingezogen und den Rest, soweit für sie erreichbar, beschlagnahmt hatten. So

kommt es, daß die derzeitigen Fürsten von Hanau noch immer auf Schlössern und Landgütern leben können, zwar nicht mehr in Böhmen und auch nicht in Hessen, aber in den Ländern der ihrem Hause von Anfang an günstig gesinnten Bayern und Österreicher; daß es in Söcking am Starnberger See eine Fürstlich Hanausche Güterverwaltung gibt und in Kärnten das Fürstlich Hanausche Schloß Meißelberg, wo Heinrich, der Fünfte Fürst von Hanau, Graf von Schaumburg, residiert, verehelicht mit Maria Theresia, Tochter des Fürsten Karl Fugger von Babenhausen, eines Nachkommen jenes Mannes, der – als die Landgrafen von Hessen noch längst keine Kurfürsten waren, folglich auch keine Bestechungsgelder kassieren konnten – die Wahl Karls V. zum Kaiser finanziert hatte.

Chef des kurfürstlichen Hauses von Hessen-Kassel wurde nach dem Tode des letzten Kurfürsten dessen Großvetter, der noch den Titel eines Landgrafen von Hessen führte, danach ein Sohn dieses entfernten Verwandten, der die Schwester des letzten deutschen Kaisers heiratete und so dafür sorgen konnte, daß die Beschlagnahme der Reste des kurhessischen Hausvermögens aufgehoben wurde. Das kam seiner eigenen engeren Familie sowie einer Reihe von Angehörigen zweier Nebenlinien sehr zugute, so daß heute die Hauptlinie, geführt von Seiner Königlichen Hoheit dem Landgrafen Philipp von Hessen, nicht nur einige hübsche Schlösser – etwa Friedrichshof bei Kronberg im Taunus oder Panker bei Lütjenburg in Holstein – ihr eigen nennen kann, sondern auch sehr ausgedehnten Grundbesitz, schätzungsweise 8000 Hektar, ferner ein Millionenvermögen, das noch vermehrt wurde durch das, was diese Hessen als Erben des 1900 ermordeten Königs Umberto I. von Italien, sehr spät zwar, aber mit Zins und Zinseszins, von Lloyds in London aus der Lebensversicherung ihres Groß- und Urgroßvaters ausbezahlt bekamen. So sind die erwachsenen Kinder des Landgrafen Philipp, die es vorziehen, in Rom zu leben, durchaus in der Lage, in ihrer dortigen Villa Polissena die High-Society Italiens zu bewirten, auch ihrem Vetter, dem landflüchtigen Griechenkönig Konstantin, samt Familie ein standesgemäßes Dauerasyl zu gewähren.

Auch die letzte, heute noch übriggebliebene Nebenlinie, die der Prinzen und Landgrafen von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, nagt keineswegs am Hungertuch. Zwar vergaß sich ein Ahnherr der heutigen Vertreter dieses Zweiges und ehelichte, wenn auch nur vorübergehend, eine Prinzessin von Hanau, Tochter des letzten Kurfürsten und der geborenen Falkenstein, von der er sich aber bald wieder scheiden ließ und für die und deren Kinder dann der durch einen Fürstentitel verschönerte Name einer hessischen Burgruine, Ardeck, erhalten mußte. Doch er machte diese Mesalliance eilig wieder wett, indem er nacheinander zwei Prinzessinnen zu Bentheim und dann noch eine Kusine aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg heiratete. Als derzeitiger Chef des Hauses residiert sein Urenkel, Prinz und Landgraf Wilhelm von Hessen, geboren 1933, auf Schloß Augustenau zu Herrleshausen an der Werra. Allein das Familienvermögen dieses Zweiges, das – im Gegensatz zu dem der Hauptlinie – bedauerlicherweise versteuert werden mußte, umfaßte vor dem Ersten Weltkrieg Ländereien im niedrigstmöglichen Schätzwert von 15 Millionen Goldmark; heute dürfte der Verkehrswert bei etwa 200 Millionen DM liegen.

Es haben also, wenn man es recht bedenkt, nicht eben wenige, teils hochgeborene, teils emporgekommene Damen und Herren ihren Nutzen aus der Habgier und dem Geiz der einstigen Kurfürsten von Hessen-Kassel gezogen: die zahlreichen Mätressen und deren Kinderscharen, die sämtlich mit Adelstiteln und fetten Pfründen versorgt wurden, von denen die Nachkommen noch heute profitieren; die legitimen Erben, die – trotz der furchtbaren Verluste, die kurhessische Stände, königlich preußische Räte und tschechoslowakische Kommunisten der Hinterlassenschaft des letzten Kurfürsten zufügten – noch immer Multimillionäre sind; die Bürger von Kassel, denen die Preußen aus den Zinsen des beschlagnahmten Hausschatzes die Gehsteige pflasterten, ein paar öffentliche Bauwerke erstellten und Gemäldegalerien einrichteten; die Familie Buderus und si-

cherlich noch weitere Beamtensippen, die nach dem Tode ihres vom Hauslehrersohn zum Minister aufgestiegenen Oberhaupts unter dem Namen »von Carlshausen« in sehr behaglichem Wohlstand leben konnten; das bayerische Königshaus, dem Ende 1870 aus dem Zinsertrag des von Preußen sequestrierten kurfürstlichen Privatvermögens (und aus dem Schatz der hannoverschen Welfen) 5,2 Millionen Goldmark zuflossen, für welche Summe der durch üppigen Schlösserbau fast bankrotte Ludwig II. sich dazu überwand, König Wilhelm von Preußen die deutsche Kaiserkrone anzutragen; der Oberstallmeister (»Roßober«) des Bayernkönigs, der im Auftrage Bismarcks diesen Handel vermittelte und dafür – größtenteils aus derselben kurhessischen Quelle – mit rund einer halben Million Goldmark belohnt wurde, ja, wenn man will, zumindest indirekt, auch Otto von Bismarck selbst, dem der neue Kaiser zum Dank den Sachsenwald schenkte, ein Beutestück aus dem preußisch-dänischen Krieg von 1864, das heute einen Milliardenwert repräsentiert und die Erben des Eisernen (und sehr geschäftstüchtigen) Kanzlers zu Besitzern eines der größten Vermögen der Bundesrepublik macht, ganz zu schweigen von weiteren 231.000 Goldmark, die mindestens teilweise aus dem Hessenschatz stammten und von Reichskanzler a.D. Fürst Bismarck kurzerhand »mitgenommen« wurden, als er sich grollend in den Sachsenwald zurückzog. Den mit Abstand größten Nutzen aus dem ungeheuren Reichtum der hessischen Kurfürsten aber zogen nicht die kleinen und großen Diebe, auch nicht die mehr oder minder legitimen Erben, sondern die von Kurfürst Wilhelm I. – nicht ganz freiwillig – mit der zeitweisen Verwaltung seiner Millionen beauftragten Rothschilds.

Lange bevor bei Waterloo Napoleons Schicksal endgültig besiegelt wurde, hatten sich die Söhne des Oberhofagenten Meyer Amschel mit Hilfe der gigantischen Summen, über die sie, dank Buderus, dem stillen Teilhaber, nahezu frei verfügen konnten, und unter äußerst geschickter, von Skrupeln freier Ausnutzung aller eine rasche Vermögensbildung begünstigenden Zeitumstände, selbst zu mehrhundertfachen Millionären hochgerangelt. Sie hatten geschmuggelt, am schwarzen Markt operiert, mit fremdem Geld gewagte Börsenspekulationen durchgeführt, sich als Gold-Jobber größten Stils betätigt, die Bestechlichkeit kleiner und großer Funktionäre schamlos ausgenutzt, für Obrigkeiten, Kunden, Partner und sich selbst sehr unterschiedliche Geschäftsbücher geführt, mit allen Nachrichtendiensten kooperiert und sie gegeneinander ausgespielt; sie hatten jeden alten Trick und viele neue Schliche angewandt, und sie waren so im Laufe von weniger als einem Jahrzehnt zu einer Finanzmacht aufgestiegen, die sich dem kurfürstlichen Hause von Hessen-Kassel ebenbürtig und bald sogar weit überlegen zeigte. Die Schlacht von Waterloo, die für Napoleon und die gegen ihn gerichtete europäische Allianz entscheidend war, hat für die Rothschilds – allen Legenden zum Trotz – nur noch die Bedeutung eines großen Geschäfts unter vielen anderen gehabt, an dem sie, ganz gleich, wer siegte, nur verdienen konnten.

Nathan Rotschild, von dem die Mär erzählt wird, daß er als Schlachtenbummler die Niederlage Bonapartes bei Waterloo miterlebt und mit dieser sensationellen, noch niemandem bekannten Nachricht an der Londoner Börse erst sein und seiner Brüder Glück gemacht hätte, war im Waterloo-Jahr 1815 längst eine beherrschende Figur der englischen Finanzwelt und, seit seinen Operationen zur Versorgung der auf dem Kontinent stehenden britischen und verbündeten Truppen mit Gold, bereits der für das Schatzamt in London wichtigste Clearing-Partner. Natürlich hatte er sich keineswegs, weder zufällig noch gar absichtlich, auch nur in der Nähe des rund fünfzehn Kilometer südlich von Brüssel gelegenen Schlachtfeldes aufgehalten; vielmehr war er, ungeduldig auf Nachrichten vom Kontinent wartend, seinem Kurier von London nach Folkstone entgegen gereist.

In den frühen Morgenstunden des 20. Juni 1815, als die preußischen Truppen unter Führung Gneisenaus die Verfolgung der am Abend des 18. Juni geschlagenen Armeen Napoleons längst eingestellt und ihre Siegesfeiern beendet hatten, traf der Rothschild-

Kurier Rothworth in Folkstone ein, brachte Nathan die Extrablätter der Brüsseler Presse mit und erstattete Meldung über das, was er sonst noch gesehen und gehört hatte.

Mit diesen sensationellen Neuigkeiten machte sich Nathan eiligst auf den Weg nach London, doch ging er damit natürlich nicht sofort zur Börse, sondern unterrichtete zunächst diejenigen Freunde in der Regierung, die es ihm nie verziehen hätten, wenn sie von ihm nicht als erste informiert und an dem großen Geschäft, das bevorstand, beteiligt worden wären. Dann erst – die Londoner wußten noch immer nichts von dem Ausgang der Entscheidungsschlacht auf dem Kontinent – begab sich Mr. Nathan Rothschild ohne Hast in die City, nahm stumm und düster dreinschauend den für ihn reservierten Platz im Börsensaal ein, vor einem Pfeiler, der schon damals respektvoll »die Rothschild-Säule« genannt wurde, und begann seufzend, ein Paket Consols nach dem anderen abzustoßen. Alles geriet in Panik, währte Napoleon schon bald vor den Toren Londons und bot die guten englischen Staatspapiere zu immer tiefer sinkenden Kursen an. Und gerade noch rechtzeitig vor dem Eintreffen der Nachricht vom triumphalen Sieg bei Waterloo, die die Consols-Notierungen wieder in die Höhe schnellen ließ, kauften Nathan und seine Beauftragten zum selbst diktierten Tiefstkurs alles an Consols auf, was der Markt herzugeben hatte.

Bei diesem Manöver verdiente das Haus Rothschild etliche Millionen Pfund Sterling. Doch wichtiger war für sie die tiefe Dankbarkeit einiger einflußreicher Herren in der britischen Regierung, die Nathan hatte kräftig mitverdienen lassen. In der Hoffnung auf künftige Beteiligung an ähnlichen Coups, halfen sie nun ihrerseits dem Hause Rothschild, sich den ersten Platz unter den europäischen Großfinanziers zu erkämpfen und eine Hauptstadt nach der anderen zu erobern. Berlin fiel als erste der Metropolen, die den Rothschilds bislang Widerstand geleistet hatten. Preußens Staatsfinanzen waren völlig zerrüttet, denn Napoleon hatte es in den Jahren seiner Allmacht fertiggebracht, aus dem ohnehin nicht reichen Land rund zwei Milliarden Goldfranken herauszupressen. Der Befreiungskrieg war ebenfalls sehr teuer gewesen, und nun wußte man in Berlin nicht einmal mehr, wie man die Staatsschulden verzinsen sollte, ohne zu noch ungünstigeren Bedingungen neue Kredite aufzunehmen – eine Situation, wie geschaffen für ein sehr liquides, expansionsfreudiges Bankhaus, das langfristig plante.

Empfehlungen durch das britische Schatzamt und den Kurfürsten von Hessen, dessen Respekt vor dem Hause Rothschild ins Unermeßliche gestiegen war, seit er all sein Geld auf Heller und Pfennig zurückbekommen hatte, ließen die Widerstände in Berlin gegen ein Geschäft zwischen dem König von Preußen und den Bankiers aus der Frankfurter Judengasse ein wenig geringer werden; ein beträchtliches Darlehen machte den preußischen Staatskanzler Fürst Hardenberg zum beredten Advokaten seiner Kreditgeber, und als der Gesandte Preußens am Hofe von St. James, Wilhelm von Humboldt, seine gesamten Vermögensangelegenheiten Mr. Nathan Rothschild anvertraute und dabei wahrlich nicht schlecht fuhr, war ein weiterer Fürsprecher gewonnen, wengleich sich Humboldt seine Unabhängigkeit zu bewahren verstand und mitunter auch der Berliner Regierung Ratschläge erteilte, die Nathans Absichten zuwiderliefen. Schließlich schickte man den Reorganisator des preußischen Finanzwesens und späteren Staatsminister Christian von Rother nach London; er sollte mit Mr. Nathan Rothschild über eine Anleihe in Höhe von fünf Millionen Pfund Sterling verhandeln. Das Geschäft kam zustande, Nathan und Rother wurden – so versicherten sie einander brieflich – »herzliche, ewige und getreue gute Freunde«; die Anleihe konnte von Nathan zwar nur zum Kurs von 72 Prozent gegeben werden, dafür aber sofort, und noch am Tage der Unterzeichnung der Verträge schickte er eine Schiffsladung Silbertaler auf den Weg nach Preußen, die das ausgeplünderte Land gierig aufzog. Übrigens machte das Haus Rothschild bei dieser Anleihe – so Nathan – »ein göttliches Geschäft«, denn die Obligationen sanken nie unter den Ausgabekurs und stiegen später auf 100 Prozent.

Mit dem sehr reaktionären Österreich, wo sich Nathans ältester Bruder Salomon um das Zustandekommen eines großen Anleihegeschäfts bemühte, gestalteten sich die Verhandlungen, zumindest anfänglich, noch schwieriger als mit Preußen. Doch dann gelang es Salomon mit diplomatischem Geschick und einem nicht minder großen Talent, die richtigen Leute auf die jeweils noch am korrektesten erscheinende Weise und mit den genau angemessenen Summen zu bestechen, alle Widerstände zu überwinden und – in Form einer volkstümlichen Lotterie – eine österreichische Staatsanleihe in Höhe von 55 Millionen Gulden auf den Markt bringen zu dürfen (und daran nicht weniger als sechs Millionen Gulden zu verdienen)!

Es waren indessen nicht immer nur große und Millionengewinne abwerfende Geschäfte, die die Stellung des Hauses Rothschild in Wien, der Hauptstadt des damals gewaltigen und mächtigen Kaiserreiches der österreichischen Habsburger, immer mehr befestigten. Mitunter spielten dabei Bagatellen, dem Umfang nach nicht größer als Salomons Gewinn aus der ersten Staatsanleihe und vom rein kommerziellen Standpunkt aus völlig belanglos, eine weit wichtigere Rolle.

So hatte beispielsweise die Herzogin Maria Louise von Parma, Piacenza und Guatalla, eine italienische Duodezfürstin von Österreichs Gnaden, ein heikles Finanzproblem, bei dem es um die künftige Versorgung zweier Kinder der Herzogin ging, von denen sie das ältere, eine Tochter, am 1. Mai 1817, das jüngere, einen kräftigen Buben, am 8. August 1819 zur Welt gebracht hatte, und dies, obwohl ihr angetrauter, sie innigst liebender Gemahl schon seit dem Sommer 1815 fern von Europa weilte, auch in seinem streng bewachten Exil von seiner im Twenalter stehenden Ehegefährtin nicht ein einziges Mal besucht worden war. Unter diesen speziellen Umständen konnte die Herzogin ihren fernen Gatten oder dessen sehr wohlhabende Familie nicht gut um Geld für diese Kinder bitten, und auch ihre eigene, sehr begüterte und mächtige, doch leider recht prüde Verwandtschaft mochte sie nicht darum fragen. Sie selbst verfügte jedoch als Souveränin, die ihre lieben Untertanen nach Herzenslust besteuern konnte, zwar über gute Einnahmen, von denen sie mit ihrem Oberstallmeister, einem Grafen Neipperg, der übrigens auch ihr Minister, Feldmarschall, Schatullenverwalter sowie der Erzeuger ihrer Problemkinder war, in Saus und Braus leben konnte. Aber aus diversen, sehr komplizierten Gründen hatte die Herzogin kein nennenswertes eigenes, den Sprößlingen vererbbares Vermögen, und sie machte sich deshalb große Sorgen um deren Zukunft.

Diese Sorgen wären sicherlich ihre eigenen geblieben und hätten weder, wie sie es dann taten, den österreichischen Staatskanzler und dessen Geheimräte noch gar die – inzwischen geadelten – Bankiers von Rothschild jemals beschäftigt, wäre nicht besagte Herzogin Maria Louise die rechtmäßige und kirchlich angetraute Ehefrau des abgesetzten und nach St. Helena verbannten Franzosenkaisers Napoleon I. gewesen, zugleich die älteste Tochter Seiner Apostolischen Majestät, des in Wien regierenden Kaisers Franz I. Man mußte also ihre Kinder entweder als legitime, wenn auch stark verspätete Bonapartes, oder als durchaus pünktliche, aber illegitime Habsburger ansehen, was gleichermaßen erschreckend war, zudem im zweiten, wahrscheinlicheren Fall als die Früchte eines ehebrecherischen Verhältnisses, das von keinem Geringeren als dem der Öffentlichkeit gegenüber erzkatholischen Wiener Staatskanzler, Fürst Metternich, lediglich zur angenehmen Zerstreung Maria Louises, nicht aber zur Zeugung sorgenberechtigenden Nachwuchses, arrangiert worden war.

Metternich, von der Herzogin um Hilfe gebeten, wußte keinen Rat; sein engster Vertrauter, Herr von Gentz, schlug vor, Salomon von Rothschild einzuschalten, und dieser, nun von amtlicher Seite diskret informiert, doch längst im Bilde, löste das Finanzproblem im Handumdrehen: Maria Louises Herzogtümer nahmen, auf Beschluß der Regierung, vertreten durch den Minister Graf Neipperg, und mit allerhöchster Genehmigung der Frau Herzogin, beim Hause Rothschild eine Millionenanleihe auf, für die Inhaberschuldverschreibungen auf den internationalen Markt gebracht werden sollten. Der

größte Teil des Anleihebetrages, den Salomon sofort zur Verfügung zu stellen bereit war, mußte an die Privatschatulle der Souveränin abgeführt werden, weil diese – Minister Neipperg konnte es bestätigen – die Haushaltsüberschüsse der vergangenen Jahre, die nach Gesetz und altem Brauch das Privatvermögen der Landesmutter hätten vermehren sollen, dem Ausbau und der Verschönerung einiger Schlösser geopfert hatte, die der Repräsentation dienten und infolgedessen aus Staatsmitteln zu unterhalten waren. So kam Maria Louise zu rund sechs Millionen Goldfranken, ihr Ländchen zu ein paar neuen Schulden, und da sich die Herzogin und ihr Minister, nunmehr in der Rolle treusorgender Eltern, sofort entschlossen, das neugewonnene Vermögen dem Hause Rothschild zur mündelsicheren Anlage für ihre bislang unversorgten Sprößlinge anzuvertrauen, erübrigte sich ein umständlicher Geldtransport. Die so zu Lasten der Herzogtümer Parma, Piacenza und Guatalla zu künftigen Millionären gemachten Neipperg-Kinder erhielten übrigens später den Namen »Montenuovo«, dazu einen Grafen-, später sogar einen Fürstentitel. Der letzte männliche Sproß war Seine Durchlaucht Ferdinand, dritter Fürst von Montenuovo, der 1951 das Zeitliche segnete.



Natürlich beschäftigte sich der Wiener Vertreter des Hauses Rothschild, der diplomatische Salomon, nicht ausschließlich mit Familiensorgen und Finanzproblemen des Hauses Habsburg oder des Fürsten Metternich, obwohl er gerade dem letzteren mehrfach sehr behilflich war. So ließ er Österreichs allmächtigem Staatskanzler, der über drei Jahrzehnte lang jede freiheitliche Regung in Europa zu unterdrücken verstand, am 23. September 1822 die hübsche Summe von neunhunderttausend Gulden, und der Zufall wollte es, daß wenige Tage später ein Allerhöchster Erlaß Seiner Apostolischen Majestät, des Kaisers von Österreich, Salomon von Rothschild, seine vier Brüder und alle ihre ehelichen Nachkommen beiderlei Geschlechts in den Rang von Freiherren erhob. Die Schulden waren für Metternich übrigens nicht sonderlich drückend, da Salomon die ganze Summe für den Fürsten so günstig anlegte, daß sie überreichen Gewinn abwarf und der Kredit sich so von selbst binnen kurzer Zeit tilgte. Bei Friedrich von Gentz, Metternichs engstem Vertrauten, war soviel Takt nicht nötig: Gentz pflegte einfach die Hand hinzuhalten, und dann zahlten diejenigen, die etwas von ihm wollten – beileibe nicht nur die Rothschilds, sondern auch jede Regierung Europas, und Gentz lieferte dafür Informationen, Lobeshymnen in den Zeitungen, Korrekturen der Protokolle aller großen Kongresse oder auch politische Maßnahmen der einen oder anderen Art.

Dank Metternich, Gentz und weiteren einflußreichen Freunden wurde das Haus Rothschild in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts die führende Finanzmacht des riesigen, vom Bodensee bis zur Ukraine und vom Riesengebirge bis an die Grenze Albanien reichenden Vielvölkerstaates der Habsburger, und die beherrschende Stellung der Rothschilds festigte sich noch mehr, als 1835 Kaiser Franz I. starb und der schwachsinnige Ferdinand I. den Thron bestieg, der dem Staatskanzler völlig freie Hand lassen mußte.

Baron Salomon von Rothschild, bereits Herr des Österreichischen Lloyds, der führenden Dampfschiffahrtsgesellschaft des Kaiserreiches, wurde bald auch der Eisenbahnkönig der Donaumonarchie, wobei der ehrfurchtgebietende Name des geisteskranken Kaisers dazu herhalten mußte, die Widerstände zu brechen, die sich der Einführung des neuen, allgemein für sehr gefährlich gehaltenen Verkehrsmittels zunächst entgegenstellten. Mit Allerhöchster Genehmigung durfte sich Baron Rothschilds erste Bahnlinie »Kaiser Ferdinand-Nordbahn« nennen; Fürst Metternich wurde Ehrenpräsident der neuen Eisenbahngesellschaft, und der Anstieg des Börsenkurses der Aktien dieses von Kaiser und Kanzler gleichermaßen protegierten Unternehmens vollzog sich in einem Tempo, das das seiner Züge weit übertraf.

Neben Eisenbahnen und Dampfschiffen unterhielt Baron Salomon aber auch noch einen – nach dem Vorbild der damit so reich gewordenen Fürsten von Thurn und Taxis – glänzend organisierten privaten Post- und Kurierdienst, der sich, vor allem in den italienischen Zwergstaaten, auch der Beförderung diplomatischer Depeschen annahm. Es versteht sich fast von selbst, daß sich Fürst Metternich nicht bloß für den Inhalt solcher Korrespondenzen interessierte, die für sein autoritäres Regime gefährlich sein konnten; es ging dabei auch um Geschäfte, und da Metternich von wirtschaftlichen Dingen wenig verstand, überließ er die ökonomische Auswertung seinem Freund und Bankier Rothschild, der den Kanzler nicht zu kurz kommen ließ. Umgekehrt verschaffte der allmächtige Staatskanzler dem um die österreichischen und metternichschen Belange stets so besorgten Baron manche Pfründe, beispielsweise die staatlichen Quecksilbergruben von Idria, die Salomon kaufen konnte. Das einzige andere, damals bekannte Quecksilbervorkommen befand sich im spanischen Almadén und wurde bald darauf von Salomons Bruder Nathan gepachtet, wobei sich einige korrupte Beamte, Minister und Granden die Taschen füllen konnten und auch Spaniens Königin-Regentin Marie-Christine ein Douceur von fünfhunderttausend Goldfranken bekam.

Von da an war die gesamte Quecksilberproduktion der Erde fest in der Hand der Rothschilds, und die Familie verstand es, dieses Weltmonopol für ein damals enorm wichtiges Metall glänzend auszunutzen – ganz ähnlich wie einst die Familie der (späteren Fürsten) Fugger, die, nachdem sie die Wahl Karls V. zum deutschen Kaiser finanziert hatte, mehr als hundertzwanzig Jahre lang im Besitz der Quecksilberminen von Almadén und Idria gewesen war und sich daran immens bereichert hatte, während ihre Arbeiter an den giftigen Dämpfen zugrunde gingen.

Das Verhältnis des Barons Rothschild zum Fürsten Metternich gestaltete sich noch weit enger und freundschaftlicher, nachdem der Staatskanzler mit 57 Jahren und in dritter Ehe die um mehr als drei Jahrzehnte jüngere, sehr schöne und lebenslustige Komteß Melanie Zichy-Ferraris geheiratet hatte. Um die günstige Wirkung dieser Verbindung auf Salomons ohnehin starken Einfluß bei Metternich richtig einzuschätzen, muß man wissen, daß die Familie der Komteß hoch verschuldet gewesen war, bis sich der Baron Rothschild ihrer angenommen und sie völlig saniert, auch für Melanies Mitgift gesorgt hatte. Unter diesen Umständen ist es zumindest denkbar, daß der Baron Salomon bei seinem Rettungswerk bereits jene »gute Partie« im Auge hatte, die die junge Komteß Zichy dann auch tatsächlich machte, und daß er bei den Kreditkonditionen einkalkulierte, welche Vorteile es hätte, sich die künftige Fürstin Metternich verpflichtet zu wissen.

Der Staatskanzler war übrigens wirklich eine »gute Partie«, auch in rein finanzieller Hinsicht: Zwar waren die Stammgüter seiner Familie an der Mosel, Winneburg und Beylstein, 1801 an Frankreich verlorengegangen, aber dafür hatte sie sich 1803, dank ihrer schon starken Stellung am Wiener Hof, mit der säkularisierten und samt ihrer reichen Domänen zum selbständigen Fürstentum Winneburg erhobenen schwäbischen Reichsabtei Ochsenhausen entschädigen lassen, die Klemens Fürst von Metternich-Winneburg, der österreichische Staatskanzler und Rothschild-Freund, 1825 für 1,3 Millionen Gulden an den König von Württemberg abtrat, wobei er seinen Fürstentitel natürlich behielt, obwohl er inzwischen, verbunden mit einem Geschenk von sechzigtausend Dukaten, zum sizilianischen Herzog von Portella ernannt worden war, die böhmischen Herrschaften Plaß und Königswart samt Grafentitel erworben und – neben zahlreichen weiteren Dotationen und Standeserhöhungen – die Ernennung zum spanischen Granden 1. Klasse erhalten hatte. Auch war ihm von seiner ersten Frau, der Tochter und Erbin des Staatskanzlers Maria Theresias, Graf Kaunitz, Schloß und Besitzung Kojetein in Mähren zugefallen, und nach dem Sieg über Napoleon bei Leipzig hatte ihm sein dankbarer Kaiser ein sehr kostbares Geschenk gemacht, nämlich das Schloß Johannisberg am Rhein samt dem dazugehörigen Rebenland von unschätzbarem Wert.

Dieser für die Qualität seiner Weine weltberühmte Besitz hatte den Bischöfen von Fulda gehört, bis Napoleon gekommen war und den Johannisberg kurzerhand einem seiner Marschälle, dem Herzog von Valmy, geschenkt hatte. Diesem Herzog, der übrigens als Franz Christoph Kellermann in Wolfbuchweiler an der Tauber zur Welt gekommen war und seinen schönen Titel zur Erinnerung an die von ihm befehligte Kanonade von Valmy erhalten hatte, waren Schloß und Reben nach Bonapartes Sturz wieder abgenommen worden, und als Kaiser Franz I. Ausschau gehalten hatte nach einem passenden – und für ihn selbst völlig kostenlosen – Geschenk für seinen so tüchtigen Staatskanzler, da war ihm der gerade erbeutete Johannisberg eingefallen.

Noch heute sind die Fürsten Metternich-Winneburg Multimillionäre, trotz des Verlustes ihrer böhmischen und mährischen Güter, denn der Johannisberg ist in ihrem Besitz geblieben und hat sich als solidester Vermögensbestandteil erwiesen, dauerhafter als manche der Reichtümer, die der Staatskanzler Metternich seiner engen Verbindung mit dem Hause Rothschild zu verdanken hatte. Trotzdem erhalten nicht die Habsburger, die sich den Johannisberg für Metternich vom Herzen rissen, sondern die in Frankreich lebenden Nachkommen des Barons Salomon von Rothschild bis heute alljährlich eine Kiste »Schloß Johannisberger« von den glücklichen Erben dieser besten Weinlagen am Rhein, vielleicht weil sich die Habsburger nicht mehr revanchieren können, wohl aber die Rothschilds, die ihrerseits jedes Jahr eine Kiste mit ihren besten Bordeaux-Weinen, »Château Mouton Rothschild« und »Château Lafitte-Rothschild«, zum Schloß Johannisberg schicken.

Der heutige Schloßherr und Chef des Hauses, Seine Durchlaucht Paul Alfons, sechster Fürst von Metternich-Winneburg, fünfter Herzog von Portella, Graf von Königswart, Grande von Spanien 1. Klasse, ist übrigens ein Urenkel des Staatskanzlers und der Komteß Melanie Zichy-Ferraris, denn die Erbfolge ging, nach dem Tode eines Metternich-Sohnes aus erster Ehe, auf deren beider einzigen Sohn Paul über. Dieser folgte dem Beispiel seines Vaters insofern, als er ebenfalls eine Komteß Melanie Zichy-Ferraris, Nichte und Patenkind seiner Mutter, zur Frau nahm, die ihrerseits eine Dame zur Mutter hatte, die ihren Reichtum und Adel allein den Bettfreuden des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen-Kassel zu verdanken hatte: Gräfin Emilie von Reichenbach und Lessonitz. Man mag daraus ermessen, wie schlecht es um die Finanzen der Grafen Zichy-Ferraris gestanden haben muß, ehe Baron Salomon von Rothschild sie sanierte.

So stammt also der heutige Fürst Metternich auf Schloß Johannisberg über Rudesheim am Rhein, 1917 geboren, als junger Mann ein international erfolgreicher Automobilrennfahrer und seit etlichen Jahren Präsident des Automobilclubs von Deutschland (AvD), nicht nur von den beiden großen Rothschild-Förderern ab, von dem Staatskanzler Metternich und dem Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen, sondern auch von dem Berliner Arbeiterkind Emilie Ortlöpp, der nachmaligen Gräfin, die von dem Hessenschatz ebenfalls, wenn auch auf andere Weise und etwas bescheidener als die Rothschilds, hatte profitieren können. Er ist außerdem ein Neffe des 1939 auf dem böhmischen Metternich-Schloß Plaß bei Pilsen verstorbenen Prinzen Maximilian Theodor von Thurn und Taxis, so daß verwandtschaftliche Bande auch zu dieser steinreichen und am Aufstieg der Rothschilds beteiligten Sippe bestehen. Über seine Groß- und Urgroßmutter, die beiden Komtessen Zichy, besteht ein Verwandtschaftsverhältnis zu zwei jüngeren Männern, den Grafen Federico und Claudio Zichy, die in Argentinien leben und von ihrer Mutter, der Gräfin Anita de Zichy geborenen Anna Thyssen, ein gewaltiges Aktienpaket geerbt haben, das ihnen einen beherrschenden Einfluß auf den größten Stahlproduzenten Europas, die hunderttausend Beschäftigte zählende Konzerngruppe der Thyssen AG vormals »August Thyssen-Hütte« (ATH), gibt. Und schließlich ist der derzeitige Fürst Metternich, ja selbst Grande von Spanien, mit der mächtigen und sehr vermögenden Hocharistokratie des Landes versippt, denn seine Mutter, eine geborene da Silva

y Carvajal, war die Tochter des zwölften Marquis de Santa Cruz und der Duquesa de San Carlos.

Reichtum, Einfluß und gesellschaftlicher Rang, über die die Familie Metternich noch heute verfügt, schienen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einem Schlage vernichtet zu sein. Denn im März 1848, nachdem in Italien der Freiheitskampf begonnen hatte und in Paris bereits die Republik ausgerufen worden war, kam es auch in Wien zu einem Volksaufstand gegen das erzreaktionäre Polizeiregime Metternichs, und am Abend des 13. März 1848 mußte der greise Staatskanzler, der fast vier Jahrzehnte lang die Geschicke Europas entscheidend beeinflußt und seit Napoleons Sturz mit aller Macht versucht hatte, das *Ancien régime*, die gesellschaftlichen Zustände des frühen 18. Jahrhunderts, wiederherzustellen, von der politischen Bühne abtreten. Er konnte sich und seine Familie nur durch eilige Flucht davor retten, von den revolutionären Massen gelyncht zu werden. Verkleidet und mit falschen Papieren sowie mit tausend Dukaten, die ihm Baron Salomon von Rothschild noch hatte zustecken können, floh der Gestürzte mit den Seinen über Deutschland und die Niederlande nach England. Später, als sich die Lage für ihn etwas gebessert hatte, weil die Revolutionen gescheitert waren, ließ er sich mit seiner Familie auf Schloß Johannisberg nieder. Erst 1851 konnte er es wagen, wieder nach Wien zurückzukehren, blieb dort aber ohne Amt und öffentlichen Einfluß, bis er im Jahre 1859 starb.

Wenige Wochen vor seinem Sturz hatte Metternich noch zu Baron Salomon gesagt: »Holt mich der Teufel, so holt er Sie auch!«, doch während des Staatskanzlers Regime im März 1848 endgültig zusammenbrach, blieb die Macht des Hauses Rothschild in Österreich noch fast ein Jahrhundert lang bestehen.

Zwar verließ der alte Baron Salomon, der beim Märzaufruf von 1848 in Wien geblieben war, während Kaiser, Hofstaat und Kanzler die Flucht ergriffen hatten, beim zweiten Aufstand im Oktober desselben Jahres seine Wahlheimat Österreich für immer und zog sich, der Aufregungen müde, nach Frankfurt zurück, wo er 1855 starb. Doch alsbald übernahm sein Sohn Anselm die Leitung des Wiener Hauses, das in der Ära Metternich dem österreichischen Staat rund zweihundert Millionen Gulden Kredit verschafft und so die fast bankrotte Monarchie konsolidiert hatte, und er baute, den Plänen seines Vaters folgend, die Machtpositionen der Rothschilds im Habsburgerreich und seinen Vasallenstaaten noch erheblich aus.

Zu den Schiffahrts- und Eisenbahnunternehmen, dem Quecksilber-Monopol, den dalmatinischen Kohlenzechen und vielen weiteren einträglichen Industriebetrieben waren noch zu Baron Salomons Zeiten die Hütten- und Bergwerke von Witkowitz in Österreichisch-Schlesien gekommen, die sich bald zum größten Montankonzern Europas entwickelten, auch – nach Überwindung zäher Widerstände des jüdenfeindlichen Hochadels und Klerus – vier prächtige Herrensitze in Mähren und Schlesien mit fürstlichen Schlössern, gepflegten Parkanlagen, Seen und riesigen Wäldern, landwirtschaftlichen Mustergütern, Gestüten und Wildgehegen.

Baron Anselm, der auf Wunsch seines Vaters und der übrigen Familie seine Kusine Charlotte, eine Tochter Nathans, des Chefs der Londoner Filiale, geheiratet hatte, leitete das Wiener Haus bis zu seinem Tode im Jahre 1874. Er kaufte auch noch die Mehrheit der bislang staatlichen Eisenbahnen auf, gründete – unter Mitwirkung der Fürsten Fürstenberg, Auersperg und Schwarzenberg – die Wiener »Creditanstalt für Handel und Gewerbe«, die er zu großen Erfolgen führte, und setzte für sich selbst nicht nur das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien durch, sondern auch seine Berufung auf Lebenszeit in das Herrenhaus, die Erste Kammer des österreichischen Reichsrates.

Baron Anselms Sohn Albert (1844-1911) heiratete die Baroneß Bettina de Rothschild, eine Tochter seines Großonkels James, der die Firma in Paris vertreten und das dortige Bankhaus gegründet hatte, und seiner Tante Betty, der Schwester seines Vaters. Solche

Heiraten zwischen nahen Verwandten waren bei den Rothschilds, zumal in der Phase der Konsolidierung ihrer Macht, nichts Ungewöhnliches: Von den insgesamt zwölf Ehen der Rothschild-Söhne dritter Generation, also der Enkel des Firmengründers Meyer Amschel, wurden neun mit Nichten geschlossen, und von den mehr als fünf Dutzend Eheschließungen der weiteren Nachkommen waren bis heute ziemlich genau die Hälfte Heiraten zwischen Kusinen und Vettern. Ähnlich manchen hocharistokratischen Häusern und genau wie eine andere Multimilliardärsfamilie, der wir schon kurz begegnet sind und mit der wir uns noch näher befassen werden, hielten die Rothschilds nichts von Neigungsehen, aber sehr viel davon, die Familie, ihre Macht und ihr gigantisches Vermögen so fest wie möglich zusammen- und Außenseiter davon fernzuhalten.

Der Baron Albert und sein Sohn Louis (1882-1955) setzten als Chefs des Wiener Hauses Rothschild die von Baron Salomon begründete Tradition eines engen Einvernehmens mit den in Österreich herrschenden Gewalten fort und führten die mächtige Privatbank nebst dem dazugehörigen, enorm gewachsenen Konzern sicher durch alle Stürme der Zeit, durch den verlorenen Krieg Österreichs gegen Preußen 1866, die Niederlage im Ersten Weltkrieg, die zur Abschaffung der Monarchie und zur völligen Auflösung des Habsburger-Vielvölkerstaates führte, und auch durch die Inflations- und Krisenjahre der kleinen Republik Deutschösterreich.

Im Jahre 1937, als Exkönig Eduard VIII. von Großbritannien – unter seinem neuen Namen »Herzog von Windsor« und zusammen mit Herzogin Wally, geschiedener Simpson, um derentwillen er auf den Thron verzichtet hatte – in dem nahe bei Wien gelegenen Rothschild-Schloß Enzesfeld für einige Zeit Quartier nahm, um in Rothschildischen Jagdgründen und auf rothschildeigenem Golfplatz vor den Reportern der internationalen Presse sicher zu sein, war Baron Louis, der Urenkel Salomons, noch immer der mit Abstand Reichste im Lande, darüber hinaus einer der größten Grundbesitzer Mitteleuropas. Er kontrollierte überdies, weit über Deutschösterreichs enge Grenzen hinweg, eine Reihe von bedeutenden Konzernen der chemischen und Textilindustrie sowie des Bergbaus, vor allem das gewaltige Kohlenzechen-, Eisenhütten- und Stahlwerks-Kombinat von Witkowitz, das nun zur Tschechoslowakei gehörte. Und er führte das Leben eines Grandseigneurs, eleganten Herrenreiters und von den Damen Wiens verwöhnten Junggesellen, bis im Frühjahr 1938 Hitlers Wehrmacht Österreich besetzte und es dem Deutschen Reich einverleibte.

Selbstverständlich war Baron Louis rechtzeitig gewarnt worden – der Rothschildische Nachrichten- und Kurierdienst funktionierte damals wie heute ausgezeichnet. Aber als Chef der Wiener Bank und ihres Konzerns hatte er sich zum Bleiben verpflichtet gefühlt.

Natürlich wurde er von der Gestapo sofort verhaftet, und fast ebenso natürlich knüpften die neuen Herren Wiens auch sehr rasch Verhandlungen mit den ausländischen Verwandten des Barons Louis an, von denen sie sich ein sehr hohes Lösegeld erhofften. Pikanterweise bedienten sich die SS-Führer dabei als Vermittlerinnen dreier junger Damen, die zur Spitzenklasse des ältesten Gewerbes der Welt gehörten, und die Familie Rothschild, seit anderthalb Jahrhunderten an Verhandlungspartner aller Art und heikelste Situationen gewöhnt, nahm es hin und wäre mit den attraktiven Liebeskünstlerinnen sicherlich einig geworden, hätte nicht Hermann Göring Wind von dem glänzenden Geschäft bekommen, das da heimlich und ohne seine Beteiligung abgeschlossen werden sollte. Der dicke Reichsmarschall schäumte vor Wut. Dann übernahm er selbst den Fall: Ein Emmissär seines »Stabsamts« reiste in die Schweiz, unterrichtete den dortigen Beauftragten der Rothschilds von der Änderung der Lage und teilte die neuen Bedingungen mit: der gesamte in Österreich zurückgebliebene Rothschild-Besitz sollte dem Deutschen Reich zufallen; auch das Witkowitz Zechen- und Hüttenkombinat in der noch nicht besetzten Tschechoslowakei war von den Rothschilds an das Reich abzutre-

ten, und Göring selbst sollte für seine Bemühungen mit zweihunderttausend Dollar, zahlbar auf ein schweizerisches Bankkonto, abgefunden werden.

Gegen den ersten Punkt, der ja nur einer nicht mehr zu ändernden Tatsache einen Anschein von Legalität verleihen sollte, hatten die Rothschilds nichts einzuwenden, auch nichts gegen den letzten, der für sie eine Bagatelle war. Doch der zweite Punkt, der die Witkowitz Werke betraf und die Lösegeld-Forderung zu der wahrscheinlich höchsten der Weltgeschichte machte, war für sie, wie sie sagten, unannehmbar, zudem schon deshalb nicht diskutabel, weil Baron Louis seine Witkowitz-Aktien bereits geraume Zeit vorher an eine ausländische Gruppe verkauft hatte. Die Verhandlungen zogen sich monatelang hin; Baron Louis wurde während dieser Zeit so korrekt behandelt, wie es dem Objekt eines Tauschgeschäfts im Werte von vielen hundert Millionen Mark gebührte, und dann wechselte noch einmal der Verhandlungspartner: An die Stelle Görings trat Heinrich Himmler, der Chef der SS.

Der bemühte sich eines Tages selbst in die Zelle des »Schutzhäftlings« Rothschild im Wiener Gestapo-Hauptquartier, und es kam dann zu einer in der an dramatischen Episoden wahrlich nicht armen Geschichte des »Dritten Reiches« einzigartigen Lösegeld-Verhandlung zwischen einem jüdischen Gefangenen und dem Großinquisitor des schwarz-braunen Terrors, bei der sich Baron Louis dem »Reichsführer SS« eindeutig überlegen zeigte, denn er erreichte seine Freilassung und die Erlaubnis zur sofortigen Ausreise in die Schweiz, während Himmler nicht mehr bekam, als er ohnehin schon hatte, nämlich den beschlagnahmten Restbesitz der Rothschilds im annektierten Österreich sowie die Zusage, daß man über einen Verkauf der Witkowitz Unternehmen verhandeln könnte, sobald der Gefangene in Sicherheit wäre, und zwar auf der Basis einer Forderung der derzeitigen Witkowitz-Großaktionäre in Höhe von drei Millionen Pfund Sterling.

Wie konnte Baron Louis etwas – eventuell – verkaufen wollen, was er gar nicht mehr zu haben vorgab? Nun, das war leicht zu erklären, und Heinrich Himmler, dem es umständlich erklärt worden war, hatte es, wenn auch ohne rechte Freude, schließlich begriffen: In den Jahren 1936/37 war Baron Louis, in weiser Voraussicht der Dinge, die da kommen sollten, erst an die Prager, dann an die Wiener Regierung herangetreten. Den Herren in Prag hatte er begreiflich gemacht, welche Vorteile es im Falle einer Annexion Österreichs durch Hitlerdeutschland für die Tschechoslowakei hätte, wenn die Witkowitz Unternehmen dann nicht von Wien aus kontrolliert werden könnten; und dem österreichischen Bundeskanzler war von Baron Louis erklärt worden, daß es angesichts der Spannungen im Dreieck Wien-Prag-Berlin zweifellos sicherer wäre, Witkowitz vor einem möglichen Prager Zugriff dadurch zu schützen, daß man die Eigentumsrechte daran auf Nicht-Österreicher übertrug. So willigten beide Regierungen – wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen – in eine Transaktion ein, die ohne ihr Wissen und Einverständnis schwerlich hätte durchgeführt werden können: Das Wiener Bankhaus übertrug in aller Stille seine Mehrheitsbeteiligung an dem wichtigsten montanindustriellen Konzern der Tschechoslowakei auf die »Alliance Insurance«, einen mächtigen Versicherungskonzern, der fest in den Händen der Londoner Rothschilds war und noch heute ist. Doch um auch noch im Falle eines Krieges zwischen Deutschland und England vor einem Zugriff Hitlerdeutschlands sicher zu sein, wurden zwei neutrale Holdinggesellschaften, eine holländische und eine schweizerische, mit der Wahrung der britischen Witkowitz-Interessen betraut.

So ist es bis heute geblieben, denn die nach des Barons Louis endlich erreichter Freilassung und Ausreise geführten Verhandlungen zwischen Berlin und den neuen Witkowitz-Großaktionären führten zu keinem Ergebnis. Als nach 1945 aus der CSR die CSSR geworden war und man dort das Witkowitz Kombinat zum volkseigenen Unternehmen erklärt hatte, schloß die britische Regierung im Jahre 1953 einen Handelsvertrag mit der Tschechoslowakei ab, der unter anderem auch die Entschädigung für enteigne-

ten britischen Besitz vorsah, an erster Stelle für die Witkowitz Zechen und Hütten. Und das Londoner Parlament verabschiedete bald darauf ein Gesetz, das englische Firmen, zum Beispiel den »Alliance Insurance«-Konzern, ausdrücklich ermächtigte, Kompensationen aus dem Abkommen mit Prag auch für nicht-britische Anspruchsberechtigte, etwa die holländischen und schweizerischen Holdinggesellschaften oder auch den Baron Louis Rothschild selbst, der inzwischen Amerikaner geworden war, geltend zu machen und in Empfang zu nehmen. Und davon machten die Herren vom Rothschild-schen Versicherungskonzern dann auch Gebrauch.

Baron Louis hatte übrigens, mit vierundsechzig Jahren, sein Junggesellentum aufgegeben. 1945 heiratete er die Komteß Hilda Auersperg, mit der er sich nach Amerika, auf seine große Farm East Barnard im Staat Vermont, zurückzog. Zuvor machte er seinen gesamten österreichischen Besitz, der ihm hätte zurückerstattet werden müssen, der Wiener Regierung – diesmal freiwillig – zum Geschenk, allerdings mit der Auflage, aus den Erträgen allen ehemaligen Rothschild-Angestellten Pensionen zu zahlen. Baron Louis, der 1955 beim Schwimmen in einer Bucht der Bahamas ertrank, und sein 1884 geborener Bruder Eugene, der in erster Ehe die Komteß Kitty Schönborn-Buchheim, in zweiter Ehe die Filmschauspielerin Jeanne Stuart heiratete, mit der er sich dann auf Long Island bei New York niederließ, hatten als einzige männliche Angehörige des Wiener Zweiges der Familie den Zweiten Weltkrieg überlebt. Ihre Ehen waren kinderlos geblieben; das 1938 liquidierte Wiener Bankhaus wurde nicht wieder eröffnet.

Von den vier Brüdern des Barons Salomon, des Gründers der Wiener Rothschild-Niederlassung in der Ära Metternich, war, wie wir bereits wissen, Nathan nach England, der Jüngste, James, nach Paris gegangen; der Älteste, Amschel, hatte von seinem Vater, dem kurhessischen Oberhofagenten Meyer Amschel, die Leitung der Frankfurter Firmenzentrale übernommen, und der Zweitjüngste, Kalmann, der sich dann Karl nannte, war zunächst als Kurier und Spezialist für schwierige Schmuggel- und Geldtransportunternehmen verwendet worden. Dann, 1821, nachdem sich Metternich entschlossen hatte, im Königreich Neapel wieder die »legitimen«, weil erzreaktionären Bourbonen einzusetzen, und, da man sie dort nicht haben wollte, ihre Rückkehr auf den Thron mit österreichischen Waffen zu erzwingen, erforderten die mit der Expedition verbundenen gewaltigen Geldgeschäfte die Anwesenheit eines Rothschilds am Ort des Geschehens. Da keiner der Brüder mit festem Wohnsitz in seinem Wirkungsbereich entbehrlich war, entschloß sich die Familie, Karl, den Chefkurier, mit der heiklen Aufgabe zu betrauen. Er reiste also nach Neapel und rechnete zunächst damit, dort nur für einige Monate beschäftigt zu sein. Doch er blieb, als Chef einer neuen, sehr einträglichen Rothschild-Niederlassung, über drei Jahrzehnte lang, bis zu seinem Tode im Jahre 1855, in Neapel. Von seinen drei Söhnen übernahm einer, Adolphe, die Leitung dieses fünften Bankhauses der Familie, während die beiden anderen, Meyer Karl und Wilhelm, die Nachfolge ihres kinderlos verstorbenen Onkels Amschel in Frankfurt antraten. Als 1861 Garibaldi's Rothen den Duodezfürsten verjagten und die Einheit Italiens erzwangen, liquidierte Adolphe im Einvernehmen mit den Firmenchefs in Frankfurt, Wien, Paris und London, die neapolitanische Rothschild-Bank und folgte dem vertriebenen Bourbonen-König ins Exil nach Paris. Und da seine in der Frankfurter Zentrale tätigen Brüder ohne männliche Nachkommen blieben, wurde nach dem Tode Wilhelms im Jahre 1901 auch das Stammhaus M. A. v. Rothschild & Söhne für immer geschlossen. Die Hohenzollern und auch der Reichskanzler Fürst Bismarck hatten sich in den Jahren zuvor vergeblich darum bemüht, Rothschild-Söhne aus London und Paris zur Übersiedlung in die alte Heimat zu veranlassen, um den Fortbestand der mächtigen Privatbank auch im Deutschen Reich sicherzustellen.

Immerhin blieben in Frankfurt sowohl der Reichtum wie der Name der Rothschilds noch einige Zeit erhalten: Wilhelms Witwe, die Freifrau Mathilde von Rothschild, geborene Freiin von Rothschild aus Wien, starb erst 1924, zweiundneunzig Jahre alt. Ihr

an ihrem Wohnsitz, Schloß Grüneberg zu Frankfurt am Main, zu versteuerndes Vermögen wurde im Jahre 1913 mit 163 Millionen Goldmark angegeben und war – zumindest wenn man von den damaligen, geradezu lächerlich geringen Einheitswerten für Haus- und Grundbesitz ausgeht – größer als das Hausvermögen Kaiser Wilhelms II., ja, das drittgrößte in ganz Preußen, nur noch übertroffen vom Reichtum der Frau Bertha Krupp von Bohlen und Halbach und dem des Fürsten Guido Henckel von Donnersmarck.

Indessen war die Baronin Mathilde beileibe nicht die einzige Erbin Rothschildschen Reichtums in Deutschland: Ihre beiden Töchter, Adelheid und Minna, erbten jede mindestens hundert Millionen Goldmark, und die fünf Kinder Minnas aus ihrer Ehe mit dem Frankfurter Bankier Maximilian Goldschmidt, den Kaiser Wilhelm II., ähnlich wie im Falle des Ehemannes von Bertha Krupp, zur Erhaltung des traditionsreichen Namens seiner Frau zum Freiherrn von Goldschmidt-Rothschild ernannte, erbten weitere insgesamt hundertfünfzig Millionen Goldmark aus dem Vermögen des Frankfurter Zweiges.

Der allergrößte Teil dieses – nach heutigem Wert – Milliarden-Reichtums floß als Mitgift französischen und englischen Rothschilds zu, die Töchter aus dem Frankfurter Haus zu Frauen nahmen; was in der Zeit des »Dritten Reiches« den deutschen Rothschild-Nachkommen abgenommen und nach 1945 zurückerstattet wurde, ist liquidiert und ebenfalls ins Ausland transferiert worden, so daß heute weder in Frankfurt noch in Wien, von Neapel ganz zu schweigen, irgendwelche nennenswerte Reste der einst immensen Reichtümer der Familie übriggeblieben sind.* Doch deshalb sind die Rothschilds als Sippe nicht ärmer, ihre Finanzmacht und ihr politischer Einfluß nicht geringer geworden – im Gegenteil!

* Allenfalls bestehen – unter Bankiers »freundschaftlich« genannte (meist mit Beteiligungen untermauerte) – Beziehungen zu der in der Öffentlichkeit wenig bekannten, mächtigen »Berliner Handelsgesellschaft« mit Sitz in Frankfurt am Main, die ihrerseits u.a. am Münchner Bankhaus Maffei & Co., an der Berliner Handelsbank AG., Berlin, und an der Deutschen Hypothekbank AG Berlin/Hamburg maßgeblich beteiligt ist, auch an einer ganzen Reihe wichtiger Industrieunternehmen wie z.B. an der Baumwollindustrie Erlangen-Bamberg (ERBA) AG in Erlangen, an der – wie der Zufall es will – auch die Fürstlich Thurn und Taxische Generalkasse mit einem dicken Aktienpaket partizipiert. Außerdem gibt es eine Beteiligung eines anderen Familienmitglieds am Hotel »Frankfurt Intercontinental«, von der noch die Rede sein wird.

In Frankreich war die überragende Stellung des Hauses schon von James, dem jüngsten der fünf Söhne des kurhessischen Oberhoffaktors Meyer Amschel Rothschild, begründet worden, den die Familie – unter dem Schutz des damals so einflußreichen Rheinbund-Kanzlers (und Rothschild-Schuldners) Theodor von Dalberg – noch während der Napoleonischen Ära nach Paris entsandt hatte. James war bereits ein Mann von beträchtlichem Vermögen mit vielen guten Freunden im Regierungsapparat und bei der Polizei des Ministers Fouché, Herzogs d'Otrante, als Bonapartes Stern noch hoch am Himmel stand. Um 1815 galt er schon als der reichste Mann des zusammenbrechenden Kaiserreiches, finanzierte die Rückkehr der Bourbonen und anderer von der großen Revolution vertriebener Hocharistokraten und wurde so zum Bankier der Restauration. Als Schwiegersohn seines Bruders Salomon und auf Betreiben von Salomons Gönner (und Schuldner) Metternich zum kaiserlich-österreichischen Generalkonsul in Paris ernannt, war er der Vertreter der reaktionären Wiener Regierung bei dem nicht minder reaktionären Regime Ludwigs XVIII. und dessen Bruders und Nachfolgers Karl X. Und gemeinsam mit seinen Brüdern Salomon in Wien und Karl in Neapel finanzierte er den unerbittlichen Kampf der verbündeten Bourbonen, Habsburger, Hohenzollern und Wittelsbacher sowie der anderen europäischen Potentaten, vom Kurfürsten von Hessen bis zum Zaren von Rußland, die samt und sonders das Rad der Geschichte zurückdrehen und die Zustände des frühen 18. Jahrhunderts wiederherstellen wollten.

Seit 1821 residierte James in dem feudalen Pariser Stadtpalais in der Rue Laffitte, das er von dem verbannten Ex-Polizeiminister Fouché gekauft hatte, und zugleich mit dem Haus übernahm er auch gewisse Traditionen des Herzogs d'Otrante: mit Hilfe eines ei-

genen, gut funktionierenden Nachrichtendienstes stets rascher und besser informiert zu sein als alle anderen, die Regierung nicht ausgenommen, sowie die Fähigkeit, selbst an der Macht zu bleiben, während Kabinette, Dynastien und Regierungsformen wechselten.

Die Bourbonen wurden 1830 endgültig davongejagt; ihr Bankier James de Rothschild aber blieb und konsolidierte seine Macht als enger Freund und Finanzberater des neuen »Bürgerkönigs« Louis Philippe aus dem Hause Orléans. Als dieser Monarch, unter dessen Regierung der Frühkapitalismus wahre Orgien feiern konnte, 1848 gestürzt und zur Flucht gezwungen wurde, arrangierte sich Baron James gegen Zahlung von etlichen hunderttausend Golfranken auch mit den radikalsten Republikanern. Und erst als dann der angebliche Neffe des großen Korsen, der Sohn der schönen Hortense de Beauharnais, Prinz Louis Napoleon, durch einen Staatsstreich die Macht an sich riß, mit äußerst brutalen Mitteln der republikanischen Freiheit den Garaus machte und bald darauf als Napoleon III. »durch die Wahl des Volkes und von Gottes Gnaden« Kaiser der Franzosen wurde, da sah es für einige Zeit so aus, als wäre es nun vorbei mit der beherrschenden Stellung des Hauses Rothschild in Frankreich.

Nicht James, sondern sein gefährlichster Konkurrent im Bankgeschäft, Achille Fould, hatte Louis Napoleons ehrgeizige Pläne finanziert, und nun wurde dieser Rivale zum Dank Finanzminister des neuen Kaiserreiches, schlimmer noch: Fould verbündete sich mit den Brüdern Pereire, von denen der eine, Emile, Rothschilds Beauftragter für das französische Eisenbahngeschäft gewesen war. Es entbrannte ein rücksichtsloser Konkurrenzkampf, bei dem die Gruppe Fould-Pereire, dank ihrer starken Stellung in der Regierung und bei Hofe, am längeren Hebel saß. Die Gründung einer großen, enorm erfolgreichen Volksbank, des »Crédit Mobilier«, durch die Brüder Pereire (mit Finanzminister Fould als mächtigem Förderer im Hintergrund) und die Unbekümmertheit, mit der diese neue Großbank in geheiligte Rothschild-Domänen wie das europäische Anleihegeschäft und die österreichischen Eisenbahnen einzubrechen verstand, schienen das Ende mindestens des Pariser Hauses der bislang allmächtigen Rothschilds anzukündigen. Doch der dramatische Kampf der beiden Geldgiganten, der anderthalb Jahrzehnte lang mit äußerster Härte, aber auch listenreich und tückisch, an zahlreichen Fronten geführt wurde, von den Pariser Salons über die Höfe Italiens bis weit in die Donaumonarchie, das türkische Reich und nach Afrika hinein, brachte Baron James eine Reihe von Siegen und am Ende den vollständigen Triumph über alle seine Gegner. Zu seinen gewonnenen Schlachten gehörte beispielsweise die Heirat Napoleons III. Der Kaiser nahm, nachdem seine Bewerbungen an den europäischen Fürstenhöfen samt und sonders gescheitert waren, eine junge Spanierin zur Frau, von der niemand, außer Baron James, von dem sie finanziert und protegiert worden war, je geglaubt hätte, daß sie Kaiserin der Franzosen werden könnte: Eugenia Maria de Montijo, Gräfin von Teba. Ein weiterer stolzer Erfolg war die Ablösung des österreichischen Botschafters Graf Hübner, der mit der Gruppe Fould-Pereire gegen die Rothschild-Interessen konspiriert hatte, und sein Ersatz durch einen Freund der Familie, den ältesten Sohn des verstorbenen Wiener Staatskanzlers, Fürst Richard Metternich. Den höchsten Triumph für das Pariser Haus Rothschild aber bedeutete der Staatsbesuch, den Kaiser Napoleon III. und Kaiserin Eugénie am 17. Februar 1862 dem Baron James auf dessen neuem Schloß Ferrières (bei Lagny im Département Seine-et-Marne) abstatteten.

Das mit unerhörter Pracht ausgestattete Schloß war für diesen Tag ganz besonders herausgeputzt worden: Scharen von livrierten Lakaien sorgten für die genau richtige Beleuchtung der Gemälde von Velasquez, Rubens, Tizian und van Dyck, die, zusammen mit Dutzenden von Werken anderer großer Meister, die weiten Galerien schmückten; die Majestäten und ihr Gefolge, darunter auch ein zum Friedensschluß mit den Rothschilds bereiter Finanzminister Fould, speisten von kostbarstem Sèvres-Porzellan, das François Boucher einst für König Ludwig XV. mit galanten Miniaturen bemalt hatte

– zu einer Zeit, da Frankreichs Bauern hungerten und ein Drittel des gesamten Bodens der Kirche, sechzig Prozent, also fast der ganze Rest dem König und zweitausend aristokratischen Familien gehörte. Und ganz im Stil jenes *Ancien régime* hatte Maestro Rossini eigens für diesen Tag etwas komponieren dürfen, war der Chor der Pariser Oper aufgebeten worden, die Gäste zu unterhalten, veranstaltete man eine Treibjagd in den weiten Wäldern, die zum Schloß gehörten, erlegte dabei mehr als zwölfhundert Stück Wild und geleitete schließlich die hohen Gäste bei ihrer nächtlichen Heimfahrt durch ein schier endloses Spalier von livrierten Fackelträgern bis zur äußersten, schon die Bannmeile von Paris berührenden Grenze des riesigen Besitztums. Zur selben Zeit mußte sich Emile Pereire bereits vor dem Untersuchungsrichter verantworten, denn sein »Crédit Mobilier« war inzwischen – zum Schaden von einigen Hunderttausend kleinen Sparern – durch allzu gewagte und von den Rothschilds durch geschickte Börsenmanöver zum Mißerfolg gebrachte Spekulationen zusammengebrochen.

Knapp neun Jahre später, während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71, nahmen König Wilhelm von Preußen, Moltke und Bismarck auf Schloß Ferrières Quartier. Der bei Sedan vernichtend geschlagene Napoleon III. hatte seinen Thron bereits verloren und saß als preußischer Gefangener auf Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel, das einst die hessischen Kurfürsten und ihre Schätze beherbergt hatte. Und als ein paar Monate später – der Preußenkönig war schon im Spiegelsaal von Versailles zum deutschen Kaiser proklamiert worden – Otto von Bismarck den besiegten Franzosen die Friedensbedingungen diktierte, da war es Baron Alphonse, der sich als einziger auf französischer Seite den Dingen gewachsen zeigte: Er verfügte über einen schnelleren und zuverlässigeren Nachrichtendienst als Bismarck und organisierte im Handumdrehen und mit Unterstützung des Londoner und Wiener Rothschild-Einflusses sowohl die Lebensmittelversorgung der ausgehungerten Einwohner von Paris als auch außenpolitischen Druck auf die zum Übermut neigenden deutschen Sieger. Er übernahm schließlich auch – wer sonst hätte es gekonnt? – die Garantie für die Zahlung der Frankreich auferlegten Kriegsentschädigung in Höhe von fünf Milliarden Goldfranken nebst Zinsen, wobei er an der Vorfinanzierung und raschen Abwicklung dieser gewaltigen Transaktion lumpige 75 Millionen Goldfranken verdiente – kaum der Rede wert, wenn man bedenkt, daß das Vermögen des französischen Zweiges der Rothschilds zu diesem Zeitpunkt schon mehr als zweitausend Millionen Goldfranken betrug.

Seitdem ist ein Jahrhundert vergangen. Frankreich hat zwei Weltkriege, vier Jahre Besetzung durch Hitlers Armeen und den Verlust fast des gesamten Kolonialreiches erleben müssen; die Regierungen kamen und gingen zeitweise schneller, als man sich die Namen der Ministerpräsidenten merken konnte. Im Pariser Bankhaus Rothschild haben die Chefs im Laufe dieser hundert Jahre nur zweimal gewechselt: Auf Baron Alphonse, der mit Leonore de Rothschild, der ältesten Tochter des damaligen Londoner Bankchefs, verheiratet war, folgte deren beider Sohn, Baron Edouard (1868-1949). Und dessen Ältester, Guy, geboren 1909, ist der gegenwärtige Hausherr, sowohl in der Rue Laffitte als auch auf Ferrières, dem unverändert prächtigen Schloß und Besitztum im Osten von Paris.

Guy de Rothschild residiert heute im siebenten Stockwerk eines ultramodernen Bankgebäudes, das anstelle des alten, im Stil des Directoire erbauten Palais Fouché in der Rue Laffitte die Rothschild-Bank beherbergt. Das neue Haus wurde Anfang 1970 eingeweiht und bietet dreimal soviel Platz wie das alte, das der Spitzhacke zum Opfer fiel. Ebenso radikal verändert hat sich seit 1967 die Struktur dessen, was das Gebäude beherbergt: Aus dem alten Privatbankhaus »Messieurs de Rothschild Frères« wurde die »Banque Rothschild S. A.«, eine moderne Aktienbank, die auch ins Investmentgeschäft eingestiegen ist und 1969 eine Bilanzsumme von rund einer Milliarde NF auswies – kein sehr eindrucksvolles Ergebnis, wenn man es mit dem der großen Publikumsbanken vergleicht, aber eine enorme Summe, wenn man bedenkt, daß das Institut erst seit eini-

gen Jahren einer breiten Öffentlichkeit zugänglich ist. Natürlich befindet sich die neue Bank noch genauso in Familienbesitz wie vordem »Messieurs de Rothschild Frères«, und der Baron Guy ist nicht nur der Top-Manager sondern auch der Hauptaktionär des Instituts. Er ist in zweiter Ehe mit der um zweiundzwanzig Jahre jüngeren Marie Hélène, geschiedenen Comtesse de Nicolai, geborenen de Nyevelt, verheiratet, und natürlich handelt es sich auch bei ihr um eine Kusine, die eine geborene Rothschild zur Mutter hat. Baron Guy gehören fünfzig Prozent der Geschäftsanteile der Holdinggesellschaft, in die die Bankaktien eingebracht wurden und die zugleich die Spitze eines weltweiten Konzerns bildet. Er hat nur seine Vettern Alain und Elie de Rothschild zu Partnern; die beiden halten je ein Viertel der Anteile.

Womit befaßt sich, was umfaßt der französische Rothschild-Konzern? Nun, beinahe leichter wäre es, nur zu erwähnen, was *nicht* auf die eine oder andere Weise von ihm kontrolliert wird. Doch beschränken wir uns auf die wichtigsten Domänen der Barone Guy, Alain und Elie de Rothschild, so stehen – nicht nur dem Alter nach – an erster Stelle die Compagnie (du Chemin de Fer) du Nord, die heute die Funktion der Konzernmutter übernommen hat, sowie – als Töchter – zwei weitere Eisenbahngesellschaften mit zusammen rund 150 Millionen NF Aktienkapital, deren Netz Familieneigentum der Rothschilds war, seit Urgroßvater James es finanziert hatte. Wie alle anderen französischen Eisenbahnen, wurden auch die der Rothschilds im Jahre 1938 verstaatlicht, doch davon waren nur die Schienenwege, das rollende Material und die dazugehörigen Betriebsanlagen betroffen, nicht aber die zahlreichen Hilfs- und Tochtergesellschaften, durch die die Familie auch heute noch erhebliche Teile der französischen Montan- und chemischen Industrie kontrolliert. Als Entschädigung für ihr verstaatlichtes Eigentum erhielt sie außerdem 270.000 Aktien der Staatsbahnen sowie einen Sitz im Direktorium.

Vier große Erdölgesellschaften, die in Frankreich und in Nordafrika Erdöl fördern, dazu eine Finanzierungsgesellschaft mit 200 Millionen NF Stammkapital, bilden eine weitere Gruppe wichtiger Interessen des Pariser Rothschild-Konzerns. Sodann ist die Großreederei S.A.G.A. zu nennen, zu der 17 Tochtergesellschaften gehören. Mehrere Privat- und Großbanken, darunter der »Crédit Algerien« sowie ein Rothschildischer Versicherungskonzern bilden weitere wichtige Domänen, und eine Reihe von Investmentgesellschaften mit insgesamt mehr als 300 Millionen NF Aktienkapital, an der Spitze die »Société d'Investissement du Nord«, halten in ihren Portefeuilles erhebliche Beteiligungen an Werken der französischen Elektro- und chemischen Industrie, an Automobilfirmen wie Citroën und Peugeot, an Maschinenfabriken, Großbauunternehmen, Versicherungskonzernen, Kohlenzechen, Hüttenwerken, Wohnungsbaugesellschaften, Hotels, Reisebüros und Fluglinien.

Die von der Rothschild-Gruppe beherrschte »Compagnie des Entrepôts et Gares Frigorifiques« lagert in ihren riesigen Kühlhäusern einen sehr beträchtlichen Teil der französischen Lebensmittelvorräte, vor allem Fleisch und Milchprodukte, und unterhält eine ganze Armada von Kühltransport-Waggons und -Lastwagen.

Aus der Fülle des internationalen Besitzes der französischen Rothschild-Banken ragen sechs Bergwerksunternehmen hervor: die »Mines de Fer de Mauritanie«, die in Afrika Eisen und andere Erze fördern; die »Compagnie Belge des Mines Minerais et Métaux«; die »Société Minière et Métallurgique de Pefiarroya«, der bedeutendste Blei-Erzeuger der Welt; die »Société Le Nickel«, die ein europäisches Nickel-Förderungs- und Veredelungs-Monopol sowie Grubenbesitz in allen Teilen der Welt hat; die »Compagnie Française des Minerais d'Uranium« und die »Rio Tinto Zinc Company«, zusammen die größten Uranproduzenten der westlichen Welt.

Während man sich über das Interesse der Rothschilds am Uran nicht zu wundern braucht, erscheint ihr starkes Engagement bei so altmodischen Metallen wie Kupfer, Nickel, Blei, Zink und Zinn dem Laien etwas seltsam. Baron Guy hatte 1969 dafür eine

sehr einleuchtende Erklärung: »Jedes amerikanische Auto braucht im Durchschnitt zwanzig Kilo Blei und siebenzig Kilo Zink; bei europäischen Wagen ist der Bedarf nicht sehr viel geringer. Eine Apollo-Rakete verschlingt vierzehn Tonnen Nickel, und das künftige französisch-britische Überschall-Verkehrsflugzeug ›Concorde‹ benötigt sieben Tonnen davon!«

Tatsächlich erzielte allein die »Pefiarroya-Le Nickel«-Gruppe im Jahre 1969 einen Umsatz von rund vierhundert Millionen Dollar, und er wird weiterwachsen, da einerseits der Bedarf an Nichteisenmetallen ständig steigt, andererseits die Rothschild-Unternehmen in achtundzwanzig Ländern nach neuen Vorkommen schürfen und schon in einer Reihe von Fällen fündig geworden sind, darunter auch bei der Suche nach Uran.

Guy de Rothschilds und seiner Vettern schon seit längerer Zeit so starke Stellung auf dem Gebiet der Urangewinnung erwies sich als entscheidend wichtiger Faktor bei der Verwirklichung der ehrgeizigen und auch in Frankreich heftig kritisierten Pläne des Generals Charles de Gaulle, seinem Land eine »Force de frappe« zu schaffen und es zu einer Atom-Großmacht werden zu lassen. Und umgekehrt war es für »Messieurs de Rothschild Frères« nicht unvorteilhaft, von den stattlichen Gewinnen aus dem Urangeschäft einmal ganz abgesehen, daß das altehrwürdige Bankhaus dem großen Charles auch personalpolitisch behilflich sein konnte, indem es ihm für die neue Politik der atomaren Unabhängigkeit auch gleich einen geeigneten Ministerpräsidenten zur Verfügung stellte: den langjährigen Generaldirektor der Rothschild-Bank, Georges Pompidou, der dann als Staatspräsident die Nachfolge de Gaulles antrat.

Übrigens ist Pompidou keineswegs der erste Mitarbeiter der »Messieurs de Rothschild Frères«, der zu höchsten Staatsämtern aufsteigen konnte: Auch Raymond Poincaré und René Mayer, um nur zwei zu nennen, berieten als Direktoren der Bank Baron Edouard, Guy de Rothschilds Vater; beide waren mehrfach Ministerpräsidenten, der eine, Poincaré, auch Präsident der Republik, der andere, Mayer, bis 1957 Präsident der Montan-Union.

Beim Tode des Barons Edouard im Jahre 1949 zeigte sich, daß die Pariser Bankherren noch weit mehr ihr eigen nannten, als gemeinhin bekannt war, und daß sie noch genauso geschickt damit zu operieren verstanden wie ihre Vorfahren: Am 30. Juni 1949 wurde nämlich die Pariser Börse dadurch in Panik versetzt, daß ohne ersichtlichen Grund gewaltige Pakete von Aktien bestrenommierter Unternehmen zu rasch stürzenden Kursen angeboten wurden – darunter die Aktien bekannter Rothschild-Konzerne wie »Le Nickel« und »Rio Tinto«, aber auch zwanzigtausend Aktien der Gold- und Diamanten-Bergwerks- und Handelsgesellschaft »De Beers Consolidated Mines Ltd.« und in noch weit größerem Umfange solche der »Royal Dutch Shell«! Die starken Kurseinbußen, die alle diese Spitzenwerte zu verzeichnen hatten, sollten, so stellte sich nachträglich heraus, nur Guy de Rothschild sparen helfen, denn die Erbschaftssteuer für das Vermögen seines am Morgen dieses denkwürdigen Tages im Alter von einundachtzig Jahren verstorbenen Vaters war nach den Schlußnotierungen seiner Aktien zum Datum seines Ablebens zu berechnen ... Noch ehe man den Baron Edouard in der Familiengruft beigesetzt hatte, waren emsige Beauftragte der Rothschild-Bank damit beschäftigt gewesen, alle abgestoßenen Aktienpakete wieder aufzukaufen und noch einiges dazu, solange die ungewöhnlich niedrigen, nun aber wieder rasch ansteigenden Kurse eine günstige Gelegenheit boten.

Das raffinierte Manöver offenbarte, was man bis dahin nicht vermutet hatte, nämlich daß auch das Pariser Haus Rothschild – und nicht bloß das in London – an De Beers, dem Unternehmen, das den internationalen Gold- und Diamantenmarkt beherrscht, und in noch weit stärkerem Maße am weltweiten »Shell«-Konzern sehr erheblich beteiligt war.

An diesem ein Milliardenvermögen repräsentierenden Aktienbesitz der französischen Rothschild-Vettern hat sich bis heute nichts geändert (außer daß die Kurse enorm gestiegen sind), und inzwischen ist auch klargeworden, auf welche glückliche Weise die Familie zu ihrem Paket an »Shell«-Vorzugsaktien gekommen ist:

Ein Onkel des 1949 unter so dramatischen, die Pariser Börse zu hektischen Kursänderungen verleitenden Umständen dahingeshiedenen Barons Edouard, und zwar der Baron Edmond de Rothschild (jüngster Sohn des Pariser Firmengründers James, somit ein Enkel des kurhessischen Oberhofagenten Meyer Amschel Rothschild und erst 1934 neunzigjährig verstorben), war der Erdölspezialist der Bank in der Rue Laffitte. Auf seine Empfehlung hin erwarben »Messieurs de Rothschild Frères« um die Jahrhundertwende von der russischen Regierung große Erdölkonzessionen in der Gegend von Baku und beuteten sie erfolgreich aus.

»Die gesamte Anlage wurde damals von Paris aus verwaltet«, weiß Baron Guy, der heutige Chef des französischen Hauses, darüber zu berichten. »Oben im zweiten Stock der Bank saß ein Angestellter, der jeden Tag einen Brief nach Baku schrieb, beispielsweise um einen Arbeiter zu entlassen oder zehn neue Arbeiter einzustellen ...«

Kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges entschloß sich die Pariser Zentrale, ihr gesamtes Erdöl-Engagement im zaristischen Rußland, das in der Firma »Bnito« zusammengefaßt war, an die »Royal Dutch-Shell«-Gruppe zu verkaufen, aber nicht gegen Bezahlung, sondern im Austausch gegen Vorzugsaktien des um die »Bnito« vergrößerten »Shell«-Konzerns. Die Transaktion hat sich als für die Rothschilds außerordentlich nützlich erwiesen, einmal, weil die »Shell« durch die explosive Entwicklung des Bedarfs an Heizöl, Kraft- und Schmierstoffen für Autos und Flugzeuge sowie an Erdölderivaten für die chemische und pharmazeutische Industrie einen gigantischen Aufschwung genommen hat, zum anderen, weil nach dem Sieg der Revolution in Rußland die Investitionen der ausländischen Kapitalisten von den Sowjets enteignet wurden. Überhaupt hat die Tatsache, daß die französische Rothschild-Bank – ganz im Gegensatz zu den meisten anderen Pariser Geldinstituten der Zeit vor 1917 – mit Engagements im zaristischen Rußland äußerst vorsichtig und zurückhaltend war, der Familie viel Geld gespart und sie zugleich dafür belohnt, daß sie mit ihrer Finanzpolitik gegenüber dem Zarenreich Solidarität mit ihren dortigen, hart bedrückten und verfolgten jüdischen Glaubensgenossen übte. Dieser Umstand hat nicht wenig dazu beigetragen, die enorme Finanzmacht der Pariser Rothschild-Bank und damit den Reichtum von Guy, Alain und Elie de Rothschild bis heute zu erhalten.

Es wäre indessen verfehlt, hielte man Baron Guy als den Hauptteilhaber der »Banque Rothschild«-Gruppe nun auch für den reichsten Mann Frankreichs. Diesen Anspruch kann er nicht erheben, sondern muß ihn einem jüngeren Herrn (und seit kurzem dessen Erben) überlassen, der nicht weit von der Rue Laffitte, in der ungemein vornehmen Rue du Faubourg St. Honoré unter der Hausnummer 45, ohne jedes noch so dezente Firmenschild, die anonyme Zentrale der Verwaltung seines riesigen Vermögens eingerichtet hat und dort rund hundertfünfzig Angestellte beschäftigt. Immerhin stand dieser Krösus von Frankreich, ein Mann vom Jahrgang 1926, in verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Bankherren der Rue Laffitte. Es war ihr Vetter, Baron Edmond de Rothschild, der vor einigen Jahren verstarb.

Im Jahre 1957 beerbte Edmond seinen Vater, den Baron Maurice, der nicht nur das schwarze Schaf der Familie, sondern auch schon vor dem Zweiten Weltkrieg Goldfranken-Milliardär gewesen war, hatte er doch von seiner Mutter, der Frankfurterin Adelheid von Rothschild, von seinem Vater, dem jüngsten Sohn des Pariser Firmengründers James, und von einer ganzen Reihe weiterer Rothschilds gigantische Vermögen geerbt. Maurice war viel auf Reisen gewesen, hatte ein sehr munteres Leben geführt und das Geld mit vollen Händen ausgegeben, auch keine Gelegenheit ungenutzt gelassen, die

High-Society mit kleinen und großen Skandalen auf das angenehmste zu schockieren. Doch gleichzeitig war es ihm gelungen, seinen Reichtum nicht bloß zu erhalten, sondern noch stark zu vermehren. Selbst während der deutschen Besetzung Frankreichs, als er hatte flüchten müssen, waren ihm etliche Spekulationen gelungen, die ihm einige hundert Millionen Dollar einbrachten.

Sein Sohn Edmond hatte die glückliche Hand seines Vaters, auch seine Initiative geerbt; dagegen scheint das Bedürfnis nach Amüsement und Skandalen vom Papa bereits im Vorgriff auf die nächste Generation befriedigt worden zu sein, denn von Edmond wußten High-Society und Geschäftswelt nur Lobenswertes zu berichten: Seine »Compagnie Financière« hatte auf eigenen großen Terrains in und um Paris mit eigenen Bauunternehmen neue Wohnviertel und ganze Trabantenstädte errichtet, betrieb Supermärkte und sogar ein eigenes Tankstellennetz; in Brasilien finanzierte eine konzerneigene Bank den Ausbau einer großen Maschinenfabrik, deren Aktienmajorität sie hielt, zum zweitgrößten Werkzeugmaschinen-Hersteller Lateinamerikas; in Israel wurde eine Pipeline gebaut, und eine konzerneigene Handelsgesellschaft hatte den Verkauf der Erdöl-Produkte übernommen.

Das besondere Interesse der »Compagnie Financière« des Barons Edmond de Rothschild galt dem Tourismus. In den französischen Alpen wurden gewaltige Terrains billig aufgekauft und für Wintersportler erschlossen, wobei Mégevè das Zentrum bildet. Es ist heute der luxuriöseste Kurort des Mont-Blanc-Gebietes, und seine Entstehung geht auf eine Laune der Mutter des Baron Edmond zurück, die sich in St. Moritz einmal schlecht behandelt gefühlt hatte.

Doch Baron Edmonds Interesse galt auch ganz anderen touristischen Einrichtungen: Der »Club Méditerranée«, ebenso die Organisation »Trigano« und »Digue-Caravaning« gehören zu seinem Konzern (während die Bank seiner Vettern Frankreichs neue Ferienküste von Languedoc-Roussillon sowie den Bau von Touristik-Zentren an der Riviera, auf Korsika und auf den Balearen mitfinanziert und im Gebiet von Chamonix auch Hotels und Skilifts betreibt).

Sodann hatte Baron Edmonds »Compagnie Financière« die französischen Antilleninseln Martinique und Guadeloupe für den internationalen Fremdenverkehr und die Bedürfnisse auch der anspruchsvollsten Gäste mit einem Aufwand von vielen hundert Millionen Franken aufbereitet. In Paris und in anderen europäischen Großstädten hat sie Hotelpaläste gebaut, allein oder mit anderen – in der Heimatstadt der Rothschild-Ahnen beispielsweise das »Frankfurt Intercontinental«, an dem auch die »Pan American World Airways« und eine Dame beteiligt sind, deren Name bei ihrem Rothschild-Partner allerlei Erinnerungen, unter anderem an das große Geschäft mit der Kriegsentschädigung des Jahres 1871, wecken muß: Es handelt sich um die Gräfin Mona von Bismarck, geborene Strader, geschiedene Schlesinger, geschiedene Bush, verwitwete Harrison Williams, die Schwägerin des verstorbenen dritten Fürsten Bismarck und Herrn des Sachsenwaldes, die in vierter Ehe (nachdem sie sich von zwei recht wohlhabenden Männern wieder getrennt und den dritten, einen Großindustriellen, beerbt hatte) seit 1955 mit Graf Albrecht von Bismarck, einem Enkel des Eisernen Kanzlers, verheiratet ist und drei feudale Wohnsitze unterhält: 2, Rue St. Louis en L'Isle, Paris IV; Fortino, Palazzo a mare, Capri, und Oak Point, Bayville, Long Island.

Die gemeinsame Beteiligung an dem Frankfurter Hotelpalast ist übrigens nicht das einzige Band, das zwischen den Milliardärsfamilien Bismarck und Rothschild noch heute besteht, deren Ahnherren sich einst in Frankfurt, als dort der Bundestag konferierte, kennen- und schätzengelernet hatten. Und die Bismarcks sind auch beileibe nicht die einzigen steinreichen europäischen Hocharistokraten, die mit den Rothschilds in engen geschäftlichen Beziehungen stehen. Das gilt und galt sowohl für die Pariser »Banque Rothschild S. A.«, an der sich zu beteiligen, der Baron Edmond zeitlebens nicht geneigt

war, wie für Edmond selbst. Und natürlich trifft es in noch stärkerem Maße zu für die englischen Rothschilds, die als Lords dem britischen Oberhaus angehören. Von ihnen wird noch zu sprechen sein.

Die Rothschilds verdanken, wie wir gesehen haben, ihren Aufstieg aus der Obskurität des Trödelhandels und der Gelegenheitsgeschäfte zu den höchsten Höhen internationaler Finanzmacht in erster Linie ihrem Geschick, Verbindungen zu den Großen und Mächtigen herzustellen und im richtigen Augenblick auszunutzen. Und seit den Tagen des Kurfürsten Wilhelms I. von Hessen-Kassel, des damals reichsten Potentaten Europas, waren sie stets in der Nähe des jeweils wohlhabendsten Machthabers zu finden, fuhren – bildlich gesprochen – immer auf dem Trittbrett der goldenen Kutsche derjenigen Regierenden mit, die das meiste Geld hatten.

Das wirft zunächst einmal die Frage auf, ob es sie denn heute überhaupt noch gibt, die steinreichen Monarchen; auf den ersten Blick scheint das recht zweifelhaft, denn inzwischen, im ausgehenden 20. Jahrhundert, sind ja nicht mehr viele Throne übriggeblieben und die Anzahl der regierenden Dynastien ist im Vergleich zu früher leicht überschaubar geworden. Sodann aber stellt sich natürlich die Frage, ob das Vermögen des einen oder anderen heute noch sehr wohlhabenden Herrscherhauses überhaupt ausreichen kann, seine Besitzer, sozusagen, »rothschildfähig« zu machen, während es einst umgekehrt war und sich die Frage erhob, ob die steinreichen Rothschilds, so unentbehrlich sie für die Staatsfinanzen waren, »hoffähig« werden konnten.

Nun, dem Drängen der Rothschilds auf ihre Zulassung zur Wiener Hofgesellschaft wurde von den Habsburgern, ihren erlauchten Schuldnern, zwar erst sehr spät, nämlich im Jahre 1887, und nur mit vielen Seufzern nachgegeben. Was die »Rothschild-Fähigkeit« der heutigen Monarchen angeht, ihre finanzielle Ebenbürtigkeit, so bedarf sie einer Untersuchung, bei der wir auf einige Überraschungen gefaßt sein müssen.

4 Von massiv goldenen Kronen

Wo gibt es heute noch Fürstlichkeiten? Wie viele von denen, die übrig sind, können noch Macht und Einfluß ausüben? Und finden sich unter den noch vorhandenen, weiterhin mächtigen und einflußreichen Hocharistokraten wohl solche, von denen sich sagen läßt, daß sie ihr Vermögen auch nur in die Nähe der Rothschilds zu rücken vermag?

In Deutschland, wo einst das kleine Hessen-Kassel den reichsten Fürsten Europas zum Landesherrn hatte, sind alle Monarchien und sämtliche offiziellen Vorrechte der Hocharistokratie seit mehr als einem halben Jahrhundert abgeschafft. Dennoch finden sich in einem Teil des ehemaligen Deutschen Reiches, nämlich in der Bundesrepublik, wo ja – im Gegensatz zur DDR – weder der Großgrundbesitz noch das Privateigentum an Bodenschätzen, wichtigen Produktionsmitteln oder auch Banken in nennenswerter Weise angetastet worden ist, weit mehr Hocharistokratien, die wirtschaftliche Schlüsselstellungen einnehmen und hundert- bis tausendfache Millionäre sind, als in irgendeiner der noch bestehenden Monarchien Europas, Afrikas oder Asiens.

Von einigen dieser bis auf den heutigen Tag erhaltenen Fürstenvermögen ist bereits die Rede gewesen, beispielsweise von der derzeitigen Verteilung der stattlichen Reste dessen, was die Kurfürsten von Hessen-Kassel im Laufe von anderthalb Jahrhunderten aus ihrem Ländchen herausgepreßt hatten, oder von den Erben des auf so unterschiedliche Weise entstandenen Reichtums der Fürsten Fugger, Thurn und Taxis, Metternich und Bismarck sowie von dem noch heute erheblichen Vermögen der Grafen Galen, deren Wohlstand der bischöfliche Erfinder des Soldatenhandels einst begründete. Auch die Nachkommen fast aller anderen im Zusammenhang mit dem Aufstieg der Rothschilds erwähnten deutschen Hocharistokraten sind nach wie vor Multimillionäre, haben sehr beträchtlichen Industrie- und Grundbesitz und sind nicht selten auch Eigentümer oder Teilhaber von bedeutenden Privatbanken.

Fürst Otto Friedrich zu Ysenburg und Büdingen, dessen Vorfahr einst dem Rothschild-Firmengründer Meyer Amschel den heiß begehrten Titel eines Hoffaktors zu verleihen geruhte, ist heute Aufsichtsratsvorsitzender der Südbank in Frankfurt, auch im Beirat der Dresdner Bank AG, ferner Präsident des Hessischen Waldbesitzervereins; er kann eine stattliche Reihe von Unternehmen, darunter eine Brauerei, eine Möbel- und eine Keramikfabrik, sein eigen nennen, außerdem Grundbesitz im Umfange von etwa fünftausend Hektar, der von einer heute noch »Fürstliche Rentkammer« genannten Zentrale aus verwaltet wird.

Zu den Industriebeteiligungen Seiner Durchlaucht gehört auch eine – auf den ersten Blick sehr unscheinbare – Firma im hessischen Gelnhausen: die »Neue Technologien GmbH«, kurz NTG, wozu anzumerken ist, daß die Abkürzung vor einigen Jahren noch für »Nukleartechnik GmbH« stand. An dieser Firma, die mit rund achtzig Beschäftigten »Komponenten und Anlagen für Kern- und Hochvakuumtechnik« herstellt, ist der greise Fürst Otto Friedrich zu Ysenburg und Büdingen maßgeblich beteiligt, wogegen er offenbar keine Ahnung von den – möglicherweise sogar illegalen – Machenschaften seiner Manager hatte. Diese brachten die NTG und damit auch die Bundesrepublik Deutschland, in der sie domiziliert, international ins Gerede. Es gab den dringenden Verdacht einer Beteiligung der NTG an Geschäften mit exotischen Ländern, beispielsweise Pakistan, die sich unter Umgehung des Atomwaffensperrvertrags heimlich Wasserstoffbomben bauen wollen. Wie dem auch gewesen sein mag, jedenfalls verdiente die NTG (und damit auch Fürst Otto, ihr Hauptgesellschafter) nicht schlecht am Handel mit ihren »neuen Technologien«. Das Fürstenhaus derer zu Ysenburg und Büdingen, das ohnehin zu den Allerreichsten in Hessen zählt, wurde dabei noch etwas reicher.

Auch die Grafen Neipperg, von denen einer einst Vater jener Problemkinder der mit Napoleon I. verheirateten Marie Louise, geborenen Habsburg, wurde (deren Zukunft dann der Baron Salomon von Rothschild finanziell sicherzustellen vermochte – wenn auch nur auf Kosten der Steuerzahler von Parma, Piacenza und Guatalla), rangieren noch unter den bundesdeutschen Multimillionären. Graf Josef Hubert von Neipperg auf Schloß Schwaigern in Württemberg war viele Jahre Vorsitzender der »Arbeitsgemeinschaft Deutscher Grundbesitzerverbände«, gehörte mehreren Aufsichtsräten an und zählte zu den Großgrundbesitzern Baden-Württembergs.

Die Fürsten Fürstenberg schließlich, die einstmals mit den Wiener Rothschilds bei der Gründung der »Kreditanstalt« eng zusammenarbeiteten, sind nicht nur Besitzer einer Brauerei mit mehr als dreihunderttausend Hektoliter Jahresausstoß sowie einer Reihe von Unternehmen der Holzverarbeitenden Industrie, sondern haben auch ein eigenes Elektrizitätswerk und gewaltigen Grundbesitz in Baden-Württemberg, zusammen mehr als achtzehntausend Hektar, und waren im Jahre 1979 nach dem Fürsten Esterházy und dem (inzwischen verstorbenen) Krupp-Erben Arndt von Bohlen und Halbach die drittgrößten privaten Grund- und Schloßherren Österreichs; außerdem verfügen sie über umfangreichen Aktienbesitz und wichtige Bankbeteiligungen. Erbprinz Joachim zu Fürstenberg, der an der Spitze der Zentralverwaltung im Schloß zu Donaueschingen steht, gehört bereits zum exklusiven Kreis der DM-Milliardäre.

Die Fürstenbergs konnten im Namen des Kaisers den erblichen Adel verleihen und machten von diesem einträglichen Recht, wie wir noch sehen werden, gelegentlich recht sonderbaren Gebrauch. Schon diese drei weiteren Beispiele zeigen, daß die deutschen Hocharistokraten nicht gerade zu darben brauchen. Auch mit den Maßstäben Rothschildischen Reichtums gemessen, sind die meisten der im 19. und frühen 20. Jahrhundert politisch weitgehend entmachteten deutschen Fürstenhäuser noch immer ungemein wohlhabend: Dem Herzog von Württemberg, dem Markgrafen von Baden, den Herzögen in Bayern und den übrigen Angehörigen des ehemals regierenden Hauses Wittelsbach sowie den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, Hohenlohe-Bartenstein, Hohenlohe-Langenburg, Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Waldburg-Wolfegg-Waldsee, Waldburg-Zeil-Trauchburg, Öttingen, Leiningen und zu Wied, um nur dreizehn Familien aus dem süd- und südwestdeutschen Raum zu nennen, die bislang noch gar nicht oder nur im Zusammenhang mit Eheschließungen auf Befehl Napoleons I. erwähnt wurden, gehören zusammen etwa hunderttausend Hektar Land nebst mehreren Dutzend Schlössern. Legt man einen Durchschnitt von knapp achtausend Hektar und einen Quadratmeterpreis von nur drei Mark zugrunde, so ergibt sich, daß allein der Grundbesitz (ohne Schlösser oder gar sonstiges Vermögen!) jeder dieser dreizehn Familien im Schnitt etwa 240 Millionen DM erbringen könnte. Und dabei sind sie, wie wir bereits wissen, noch längst nicht so reich wie etwa die Fürsten von Thurn und Taxis, Fugger, Bismarck oder Fürstenberg ...



Indessen müssen selbst die wohlhabendsten deutschen Hocharistokraten den Ruhm, die reichsten Fürsten Europas zu sein, anderen überlassen, und zwar denjenigen, die sich ihre Throne (und damit auch wie wir sehen werden, manche zusätzliche Möglichkeit der Vermögensbildung) bis heute bewahrt haben. Und wer mag der Reichste sein?

Nun, die Auswahl ist nicht mehr allzu groß, wenn man davon ausgeht, daß es in Europa ja nur noch in Norwegen, Schweden, Dänemark, Großbritannien, Spanien, Belgien und den Niederlanden solche hocharistokratischen Dynastien gibt, deren Oberhäupter als König oder Königin (mit mehr oder weniger stark beschnittenen Befugnissen) »regieren« können. Und zu diesen sieben europäischen Monarchen (oder Monarchinnen) mit Königskrone, die gegenwärtig »von Gottes Gnaden« Throninhaber sind, kommen nur noch vier weitere: die Großherzogin von Luxemburg, die Fürsten von Liechtenstein und

von Monaco sowie seine Heiligkeit der Papst als der auch weltliche Herr über ein absolut regiertes Reich von zwar nur sehr geringer geographischer Ausdehnung und mit noch weniger Staatsangehörigen als selbst die Zwergrepubliken San Marino und Andorra aufzuweisen haben, nämlich nur 1217, aber dafür von geradezu gigantischer Finanzmacht.

Zu den irdischen Reichtümern des Souveräns der Vatikanstadt gehören nicht nur unermeßliche Kunstschatze und eine riesige, sehr kostbare Bibliothek sowie zahlreiche Paläste, ausgedehnte Gärten, große Verwaltungsgebäude und Institute, zahlreiche Kirchen und schließlich auch ganz profane Häuserblocks in Rom; der italienische Besitz des Papstes umfaßt vielmehr auch ein Banken- und Industrie-Imperium, dessen ungefährer Wert sich nur schätzen läßt, und zwar auf etwa acht Milliarden – nicht Lire, sondern Dollar!

Zu den Banken und sonstigen Kreditinstituten, an denen der Vatikan maßgeblich beteiligt ist, gehören neben dem »Banco di Santo Spirito« und dem »Banco di Roma« auch die »Cassa di Risparmio di Roma«, Roms populäre Sparkasse, die ihrerseits die »Monti di Pietà«, die Leihhäuser der Hauptstadt und der Provinz, betreibt (damit die Darlehensnehmer nicht auf fremde Wucherer angewiesen sind, aber immerhin zu acht Prozent Zinsen zuzüglich Spesen), ferner das »Institut für Fromme Werke«, das seinem Namen zum Trotz nichts anderes ist als die päpstliche Haus- und Staatsbank, bei der allerdings nur – von wenigen Ausnahmen abgesehen – vatikanische Staatsangehörige Konten eröffnen können, ferner die Ordensobersten, Prälaten, beim Heiligen Stuhl akkreditierte Diplomaten und ein paar auserwählte Geschäftsfreunde, die sich hier des Vorteils erfreuen, ohne Rücksicht auf die Devisen- und sonstigen Vorschriften der italienischen Regierung, ihr Kapital ins Ausland transferieren zu können.

Das Industriereich des Vatikans ist – ohne die Aktienpakete des »Instituts für Fromme Werke«, deren Wert auf ziemlich genau hundert Milliarden Lire (rund 600 Millionen DM) geschätzt werden kann und die durch das Entgegenkommen eines christlich-demokratischen Finanzministers, jedoch ohne Zustimmung des Parlaments, bislang von der Dividendensteuer befreit sind – sehr poetisch mit einem Kollier auserlesener Perlen verglichen worden, als deren größte und schönste der »Immobiliare«-Konzern gelten darf, eine der bedeutendsten und erfolgreichsten Grundstücksverwertungs- und Baugesellschaften der Welt mit 35 Milliarden Lire Stammkapital, zu der auch die Hotelketten »IANA« (unter anderem beteiligt am römischen »Hilton Hotel«), »SIAM«, »Alberghi Ambrosiani« und »Alberghi Cavaliere« gehören, ferner die »Compagnia Italiana Grandi Alberghi« mit zahlreichen Hotelpalästen.

Das massiv goldene, juwelenverzierte Schloß, das das Perlenkollier zusammenhält, ist aber ohne Zweifel die »IRI«, das halbstaatliche »Istituto per la Ricostruzione Industriale«, der größte und mächtigste, selbst die »FIAT«-Gruppe überragende Konzern Italiens, an dem der Heilige Stuhl in erheblichem Maße beteiligt ist.

Zur »IRI«-Gruppe gehören die größten Werften und Reedereien, zum Beispiel die »Italia«, die »Alitalia«-Luftverkehrsgesellschaft, die Autobahnbau- und betriebsgesellschaften, an der Spitze die der »Autostrada del Sole«, das gesamte Telefonnetz des Landes, die »Alfa Romeo«-Automobilwerke und, über die »IRI«-Tochter »FINSIDER«, nahezu die gesamte Stahlindustrie Italiens.

Doch, wie gesagt, »IRI« ist nur das kostbare Schloß des Kolliers und »Immobiliare« nur die größte der Perlen. Daß auch die übrigen sorgfältig ausgewählt sind, beweisen Vatikan-Beteiligungen an den bedeutendsten Versicherungskonzernen Italiens, an Unternehmen der chemischen, der Textil- und der Nahrungsmittel-Industrie, an Eisenbahngesellschaften, Bergwerken, Supermarkt- und Restaurant-Ketten, an der Telegrafengesellschaft »Italeable« und, nicht zuletzt, an der »Shell Italia«, der italienischen Tochter der »Royal Dutch Shell Company«.

Der italo-amerikanische Wirtschaftspublizist Nino Lo Bello, der als römischer Korrespondent führender Fachzeitschriften der USA die Finanzen des Vatikans über ein Jahrzehnt lang studiert hat, ist zu dem Ergebnis gekommen, daß der Heilige Stuhl heute die Hälfte des gesamten italienischen Aktienkapitals kontrolliert! Das flüssige Kapital des päpstlichen Finanzimperiums schätzt Lo Bello auf mindestens fünfhundert Millionen Dollar.

Bei alledem handelte es sich jedoch nur um die italienischen Inlandsinvestitionen der päpstlichen Schatzkammer (in der übrigens – nur der Kuriosität halber sei es erwähnt – auch der größte bekannte Diamant der Welt, der 280-karätige »Großmogul«, einen sicheren Platz gefunden hat; er wurde erst von Pius XII. Pacelli angekauft); von den Investitionen außerhalb Italiens ist dagegen nur wenig bekannt. Allenfalls weiß man, daß beträchtliche Goldreserven des Vatikans im amerikanischen Fort Knox ruhen und daß der »Crédit Suisse« in Genf und die »Hambros Bank« in London mit dem Heiligen Stuhl aufs engste zusammenarbeiten, desgleichen die »Bankers Trust Company« und die »J. P. Morgan Bank« in New York sowie die »Rothschild Bank S. A.« in Paris.

Der Papst hat also – von seiner großen geistlichen und geistig-moralischen Macht einmal ganz abgesehen – ein enormes Vermögen und einen entsprechenden wirtschaftlichen Einfluß. Das ist um so überraschender, wenn man bedenkt, daß seine Vorgänger in finanzieller Hinsicht meist alles andere als Glück hatten und Schulden über Schulden machten, mitunter sogar machen mußten. Und noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zeigte die beliebteste und am weitesten verbreitete Darstellung des Heiligen Vaters diesen in tiefstem Elend, halb verhungert und auf dürftigem Strohlager. Schon vorher, nämlich 1849 und von Frankreich ausgehend, hatte man nach langer Pause wieder damit begonnen, in aller Welt den sogenannten Peterspfennig zu sammeln und als barmherzige Spende an den Papst in Rom abzuführen, um ihn vor der bittersten Not zu bewahren. Und noch heute, da die Gefahr völliger Verelendung für den derzeitigen Papst wie für seine Nachfolger als nach menschlichem Ermessen gebannt bezeichnet werden kann, stellt der Peterspfennig eine der bedeutendsten Einnahmequellen des Vatikans dar; er bringt jährlich etwa vier bis fünf Millionen Dollar und gestattet es dem Heiligen Vater, nun seinerseits Wohltätigkeit zu üben.

Indessen ist der erstaunliche Wandel, den die päpstlichen Finanzen in den letzten anderthalb Jahrhunderten durchgemacht haben – von leeren Kassen und Schuldenbergen zu märchenhaftem Reichtum –, nicht allein auf die Spendenfreudigkeit der Katholiken in aller Welt zurückzuführen. Vielmehr bedurfte es dazu erst einmal einer gründlichen Sanierung des bankrotten Kirchenstaates, der 1814 wiedererstand war, nachdem Napoleon Bonaparte ihn seit 1797 mehrmals ausgeplündert, annektiert und seines Oberhaupts beraubt hatte, indem er erst Pius VI., dann auch Pius VII. gefangennehmen und wegführen ließ.

Nach der Rückkehr des Papstes hatte im wiederhergestellten Kirchenstaat ein Regime finsterster Reaktion und geradezu haarsträubender Mißwirtschaft begonnen. Alle unter den Franzosen eingeführten Freiheiten waren beseitigt, die Zensur und sogar die Ketzergerichte wiederhergestellt, dafür jede technische Neuerung, selbst die Straßenbeleuchtung in Rom, sofort abgeschafft worden. Die päpstliche Finanzverwaltung hatte versucht, durch neue hohe Steuern, deren sofortige Verpachtung gegen Vorauszahlung an reiche Privatleute sowie durch den Verkauf von Pfründen und Monopolen die leeren Kassen ein wenig aufzufüllen. Unter den sich darauf für die gesamte Wirtschaft ergebenden Belastungen waren Handel und Gewerbe fast zum Erliegen gekommen. Die Bauern hatten aufgehört, die Felder zu bestellen; überall schwelende Revolten waren nur mit Hilfe österreichischer Truppen zu unterdrücken gewesen. Die Henker Seiner Heiligkeit hatten alle Hände voll zu tun bekommen, und die Bekämpfung jeglichen Fortschritts war so weit gegangen, daß Leo XII. (1823-1829) sogar die Pockenimpfung als »naturwidrig« verboten hatte.

Unter Pius VIII. (1829 – 1830) und unter Gregor XVI., der 1831 den Thron bestiegen hatte, war es noch schlimmer geworden, so daß es zum offenen Aufruhr und in der päpstlichen Stadt Bologna sogar zur Ausrufung der Republik gekommen war. Erst die erneute Intervention österreichischer Truppen hatte »Ruhe und Ordnung« wiederhergestellt, doch zugleich waren von den Großmächten unter Führung des selbst ja wahrlich nicht sehr liberalen Staatskanzlers Metternich Reformen innerhalb des Kirchenstaats gefordert worden, die Papst Gregor XVI. sehr widerstrebend hatte durchführen müssen. Zugleich war der Vatikan gezwungen gewesen, erstmals große Auslandsanleihen aufzunehmen: zwischen 1831 und 1833 dreimal drei und 1837 nochmals drei Millionen Scudi. Die Reineinnahmen des Kirchenstaates – nach Abzug des Drittels, das die Steuerpächter für sich behielten – hatten damals jährlich etwa sechs Millionen, die Ausgaben im Durchschnitt neun Millionen Scudi betragen. Übrigens, alle diese Anleihen, die zu miserablen, anfangs sogar zu geradezu halsabschneiderischen Bedingungen gewährt worden waren, hatte ein einziges Bankhaus beschafft: Messieurs de Rothschild Frères in Paris ...

Nach dem Tode Gregors XVI. im Jahre 1846 war Pius IX. Papst geworden. Das Volk des Kirchenstaates, das ihn zunächst – wegen einiger kleiner Reformen und einer politischen Amnestie – für einen Liberalen gehalten hatte, war bald eines anderen belehrt worden und hatte 1848 auch diesen Heiligen Vater davongejagt, die Republik ausgerufen und sich erst militärischer Übermacht, diesmal französischer Truppen, die auf Befehl Napoleons III. einmarschiert waren, zähneknirschend gebeugt. Pius IX. war zurückgekehrt und hatte unter Wiederherstellung der alten, reaktionären Zustände weiterregiert, doch das Ende war schon abzusehen.

Wenige Monate nach dem um die Jahreswende 1869/70 einberufenen Ersten Vatikanischen Konzil, auf dem die Unfehlbarkeit des Heiligen Vaters in allen Fragen der Religion und Moral zum Dogma erhoben worden war, hatte der Papst in dem von den preußisch-deutschen Truppen besiegten Napoleon III. seinen Beschützer verloren; schon drei Wochen nach des Franzosenkaisers vernichtender Niederlage und Gefangennahme bei Sedan waren italienische Truppen in den Kirchenstaat eingedrungen und hatten unter dem Jubel der Bevölkerung der weltlichen Herrschaft Seiner Heiligkeit über ein zeitweise vom Po-Delta bis in die Gegend von Neapel reichendes Gebiet ein Ende gemacht. Damit war der Papst auch der enormen Staatsschulden ledig gewesen, die ihn noch kurz zuvor zu der Bemerkung veranlaßt hatten: »Sarò forse infallibile, ma sono certamenta fallito« (»Daß ich unfehlbar bin, mag sein, aber daß ich bankrott bin, ist gewiß«).

Danach waren jahrzehntelang die Beziehungen zwischen dem aller weltlichen Macht beraubten Heiligen Stuhl und der Regierung des geeinten Königreichs Italien äußerst gespannt gewesen, bis der faschistische Diktator Benito Mussolini, um seinem Regime die Unterstützung durch die katholische Kirche zu sichern, im Jahre 1929 mit Papst Pius XI. Ratti Frieden schloß. Das Konkordat, das zustande kam, gewährte dem Papst wieder volle Souveränität, wenn auch auf nur kleinstem Raum, stellte dafür in ganz Italien die Einrichtung der Ehe unter kanonisches Recht, wodurch eine Scheidung ausgeschlossen wurde, überließ auch den Religionsunterricht an staatlichen Schulen sowie die Auswahl der ihn erteilenden Lehrer gänzlich der Kirche und gewährte dem Heiligen Stuhl eine Entschädigung für die 1870 verlorenen Gebiete in Höhe von 175 Milliarden Lire, was zum damaligen Zeitpunkt etwas mehr als 80 Millionen Dollar entsprach.

Mit dieser Zahlung, die teils in bar, teils in verzinslichen Staatspapieren erfolgte, sowie mit den durch das Konkordat von 1929 wiedereröffneten Wegen staatlicher Geldbeschaffung – etwa durch das Prägen von vatikanischem Münzgeld oder die sehr einträgliche Herausgabe von immer neuen Briefmarkenserien – begann der Aufstieg des Vatikans zu einer Finanzmacht ersten Ranges. Allerdings müssen die Grundlagen schon früher gelegt worden sein, zum Beispiel durch Grundstücksspekulationen und die Grün-

derung der verschiedenen Bankinstitute sowie durch geschickte Anlage der Millionenbeträge, die alljährlich durch den Peterspfennig einkamen. Genaueres läßt sich darüber nicht sagen, und selbst ein Experte wie Corrado Pallenberg muß resignierend feststellen: »Was zwischen 1870 und 1929 auf dem Gebiet der vatikanischen Finanzpolitik geschah, wird ein ewiges Rätsel bleiben. Man sah keinerlei Budgets und ahnte nicht, woher die erforderlichen Geldmittel kamen ...«

Nino Lo Bello vertritt die Auffassung, daß es nach der Sanierung der vatikanischen Finanzen durch den Diktator Benito Mussolini vor allem dem Geschick des päpstlichen Sonderbeauftragten, Bernardino Nogara, »eines der größten Finanzgenies des Jahrhunderts«, zu verdanken gewesen ist, daß der Heilige Stuhl sein heute gigantisches Vermögen bilden konnte. Nogara handelte, so versichert der Kenner Lo Bello, »nach den Prinzipien des Profits, nicht nach religiösen«, und »dieser Praktiken bediente sich die vatikanische Verwaltung auch nach Nogaras Tod im Jahre 1958 ...« Aber niemand wird bestreiten können, daß auch das größte Finanzgenie eine bankrotte Organisation nicht sanieren kann, wenn ihm die Zustimmung, das Vertrauen und die Vollmachten des obersten Chefs und allein Verantwortlichen fehlen, im Falle des Kirchenstaates die des Souveräns, des jeweiligen Papstes ...



Wie wir gesehen haben, ist auch heute noch der jeweilige Papst einerseits – dank Mussolini – ein souveräner Fürst, sogar der letzte in Europa, der absolut und ohne Parlament regieren kann, andererseits – dank der geschickten Finanzpolitik seiner Vorgänger, insbesondere Pius XI. und Pius XII., die im Gegensatz zu früheren Päpsten keine Schulden machten, sondern enormes Vermögen bildeten – vielfacher Milliardär. So läge die Vermutung nahe, daß wir in Seiner Heiligkeit den derzeit reichsten Fürsten Europas gefunden hätten, wäre da nicht noch ein wichtiger Umstand, den es zu berücksichtigen gilt:

Zwar hat der Papst sein riesiges Vermögen von seinem Vorgänger übernommen und wird es einst seinem Nachfolger hinterlassen, sogar stark vermehrt, wie sich heute schon prophezeien läßt, doch handelt es sich nicht um *privaten* Reichtum, sondern um den der Institution, die er leitet. Auch im Vatikan gilt längst, wogegen sich alle Monarchen, nicht nur die Kurfürsten von Hessen-Kassel, jahrhundertlang beharrlich gesträubt hatten: die Trennung von Staatskasse und Privatschatulle. Ja, man kann noch einen Schritt weiter gehen und feststellen, daß gerade der Umstand, daß es sich bei dem jeweiligen mehr oder minder großen Reichtum des Vatikans (fast) nie um Vermögen handelte, das ein Papst einem Leibeserben oder einem anderen nahen Verwandten hinterlassen konnte, der Anhäufung von Kapital entgegengewirkt und zur Verschuldung des Kirchenstaates beigetragen hat. Jahrhundertlang betrachteten die Päpste, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, den Heiligen Stuhl als die fetteste aller Pfründen und als einzigartige Möglichkeit, Geschwister, Neffen und Nichten sowie auch die weitere Verwandtschaft auf Kosten von Kirche und Volk reich und mächtig zu machen, wenn irgend möglich, so reich und so mächtig, daß sich auch kommende Generationen in der Lage sehen konnten, für den Stuhl Petri zu kandidieren, sich eventuell fehlende Stimmen im Konklave zu kaufen und dann als Päpste für die weitere Vermögensbildung, nicht des Vatikans, sondern der eigenen Familie, zu sorgen.

Als eigentlicher Begründer dieser Art von Verwandtschaftsbegünstigung darf Papst Sixtus IV. della Rovere (1471-1484) gelten, der Erbauer der Sixtinischen Kapelle und Neubegründer der Vatikanischen Bibliothek. Er stammte aus bescheidenen Verhältnissen, wurde Papst unter dem Versprechen, gründliche Reformen durchzuführen, was er dann nicht tat; vielmehr erwies er sich als ungemein geldgierig, bot gleich nach seiner Thronbesteigung alle Ämter des Vatikans, damals rund 650, zum Verkauf an, schlug sie alle zu guten Preisen los, und als ihm bald darauf wieder das Geld ausging, schuf und verkaufte er neu erfundene Posten in beträchtlicher Menge. Einen großen Teil der dabei

und auf andere Weise erzielten Einnahmen ließ er als treusorgender Onkel seinen Nefen zukommen, wobei er in Konflikt mit der reichen Bankierfamilie de' Medici geriet, die aber nicht moralische, sondern nur kaufmännische, von Konkurrenzangst diktierte Bedenken gegen die Praktiken Seiner Heiligkeit geltend machte.

Sein Nachfolger, Innozenz VIII. Cibò, folgte dem Beispiel Sixtus' IV., was den Verkauf von Ämtern und Pfründen betraf – so ernannte er, gegen Vorkasse, einmal 26 päpstliche Sekretäre auf einen Schlag –, verbündete sich aber mit Leonardo de' Medici, was sich als nützlich erwies, hinwiederum nicht verhindern konnte, daß dieser Papst gelegentlich aus Geldmangel sogar seine Tiara versetzen mußte. Er war auch sonst nicht zimperlich in Fragen der Kapitalbeschaffung, kaufte sich beispielsweise den von Kreuzfahrern gefangenen Bruder des Sultans von Konstantinopel und erpreßte mit diesem prominenten Häftling nicht etwa ein einmaliges Lösegeld, sondern eine hübsche Rente von jährlich fünfundvierzigtausend Dukaten. Auch Innozenz VIII. gab alles, was er hatte (und vieles, was er eigentlich nicht hätte haben sollen) seinen teuren Anverwandten, und während sein Vorgänger die Inquisition, zunächst in Spanien, eingeführt hatte, schenkte er der Christenheit den kirchlichen Schutz und Segen für die gerade in Schwung kommenden Hexenprozesse.

Auf Innozenz VIII. folgte ein Neffe des Papstes Calixt III. Borgia, den dieser zum Kardinal ernannt hatte. Als Alexander VI. Borgia regierte er von 1492 bis 1503, nachdem er sich die Wahl zum Papst mit hohen Summen erkaufte, die er dann durch schwunghaften Ämterverkauf eilig wieder hereinzuholen trachtete. Sein Geldbedarf war besonders groß, hatte er doch – von seinem eigenen verschwenderischen Leben abgesehen, nicht nur für Geschwister, Nefen und Nichten zu sorgen, sondern auch für zahlreiche eigene Kinder, vornehmlich solche von seiner schönen Geliebten, Vanozza de' Catanei. Zwei seiner Sprößlinge, der kühne Cesare und die kluge Lucrezia Borgia, sind besonders berühmt geworden, wenn auch nicht gerade durch fromme Werke; ein weiterer Sohn, erst während Alexanders Regierungszeit geboren, wurde durch eine vom Papa erlassene Bulle legitimiert, und alle Borgia-Nachfahren, die mit päpstlichen, neapolitanischen, spanischen und französischen Herzog- und Fürstentümern gut versorgt worden waren, haben – dank der Vorsorge ihres päpstlichen Ahnherrn – glänzende Karrieren gemacht.

Auf Alexander VI. folgte, wenn auch nur für knapp vier Wochen, Papst Pius III. Todeschini, ein Neffe von Pius II. Piccolomini. Dann kam Julius II. della Rovere (1503-1513), der zur Auffüllung der leeren Kassen den Ablasshandel einführte, auch an einem Tage hundert Archivräte ernannte und von jedem 750 Scudi kassierte. Sein Nachfolger, Leo X. de' Medici – es bestiegen bis 1606 noch drei weitere Mitglieder dieser mächtigen Familie den Thron Petri –, steigerte den Ablass- und Ämterhandel bis zum Exzeß. Er ernannte nicht nur eine große Anzahl von Kardinälen, natürlich gegen Bezahlung, sondern verkaufte gleich zwölfhundert neue Ämter! Das brachte ihm zwar fast eine Million Scudi ein, ließ aber zugleich die jährliche Belastung des Vatikans durch die fortan zu zahlenden Gehälter auf 320.000 Scudi anschwellen. Kurz, es war ein höchst unwirtschaftliches Gebaren, vom Standpunkt der Nachfolger aus gesehen, denn jeder junge Fant, der sich beizeiten ein päpstliches Amt gekauft hatte, war nicht bloß meist gänzlich überflüssig, sondern trachtete auch danach, sich im Laufe seines Lebens, neben dem jährlichen Sold, den er als Zinszahlung für das investierte Kapital betrachtete, auch dieses selbst zurückzuholen, wodurch die Verwaltung des Kirchenstaates zu einer der korruptesten des ganzen christlichen Abendlandes wurde.

Dazu kam – unter Clemens VII. de' Medici (1523-1534) – der Verkauf der regelmäßigen Einnahmequellen, der *monti*, etwa der Zölle, der Zehnten und anderer auf Liegenschaften beruhender Abgaben sowie der Salz-, Mehl- oder Olivensteuer. Jeder Papst sah zu, daß er nicht nur die Einnahmen des eigenen Pontifikats, sondern auch im Vorgriff die künftigen Etatmittel seiner Nachfolger bis zum letzten Scudo verbrauchte.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, waren bis ins 19. Jahrhundert hinein die Päpste und die überwältigende Mehrzahl der Kardinäle italienische Aristokraten aus kaum mehr als anderthalb Dutzend bevorzugten Sippen, von denen wir die Medici und die Borgia, letztere spanischer Herkunft, bereits erwähnt haben, und die bis auf den heutigen Tag reich und mächtig geblieben sind – vornehmlich dank der Fürsorge, die ihnen in fast jeder Generation von einem Papst und einigen mächtigen Kardinälen aus Gründen der Verwandtschaft zuteil wurde.

Die (heutigen Fürsten) Orsini, beispielsweise, stellten allein fünf Päpste, vierzig Kardinäle, auch neunzehn Heilige ... Die miteinander eng verwandten, heute ebenfalls fürstlichen Familien Colonna und Barberini – Taddeo Barberini, ein Neffe Urbans VIII., kaufte 1630 von den Colonna das Fürstentum Palestrina; Francesco, der letzte »echte« Barberini, adoptierte Cesare Colonna, den Sohn seiner Nichte im Jahre 1738 – stehen beide, was die Anzahl der aus ihren Reihen hervorgegangenen Heiligen Väter und Eminenzen betrifft, hinter den Orsini keineswegs zurück: Die Päpste Johannes XII., Benedikt VIII., dessen Bruder Johannes XIX, beider Neffe Benedikt IX. sowie Martin V. waren sämtlich Colonna, Urban VIII. ein Barberini; in jeder Generation stellten sie dem Heiligen Stuhl höchste geistliche und weltliche Würdenträger, von denen die letzteren fast stets Schwestern, Nichten oder Großnichten des jeweiligen Papstes ehelichten, und nur die Anzahl der aus diesen Sippen stammenden Heiligen ist etwas geringer ...

Das sehr begüterte, heute gleichfalls fürstliche Haus Chigi della Rovere Albani verdankt den Großteil seiner Titel und Pfründen den Päpsten Sixtus IV. della Rovere, Julius II. della Rovere, Alexander VII. Chigi und Clemens XI. degli Albani, deren Familien sich vereinigten.

Die derzeitigen Fürsten Odescalchi, Nachkommen der Schwester des Papstes Innozenz XI. Odescalchi, sind mit den Familien von mehr als einem halben Dutzend Päpsten und von mindestens sechzig Kardinälen verwandt oder verschwägert.

Die jetzigen Fürsten Altieri stammen von einer Nichte des Papstes Clemens X. Altieri ab; die sehr vornehmen heutigen Fürsten Boncompagni-Ludovisi können ihren Stammbaum (wie auch die Herkunft ihrer klingenden Titel und ausgedehnten Latifundien) zurückführen auf einen natürlichen, erst nach der Thronbesteigung seines Vaters legitimierten Sohn des Papstes Gregor XIII., dem wir nicht nur den Gregorianischen Kalender zu verdanken haben, sondern auch eine schöne Gedenkmünze, die er zur Verherrlichung der Bartholomäusnacht prägen ließ. Später übernahm ein Boncompagni, der die Schwester des letzten Fürsten Ludovisi heiratete, die beträchtlichen, vor allem durch die Gunst Gregors XV. Ludovisi zustande gekommenen Reichtümer dieser Familie ...

Übernahme von Latifundien und Titeln sehr begüterter, im Mannesstamme ausgestorbener Geschlechter war eine bevorzugte Methode italienischer Aristokraten, ihr durch Päpste aus der eigenen Sippe erlangtes Vermögen rasch zu verdoppeln oder gar zu verdreifachen, und nicht selten half man dem Glück etwas nach, indem man einen lästigen, der Erbfolge im Wege stehenden Schwager durch einen Onkel im Heiligen Offizium der Inquisition überantworten oder vom gleichfalls verwandten Heiligen Vater mit einer sehr ehrenvollen, aber nur geringe Überlebenschancen bietenden Mission betrauen ließ.

Die erfolgreichsten Spezialisten auf dem Gebiet dieser Art von Heiratspolitik waren ohne Zweifel die Angehörigen der (heute fürstlichen) Familie Borghese. Aus Siena kommend, ließ sich im Jahre 1541 der durch Handel und gute Beziehungen zur Kirche wohlhabend gewordene Kaufmann Marcantonio Borghese in Rom nieder. Sein Sohn Camillo war bereits in der Lage, sich einen Kardinalshut zu kaufen und sich sogar 1605 zum Papst wählen zu lassen. Er regierte bis 1621, ernannte seinen Neffen Scipio zum Kardinal und schenkte ihm die wertvollen römischen Besitzungen sowie das Vermögen der unglücklichen Familie Cenci, deren Mitglieder unter seinem Vorgänger, Clemens VIII. Aldobrandini, wegen angeblicher Blutschande und Anstiftung zum Mord nach

unter der Folter abgelegten Geständnissen hingerichtet worden waren. Auf Cenci-Grund und mit Cenci-Geld baute sich der päpstliche Neffe vor der Porta del Popolo jene berühmte Villa Borghese, die erst im 20. Jahrhundert samt ihren außerordentlich wertvollen Kunstschatzen für nur 6,5 Millionen Goldlire an den italienischen Staat verkauft werden mußte, nachdem ein Fürst Borghese bei allzu gewagten Grundstückspekulationen in finanzielle Schwierigkeiten geraten war.

Ein anderer Neffe des Papstes Paul V. Borghese, nach seinem Großvater Marcantonio geheißen, wurde von seinem Oheim mit vier Fürstentümern, fünf Markgrafschaften und einer fetten Baronie beschenkt, die auf die eine oder andere wunderbare Weise vakant geworden waren; dazu kam noch ein Fürstentum, das sich der König von Spanien und beider Sizilien um so leichter vom Herzen reißen konnte, als er es einer anderen Familie kurzerhand weggenommen hatte, ferner ein Herzogtum, das sich Marcantonio von einer plötzlich verarmten Sippe selber kaufte, ein weiteres Herzogtum sowie zwei Grafschaften, die ihm Papst Urban VIII. Barberini verlieh, und ein Marchesat, das Papst Alexander VII. Chigi noch dazugab. So mit irdischen Reichtümern und klingenden Titeln auf das trefflichste ausgestattet, vermählte Marcantonio seinen Sohn Paolo mit der knapp fünfzehnjährigen Donna Olimpia Aldobrandini, der Letzten und Erbin ihres von Papst Clemens VII. Aldobrandini reichgemachten Hauses, der auch die Hinterlassenschaft ihrer Mutter, einer geborenen Ludovisi, zugefallen war. Beider Sohn, Giovanni, ehelichte die sechzehnjährige Donna Eleonora Boncampagni, eine direkte Nachkommin Papst Gregors XIII. Der älteste Sohn aus dieser Ehe brachte es zum Vizekönig von Neapel und heiratete ausnahmsweise eine schon ältliche Dame, die steinreiche Erbtöchter Donna Livia Spinola, Letzte aus dem Hause der Fürsten von Sant'Angelo. Sie gebar ihm noch einen Sohn, Fürst Camillo Borghese, der sich dann mit Donna Agnese Colonna vermählte, die die noch fehlende Sekundogenitur des Hauses Aldobrandini mit in die Ehe brachte, auch die Verwandtschaft mit sieben Päpsten, darunter, von ihrer Mutter her, einer geborenen Pamfihi, die mit Papst Innozenz X. Pamfihi.

Der Sproß aus dieser so überaus nützlichen Verbindung mit dem mächtigen Haus Colonna, Marcantonio III., heiratete wieder eine reiche Erbin, die erst fünfzehnjährige Herzogin Anna Maria Salviati, die als Letzte ihres Hauses dessen sämtliche Güter und Titel mit in die Ehe brachte, auch, von ihrer Mama her, einer geborenen della Rovere, neue Bande der Verwandtschaft mit Päpsten, Kardinälen und Heiligen.

Die Söhne aus dieser Ehe, Camillo und Franceseo, kamen 1775 und 1776 zur Welt. Als es für sie Zeit wurde, sich nach reichen Bräuten umzusehen, hatte sich die Welt verändert: Die Französische Revolution war auch in Italien siegreich gewesen, der Kirchenstaat samt seiner Aristokratie vom Untergang bedroht und der Stern Napoleons stand schon hoch am Himmel. Infolgedessen heiratete Fürst Camillo Borgliese, der ältere der beiden Söhne, im Jahre 1803, nachdem er schon zuvor in französische Dienste getreten und General geworden war, die Witwe eines Kameraden, Madame Pauline Leclerc, deren Gatte das Expeditionskorps zur Rückeroberung Haitis befehligt hatte und dort mit dem größten Teil seiner Truppen am gelben Fieber zugrunde gegangen war. Diese Verbindung brachte ihm zwar auf kirchlicher Seite nur eine Eminenz, Paulines Onkel, den Kardinal Fesch, zum neuen Verwandten ein, dafür aber einen in weltlicher Hinsicht unerhört wichtigen und nützlichen Schwager: Paulines Bruder – Napoleon Bonaparte, Ersten Konsul der Französischen Republik und bald darauf Kaiser der Franzosen.

Napoleon I. ernannte seinen Schwager Camillo zum kaiserlichen Prinzen, auch zum Herzog von Guastalla, Generalgouverneur von Piemont und Oberbefehlshaber der norditalienischen Divisionen. Diese Auszeichnungen hinderten den Fürsten Camillo Borghese jedoch nicht daran, sich sogleich nach Napoleons Sturz von dessen Schwester, deren Leichtsinn und zahllose Liebesaffären er bis dahin geduldig ertragen hatte, scheiden zu lassen. Sein Herzogtum Guastalla überließ er, ohne zu klagen, der zweiten Gemahlin seines abgesetzten Schwagers, der Exkaiserin Marie Louise, geborene Erzherzogin von

Österreich, zumal Fürst Metternich und Papst Pius VII. dafür sorgten, daß ihm alle erbten Latifundien seiner Familie erhalten blieben.

Seine Ehe mit Pauline war kinderlos geblieben, und da traf es sich gut, daß sein Bruder Francesco, in weiser Voraussicht der Restauration des *Ancien régime*, die nun begann, eine Dame von blauestem Blut, Adèle de La Rochefoucauld, Tochter eines den Bourbonen ebenbürtigen Herzogs, geheiratet hatte. Auf die Kinder aus dieser Ehe gingen nach ihres Onkels Camillos Tode alle Besitzungen über, die die Familie Borghese im Laufe der Jahrhunderte gesammelt hatte, und an deren und deren Nachkommen mit großer Sorgfalt betriebener Heiratspolitik wird deutlich, welche Machtverschiebungen im Europa des 19. Jahrhunderts vor sich gingen.

Der Titelerbe, Don Marcantonio geheißen, geboren 1814 zu Paris, nahm Lady Gwendoline Talbot, Tochter des sehr vermögenden und politisch einflußreichen sechzehnten Earl of Shrewsbury, zur Gemahlin, nach deren frühem Tod in zweiter Ehe eine Kusine aus dem herzoglichen Hause de La Rochefoucauld. Sein ältester Sohn, Don Paolo, heiratete die Tochter des k.u.k. österreichisch-ungarischen Botschafters Graf Nagy-Apony; die älteste Tochter aus dieser Verbindung vermählte sich mit einem Grafen Esterházy, und von ihren zahlreichen Borghese-Vettern und Kusinen gingen die meisten Ehen mit russischen Großfürsten, französischen Diplomaten, anderen italienischen Großgrundbesitzern und Industriellen sowie mit Mitgliedern der eigenen Sippe ein. Und zwischendurch schloß einer, nämlich Don Giulio Borghese, im Jahre 1872, kurz nach der Einigung Italiens und dem Ende des Kirchenstaates, auch wieder einmal einen Ehebund mit einer ganz besonders reichen Erbtöchter und Letzten ihres Hauses, wobei er soweit ging, den eigenen erlauchten Namen Borghese abzulegen und für sich und seine Nachkommen, mit päpstlichem Segen und Erlaubnis des Königs, den Familiennamen der Braut anzunehmen: Torlonia.

Dieser so sorgfältig vor dem Untergang bewahrte Name war achtzig Jahre zuvor noch völlig unbekannt gewesen, ja, hatte um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch gar nicht existiert, obwohl die Verbindung mit der achtzehnjährigen Donna Anna Maria Torlonia dem Don Giulio nicht nur Milliardenreichtum, viele klingende Herzogs- und Fürstentitel sowie dazugehörige Latifundien eintrug, sondern auch die Verwandtschaft mit mindestens sechzig Päpsten, rund zweihundert Kardinälen und einigen Dutzend Heiligen.

Mit anderen Worten: Die Sippe der Torlonia war erst wenige Generationen zuvor, anscheinend aus dem Nichts, aufgestiegen, zu großem Wohlstand gelangt, alsdann von der damaligen High-Society akzeptiert worden und schließlich sehr vornehme Verbindungen mit der alten römischen Aristokratie eingegangen, unter anderem mit den Grafen Maescotti und Sforza-Cesarini, den Fürsten Doria, Colonna und Orsini. Schon das läßt auf sehr rasch erworbenen und ungewöhnlich großen Reichtum schließen, weshalb wir dieser Familie, der ein Borghese, also ein Angehöriger eines Geschlechts krassester Opportunisten, sogar seinen erlauchten Namen opferte, etwas Aufmerksamkeit schenken müssen, um so mehr, als die Untersuchung der Ursprünge des Hauses Torlonia uns wertvolle Erkenntnisse liefern wird, mit deren Hilfe wir erst imstande sein werden, unserem Ziel, die reichsten noch regierenden Dynastien der Welt aufzuspüren, ziemlich schnell näher zu kommen.



Der erste Torlonia, der sich um 1750 in Rom niederließ, bezog bereits einen Palast, genauer gesagt: er wohnte im ersten Stock des heutigen Palazzo Zuccari, wenn auch nicht als Hausherr, dessen Anverwandter oder auch nur als Mieter, vielmehr als – etwas hochtrabend »Kammerdiener« genannter – Hausbursche eines älteren geistlichen Herrn, des Abbé de Mongon, der sich dort zur Ruhe gesetzt hatte. Dieser Torlonia, als Domestik mit seinem Vornamen Marino gerufen, damals Mitte Zwanzig, war ein Bauernjunge

aus der Auvergne und hatte seinen ursprünglichen Familiennamen, Tourlognas, bereits italienisiert. Er diente noch fünfzehn Jahre lang dem Herrn Abbé, ebenso die junge Frau, die er sich bald nach seinem Eintreffen in Rom zum Weibe nahm: Francesca Angela L'Angé, Tochter eines in Rom ansässigen französischen Sprachlehrers, der vermutlich einmal ganz schlicht (und deutsch) Lange geheißten, jedoch aus beruflichen Gründen Wert darauf gelegt hatte, für einen echten Franzosen zu gelten. Seine Ehegefährtin, die Mutter der Hausmeistersfrau Francesca Torlonia, war übrigens und verblüffenderweise eine gebürtige Komteß Webersbach, Freiin von Rebenthal zu Reibenhoff, Tochter eines Grafen, der sich in der »Heiligen Miliz«, der Schutztruppe des Kirchenstaates, eine Offiziersstelle gekauft hatte. Zu dem sozialen Abstieg der Enkelin dieses deutschen Aristokraten hatte zunächst der Umstand beigetragen, daß ihre Mama, die Komteß Webersbach, von Monsieur L'Angé, der ihr eigentlich nur Sprachunterricht hatte erteilen sollen, auch verführt worden war, und erst als dieses unziemliche Verhältnis Folgen zeitigte, hatte man die Komteß dem Hauslehrer seufzend, aber eilig, zur Frau gegeben.

Francesca, der bald darauf geborene Anlaß zu dieser Mesalliance, gebar ihrerseits zwanzig Jahre später dem Hausburschen Marino Torlonia, der sie heiratete, nach und nach ein volles Dutzend Kinder, für die vornehmlich die Familie des Müllkutschers Guazzi die Patenschaft übernahm. Für den dann einsetzenden Aufstieg der Familie Torlonia ist jedoch nur der zweitälteste Sohn des Hausmeisterehepaares, der 1754 geborene Giovanni, von Belang. Er führte mit vierzig Jahren eine wohlhabende Bankierswitwe, die Signora Anna Maria Chiayen, zum Traualtar, die ihm 22.500 Scudi Vermögen mit in die Ehe brachte. Doch diese Mitgift war nur eine schöne Abrundung dessen, was Giovanni Torlonia, der Kammerdienersohn, schon selbst an Reichtum erworben hatte. Er, der als Junge noch angehalten worden war, dem Herrn Abbé de Mongon die Stiefel zu putzen, hatte nämlich inzwischen eine erstaunliche Karriere gemacht.

Um seine Leistung voll zu würdigen, muß man sich zunächst klarmachen, wie das Volk von Rom gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebte: von den Brosamen, die Kardinäle, Prälaten, steinreiche Latifundienbesitzer und rund zwanzigtausend wohlhabende Gäste aus dem Ausland von ihren reichgedeckten Tafeln fallen ließen. Während die hauchdünne Oberschicht praßte, enormen Luxus trieb und – mit vornehmlich aus Deutschland, Holland und der Schweiz herbeigeholten Facharbeitern – einen Prunkbau nach dem anderen ausführen ließ, hungerte die Masse des Volkes und verkam in kaum vorstellbarem Elend. Da alle Ämter käuflich waren, suchten diejenigen, die irgendeine Pfründe erworben hatten, so schnell wie möglich den Kaufpreis wieder hereinzuholen, meist durch rücksichtslose Ausbeutung von Wehrlosen, durch Korruption und Betrug. Der weitaus größte Teil der Bevölkerung diente gegen nicht mehr als karge Unterkunft, etwas Kost und ein gelegentliches Trinkgeld den reichen Herren und Damen als Domestiken oder lebte als Fremdenführer, Andenkenverkäufer, Zuhälter und Prostituierte, bettelte und stahl, raubte und mordete. Während der Regierungszeit des damaligen Papstes Pius VI. Braschi (1775-1799) stieg nicht nur die Staatsschuld bei einem jährlichen Defizit von dreihunderttausend Scudi von vierundsiebzig auf über hundert Millionen; vielmehr verzeichnete die Polizei auch rund sechzehntausend Raubmorde – von denen, die sie nicht registrierte, ganz zu schweigen ...

In dieser Epoche übelster Mißwirtschaft, größter Armut und steil ansteigender Kriminalität machte Giovanni Torlonia, der Hausmeistersohn, Karriere, zunächst als Fremdenführer, dann vornehmlich als Geldwechsler. Er kam mit wohlhabenden Ausländern in Berührung, deren vielfältige und oftmals recht sonderbare Wünsche er zu erfüllen trachtete, trat auch in Verbindung mit hohen und deshalb um so korrupteren päpstlichen Beamten und entwickelte sich zu einem Winkelbankier und Pfandleiher, der viel Zulauf hatte, weil er wenig Fragen stellte. Und vor allem machte er sich die rasche Geldentwertung zunutze, die dadurch eintrat, daß der Heilige Vater immer neue Banknoten

drucken ließ, die durch nichts anderes gedeckt waren als durch seinen päpstlichen Segen.

Besonders enge Beziehungen konnte das Bank- und Kommissionshaus Torlonia, wie Giovanni seine Firma bereits nannte, zu einigen süddeutschen Fürsten herstellen, die, ähnlich wie der Kurfürst von Hessen-Kassel, nur in erheblich kleinerem Maßstab, ihre angesammelten Reichtümer zinsbringend und – wie sie hofften – sicher vor dem Zugriff der französischen Revolutionäre anzulegen bestrebt waren, sowie zu polnischen Magnaten, von denen es in der Heiligen Stadt jener Tage eine ganze Menge gab. Diese Polen, die in Rom, der damals mit Abstand billigsten (weil ärmsten und von der Geldentwertung am härtesten betroffenen) Stadt Europas vergnüglich lebten, benötigten zur Heranschaffung der riesigen Einkünfte ihrer Güter die Hilfe geschickter Bankiers. Und während an der Spitze dieser Schar osteuropäischer Magnaten der märchenhaft reiche Fürst Stanislaus Poniatowski stand, dessen Güter halb Wolhynien, Podolien und weite Teile der Ukraine umfaßten und der ein Neffe des damals noch regierenden letzten Polenkönigs Stanislaus II. August war, hatte sich aus der hungrigen Meute von Wechselagenten und Kommissionären, die den einbringlichen polnischen Geldtransfer in Rom abzuwickeln trachteten, Giovanni Torlonia schon ganz nach vorn gedrängt. Im Dezember 1793 fand dies auch seine nach außen hin sichtbare Würdigung: Der strebsame Hausmeistersohn wurde königlich-polnischer Konsul und Generalkommissar am Heiligen Stuhl.

Eine zweite, noch bedeutsamere Ehrung folgte schon wenige Monate später, im März 1794: Ein treuer und zu diesem Zeitpunkt gerade geldbedürftiger Kunde, Seine Durchlaucht Joseph Maria Benedikt Fürst zu Fürstenberg, Landgraf in der Baar und zu Stühlingen etc., erhob kraft des seinem Hause verliehenen Großen Palatinats den Bankier, Hofagenten und königlich-polnischen Konsul in Rom, Giovanni Torlonia, in den Adelsstand des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

Damit begann der geradezu kometenhafte Aufstieg der Familie Torlonia in die stolzesten Höhen des europäischen Reichtums und der Hocharistokratie, wogegen das Heilige Römische Reich bald darauf zerbrach und 1806 auch ganz offiziell für beendet erklärt wurde, bei welcher Gelegenheit die Fürsten Fürstenberg zu Donaueschingen die Souveränität über ihr immerhin zweitausend Quadratkilometer großes und rund hunderttausend Einwohner zählendes Ländchen verloren – nicht jedoch ihren Reichtum, der noch heute besteht.

Dies waren Folgen der Französischen Revolution sowie der Hab- und Machtgier Napoleon Bonapartes, und diese mächtigen Faktoren bewirkten, wie wir bereits wissen, auch im Kirchenstaat beträchtliche Veränderungen. Doch während dessen Hauptstadt und Provinzen ausgeplündert, der Papst als weltlicher Herrscher abgesetzt und sogar als Gefangener weggeführt wurde, geschah dem fürstlich fürstenbergischen Hofagenten und königlich polnischen Konsul Giovanni *di* Torlonia, wie er nun hieß, überhaupt nichts – außer, daß er reicher und reicher wurde. Er, von dem es im Fürstenbergischen Reichsadelsbrief mit nicht geringer Übertreibung hieß, daß seine »Ehrbarkeit, Redlichkeit, adeliche Sitten, gutes Herkommen, Vernunft und Geschicklichkeit ... nebst anderen sonderbaren Verdiensten und guten Eigenschaften« über jeden Zweifel erhaben wären, wurde nämlich, kaum daß die Übermacht der Franzosen offenbar geworden war, ein glühender Anhänger der Republik und eifriger Verfechter jakobinischer Ideale, darin nur noch übertroffen von seiner nunmehrigen Gemahlin, der Signora Anna Maria, verwitweten Chiaveri, die übrigens beileibe nicht aus alteingesessener römischer Bourgeoisie stammte, vielmehr eine geborene Schultheiß aus Mainz und Tochter eines einfachen Sattlers war, der in Rom mit seiner Familie – wie damals viele deutsche Handwerker – ein immer noch besseres Auskommen gefunden hatte als daheim.

Das Ehepaar *di* Torlonia stand mit den Emissären aus Paris, die einen Umsturz im Kirchenstaat vorbereiteten, auf bestem Fuß, speziell mit dem Abgesandten des Konvents, Hugo de Basseville, der 1792 nach Rom gekommen war und dessen Ermordung im Ja-

nuar 1793 die Spannung zwischen dem Heiligen Stuhl und dem revolutionären Paris nur deshalb noch nicht zum offenen Konflikt steigerte, weil die Französische Republik vorerst anderweitig beschäftigt war. Der Zwischenfall, der vom Vatikan mit einer Entschädigung der Hinterbliebenen de Bassevilles in Höhe von dreihunderttausend (eilig geborgten) Goldfranken fürs erste beigelegt werden konnte, brachte der Familie di Torlonia, neben vorübergehender Gefahr für das eigene Leben, auch unverhofften Segen: In einer Zeit, in der gutes Geld äußerst knapp war, verfügte allein das Haus Torlonia plötzlich über ungewöhnlich große Barmittel, was damit zusammenhängen mochte, daß der Ermordete ein paar Kisten mit französischem Gold seinem Freund Giovanni in sichere Obhut gegeben hatte. Jedenfalls konnte sich der Herr Konsul di Torlonia an die Spitze der adligen Spender setzen, die dem Heiligen Vater aus eigenen Mitteln ein Regiment Soldaten auszurüsten und zu besolden versprachen, auch dem bis über die Kuppel des Petersdoms verschuldeten Kirchenstaat neuen Kredit beschafften und schließlich, als der Krieg mit den anrückenden Revolutionsheeren unvermeidlich geworden war, sogar noch eine Riesensumme aus, wie er sagte, eigener Tasche zur Verfügung stellten – natürlich gegen hohe Zinsen und erstklassige Sicherheiten, nämlich gegen Wechsel, die Seine Heiligkeit auf die begütertesten römischen Adelsgeschlechter auszustellen geruhte.

Für diese Gefälligkeit erbat sich Giovanni vom Papst, dessen Tage als weltlicher Herrscher schon gezählt waren, eine letzte große (und für Pius VI. völlig kostenlose) Gnade: einen schönen päpstlichen Adelstitel! Die Voraussetzungen dafür hatte Giovanni bereits geschaffen: Er war (mit nun schon zu Bruchteilen ihres Nennwerts gehandelten Papier-Scudi) nach und nach Eigentümer zweier prächtiger Palazzi in Rom, einer luxuriösen Sommervilla vor den Toren der Stadt und einer sehr großen und schönen Besitzung auf dem Lande, der Tenuta Romavecchia, geworden. Unter diesen Umständen konnte Papst Pius VI. seinen hilfsbereiten Bankier zum Marchese di Romavecchia ernennen, worüber sich vor allem die nunmehrige Marchesa Anna Maria, geborene Schultheiß freute, die ihrem tüchtigen Gemahl inzwischen schon das zweite Kind geboren hatte. Diese Sprößlinge und drei weitere, die noch folgten, sollten aber noch viel klangvollere Adelstitel erhalten, denn ihr Papa, dieser so überaus wandlungsfähige Mann, wußte sich mit allen Herren Roms, die auf Pius VI. folgten, auf besten Fuß zu stellen.

Als wenige Wochen später der neue Gesandte Frankreichs und Quasi-Statthalter seines mächtigen Bruders, Joseph Bonaparte, in Rom Einzug hielt, galt sein erster Besuch dem Hause Torlonia, das allein imstande war, dem Heiligen Stuhl die gewaltigen Kontributionen, die der Papst den Franzosen zahlen mußte zu finanzieren. Und dabei gewann Joseph Bonaparte auch den Eindruck, daß der Marchese di Romavecchia ein begeisterter Republikaner, Feind der Kirche und des Adels sowie ein treuer Freund Frankreichs war.

Kurz darauf, drei Tage vor Jahresende 1797, wurde ein Mitglied der französischen Gesandtschaft, der blutjunge General Duphot, bei einem Zusammenstoß zwischen päpstlichen Dragonern und demonstrierenden Republikanern das Opfer einer verirrten Kugel. Duphot war mit Pauline Bonaparte verlobt gewesen, die dann später den Fürsten Borghese heiratete und eine Tante von Torlonia-Sprößlingen wurde. Unter denen, die mit knapper Not weiteren Kugeln entgingen, waren – außer Pauline selbst und ihrem Bruder Joseph, dem Gesandten – auch die Schwestern Clary, von denen die eine mit Joseph Bonaparte verheiratet war, die andere, Désirée, sich bald darauf mit dem General Bernadotte vermählte und als solche Königin von Schweden wurde, ferner der damals siebzehnjährige Eugène de Beauharnais, Napoleons Stiefsohn und nachmaliger Herzog von Leuchtenberg.

Die Rache der Familie Bonaparte für diese ihrem Clan zugefügte Schmach folgte auf dem Fuße: General Berthier, der spätere Herzog von Wagram, dessen Enkel dann in die Familie Rothschild heiratete, rückte mit eilig zusammengezogenen Truppen in Rom ein, setzte den greisen Papst Pius VI. kurzerhand ab und ließ ihn als Gefangenen nach Frankreich schaffen, wo er zwei Jahre später starb. Rom wurde zur Republik erklärt, der Adel abgeschafft, der hohe Klerus verbannt, und die einstigen Untertanen des Papstes

kamen in den Genuß aller Errungenschaften der Französischen Revolution. Der wichtigste Mann der neuen Regierung aber, der Kommissar Haller, ein ehemaliger Jakobiner und enger Freund Robespierres, nahm Quartier im Hause des ehemaligen päpstlichen Hofbankiers und Exmarchese di Romavecchia, der nun wieder schlicht »Bürger Torlonia« hieß, und wurde dessen intimster Freund.

Haller, der Mann, der den Papst verhaftete und ihm sogar den Fischerring vom Finger zog, war zuvor Schatzmeister der Italienarmee des Generals Napoleon Bonaparte gewesen, auch Chef der »agents chargés de l'argenterie des églises«, der mit der Einziehung der Kirchenschätze beauftragten Militärbeamten. Als solcher verstand er sich darauf, auch das Letzte aus einem besetzten Gebiet herauszupressen, vornehmlich für die Armee und die notleidende Französische Republik, aber natürlich auch ein wenig für sich selbst, wogegen sein neuer Freund Torlonia ausschließlich an die eigene Bereicherung dachte. Trotzdem verstanden sich die beiden ausgezeichnet, und Giovanni wurde Chefberater der neuen Regierung.

Sein erster Ratschlag, Einziehung des gesamten kirchlichen Immobilienbesitzes und sein stückweiser Verkauf zugunsten der Staatskasse an den jeweils Meistbietenden, wurde mit Begeisterung angenommen und sofort verwirklicht, wobei der Bürger Torlonia viele der schönsten Güter selbst erwarb (und sich dabei mit seinem Freund Haller über den Preis sehr rasch einig werden konnte). Auch ein zweiter Rat Giovanni fand Anklang und wurde sogar mehrfach realisiert: die Einführung einer Sonderabgabe an den Staat, die von den ihrer Titel und Privilegien beraubten Hocharistokraten zu zahlen war. In der Liste der Abgabepflichtigen vermißte man nur einen Namen, nämlich den des ehemaligen Marchese di Romavecchia, doch dafür erbot sich der nunmehrige Bürger Torlonia, den an Liegenschaften reichen, an Barmitteln armen Adelsgeschlechtern die geforderten Summen gegen erststellige Hypotheken und sonstige Pfänder vorzustrecken. Giovanni belieh alles, was Wert hatte – selbst den gesamten Schmuck der weltberühmten Madonna von Loreto!

Der französische General Miollis hatte 1798 auf Napoleons Geheiß die Juwelen – Schätzwert: zwei Millionen Pfund Sterling – kurzerhand »mitgenommen«, die von frommen Pilgern in Loreto bei Ancona im Laufe vieler Jahrhunderte angehäuft worden waren, weil sich dort das Haus befand und noch befindet, das Maria in Nazareth bewohnt hatte und das liebenswürdige Engel durch die Lüfte nach Italien getragen und mit einem von dem Apostel Lukas eigenhändig geschnitzten Bild der einstigen Bewohnerin ausgestattet hatten.

Die Juwelen der Madonna di Loreto wurden also von Giovanni Torlonia entgegenkommenderweise beliehen – natürlich nicht zum vollen Wert, aber gegen hohe Zinsen, außerdem, der Einfachheit halber, nach Gewicht (weshalb böse Zungen später behauptet haben, Torlonia hätte die kostbaren Steine und Perlen für sich behalten und das fehlende Gewicht durch allerlei Plunder ersetzt, eine sehr häßliche Verdächtigung, für die fast jeder konkrete Beweis fehlt).

Im letzten Jahr der kurzlebigen Römischen Republik wurde der Bürger Torlonia sogar noch mit einem hohen Staatsamt betraut: Man ernannte ihn zum Kommissar für die gesamte Ernährung ...



Doch dann änderte sich alles wieder mit einem Schlage: Pius VI. war in französischer Gefangenschaft gestorben, Pius VII., ein verarmter Graf aus dem Hause Chiaramonti und dem Bürger Torlonia finanziell verpflichtet, wurde zum neuen Papst gewählt. Er konnte 1801 ein Konkordat mit Napoleon schließen, worin seine weltliche Macht, wenn auch in starker Abhängigkeit von Frankreich, wiederhergestellt wurde. Und alsbald verwandelte sich der republikanische Kommissar, Bürger Torlonia, zurück in den Marchese di Romavecchia, und dieser wurde sogleich von Seiner Heiligkeit mit einem Titel versehen, den schon der Vater des Marchese, Marino Torlonia, geführt hatte: *Cameriere*

– nun allerdings in der Bedeutung des Ehrenamtes eines päpstlichen *Kammerherrn*, nicht in der des wirklichen *Kammerdieners* einen schlichten Abbé.

Mit dieser Ernennung und der Bestätigung seines Marchesats war dem Bürger Torlonia, sozusagen, päpstliche Absolution für seine republikanischen Sünden erteilt (vielleicht sogar für die überreichliche Ausschmückung der Marchesa Anna Maria, geborener Schultheiß, mit den kostbarsten Smaragden, Rubinen, Diamanten und Perlen aus dem konfiszierten und dann leichtsinnigerweise nach Gewicht verpfändeten Juwelenschatz der Madonna von Loreto).

Außerdem wurde Giovanni di Torlonia, Marchese di Romavecchia, dank seiner durch Joseph Bonaparte hergestellten glänzenden Beziehungen zur korsischen Sippe des Ersten Konsuls, ein wichtiger Mittelsmann zwischen dem Heiligen Stuhl und der Regierung in Paris. Im Jahre 1803 siedelten nämlich gleich drei Mitglieder der Familie Bonaparte nach Rom über: Signora Laetitia, geborene Ramolino, die auch als »Madame Mère«, als Kaiserin-Mutter, in der Heiligen Stadt blieb und fleißig für den Tag sparte, an dem ihre gekrönten Kinder – was ja nie geschah – ihres Überflusses beraubt sein würden; Lucien, ihr ältester Sohn, der ein römisches Exil an der Seite seiner selbstgewählten Frau der befohlenen Scheidung und dem dann vom kleinen Bruder versprochenen spanischen Königsthron entschieden vorzog, und Onkel Fesch, der Stiefbruder von »Madame Mère«, ein ehemaliger Priester, der im Zuge der Revolution aus der Soutane geschlüpft und in Italien Kriegskommissar seines Neffen Napoleon geworden war, bis dieser ihn hatte nach Hause schicken müssen, weil des Oheims Leidenschaft für Meisterwerke der Malerei größer gewesen war als sein Geschick, den privaten Teil seiner Beute vor den Augen mißgünstiger Kollegen zu verbergen. Im Rahmen des Konkordats von 1801 war Onkel Fesch zum Erzbischof von Lyon und bald darauf zum Kardinal ernannt worden; 1803 kam er nach Rom als Gesandter seines Neffen beim Heiligen Stuhl. (Joseph Kardinal Fesch, der mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode im Jahre 1839 in Rom blieb und – ein Unikum – als Kardinal vom Vatikan, als französischer Gesandter vom Außenamt in Paris und als Erzbischof von seiner reichen Diözese Lyon besoldet werden mußte, sammelte übrigens, wenn auch nun nach anderen Methoden, weiter kostbare Gemälde und hinterließ eine weltberühmte, mehr als zwanzigtausend Meisterwerke umfassende Kollektion, die nach seinem Ableben versteigert und zu einem beträchtlichen Teil von einem Torlonia der nächsten Generation erworben wurde.)

Alle drei Verwandten Napoleons, Bruder Lucien, Mutter Laetitia und Onkel Fesch, vertrauten ihr gesamtes Vermögen dem Bankier Giovanni di Torlonia an, und Lucien verschaffte dem Marchese di Romavecchia auch noch die Kundschaft des zwar schwachsinnigen, aber keineswegs armen Königs Carlos IV. von Spanien, der seinerseits – im Tausch gegen ermäßigte Kontogebühren – Giovanni zum Granden von Spanien mit dem Titel Exzellenz zu ernennen geruhte.

Exzellenz Giovanni di Torlonia, päpstlicher Kämmerer, Grande von Spanien, Marchese di Romavecchia – das Königreich Polen war inzwischen untergegangen und konnte keinen Konsul und Generalkommissar mehr unterhalten – verwaltete indessen nicht nur die Konten der Bonapartes und der Majestät von Spanien; er präsentierte dem römischen Adel in diesen Jahren auch die unzähligen, immer wieder prolongierten Wechsel, mit deren Hilfe der Kirchenstaat, auf Kosten der Hocharistokratie, die zerrütteten Finanzen des Vatikans in Ordnung zu bringen versucht hatte. Und natürlich konnten sie alle nicht zahlen – die Orsini, Colonna, Chigi, Borghese, Odescalchi, Aldobrandini, Doria, Altieri, Cenci-Bolognetti, Sforza, Conti und wie sie alle hießen ...

Doch Giovanni ließ mit sich reden. Anstatt Kapital, Zins und Zinseszins nebst Prolongationsgebühren in bar zu fordern, zeigte er sich hin und wieder bereit, Ländereien, Paläste, Kunstsammlungen, Familenschmuck und ähnlich wertbeständige Sachen in Zahlung zu nehmen, ja, sie waren ihm sogar lieber als Papiergeld, hinter dem als Deckung nichts anderes stand als das Zahlungsversprechen eines zwar frommen, aber bankrotten Papstes von Napoleons Gnaden. Und so übernahm er im Verlaufe weniger Jahre die

Villa der Colonna, dazu ein riesiges Parkgelände, größer als die Gärten des Vatikans; den Palazzo Bolognetti; das Herzogtum Poli aus dem Nachlaß der Conti; das Herzogtum Ceri; die Grafschaft Guadagnolo; das Fürstentum Civitella-Cesi, das ihm die Pallavicini überlassen mußten; das riesige Herzogtum Bracciano aus dem Besitz der ruinierten Odescalchi, dazu noch fünfundsünfzig Pachthöfe in der Umgebung von Rom ...

Papst Pius VII., der die Übertragung, auch der mit den Latifundien verbundenen Titel, bestätigen mußte, tat es kopfschüttelnd und dachte dabei mit Kummer an die herrlichen Juwelen, die zuvor der Madonna di Loreto gehört hatten und nun die dicke, zu Protzertum und anderen Parvenü-Unsitten neigende Marchesa di Romavecchia zierten; Roms alte Aristokratie, die jetzt nicht mehr umhin konnte, den ihr verhaßten Namen Torlonia in die Liste der Patrizier einzutragen, vollzog diesen feierlichen Akt zähneknirschend und erinnerte sich daran, daß der Mann, der sie alle ruiniert hatte, der Sohn eines Domestiken, seine Frau eine Sattlertochter war. Aber als Ende März 1808 die Schwester Napoleons, Caroline Murat, geborene Bonaparte, auf der Reise in ihr neues Königreich Neapel in Rom Station machte, da fuhr ihr als »vornehmste Vertreterin des Patriziats der Heiligen Stadt Rom« natürlich keine andere entgegen als Ihre Gnaden die Herzogin von Poli und Ceri, Fürstin von Civitella-Cesi, Marchesa di Romavecchia, Gräfin von Guadagnolo, Donna Anna Maria di Torlonia, geborene Schultheiß. Nie hätte sie sich eine derartige Gelegenheit zu üppigstem Protz entgehen lassen!

Kurz nach diesem Triumph der Donna Anna Maria wurden sie und ihr tüchtiger Mann auch noch Herzogin und Herzog von Bracciano. Die Bestätigung, die Pius VII. auch dieser Titelübertragung erteilen mußte, war eine seiner letzten Amtshandlungen. Denn im Frühjahr 1809 – Rom war bereits wieder von französischen Truppen unter dem Kommando eines alten Geschäftsfreundes des Hauses Torlonia, des Generals, Juwelen-Einsammlers und nunmehrigen Grafen Miollis, besetzt worden – befahl Kaiser Napoleon I. die »Wiedervereinigung« des Kirchenstaates mit Frankreich. Der Heilige Vater, der dieser erneuten Annexion die Zustimmung verweigerte, wurde – wie schon sein Vorgänger – als Gefangener abtransportiert.

Die Einbeziehung des Kirchenstaates in das moderne, glänzend organisierte und von der deutschen Ostseeküste bis Korfu und Sizilien reichende Verwaltungs- und Wirtschaftsgebiet des französischen Kaiserreichs bekam übrigens der Stadt Rom ausgezeichnet, zumal nun ein Heer von Prälaten und untätigen Inhabern gekaufter Ämter mit einem Federstrich alle seine Pfründen verlor, sämtliche Zollmauern fielen und eine gründliche Reform aller öffentlichen Einrichtungen begann. Noch besser aber bekam dieser Herrschaftswechsel dem bisherigen Kammerherrn Seiner Heiligkeit, Don Giovanni di Torlonia. Er reiste – als Vertreter des vornehmlich von ihm ruinierten römischen Adels – an den Hof von Paris, überbrachte dem Kaiser Napoleon die Huldigung seiner, wie er sagte, Standesgenossen und empfing zum Dank dafür die Ernennung zum Senator des Kaiserreiches.

In weniger als zwei Jahrzehnten, die seit dem Beginn der Französischen Revolution vergangen waren, hatte es Giovanni, der Hausmeistersohn französisch-deutscher Abstammung, zum reichsten Mann Italiens, ja des ganzen Mittelmeerraums, zum Repräsentanten des römischen Patriziats und zum angesehenen Mitglied der europäischen Hocharistokratie gebracht! Und so unerschütterlich war seine Stellung geworden, daß er auch den Sturz der Bonapartes, seiner Lieblingskunden, die Rückkehr Pius VII. und die Wiederherstellung des Kirchenstaates in seiner ganzen Morschheit glänzend überstand. Während andere, die sich längst nicht so weit vorgewagt und viel weniger hatten zuschulden kommen lassen, als Kollaborateure, Ketzler oder gar Republikaner dem Henker übergeben oder für den Rest ihres Lebens Kettensträflinge auf den päpstlichen Galeeren wurden, blieb Don Giovanni bis zu seinem Tode – er starb 1829, dreiundsiebzig Jahre alt, an einer Lungenentzündung –, was er mit einem Maximum an Habgier und einem Minimum an Skrupeln geworden war: der »Krösus von Rom«, der steinreiche Herzog von Bracciano, dem alle Welt – Seine Heiligkeit nicht ausgenommen – Geld schuldete, der in seinen unglaublich protzigen Palästen alle in die Heilige Stadt kommenden

Fürstlichkeiten empfing – im Jahre 1819 sogar den Metternich- und Rothschild-Wohltäter, Kaiser Franz I. von Österreich mit (vierter) Gemahlin, einer Prinzessin aus dem frommen Hause Wittelsbach, die ein paar Jahre zuvor noch, wenn auch nur für kurze Zeit, Napoleons Geliebte gewesen war. Bei seinem Ableben hinterließ er außer dem florierenden Bankhaus, den vielen Palästen und Villen mit ihren unermeßlichen Kunstschatzen und der größten Ansammlung von Liegenschaften, die es bis dahin in Italien gegeben hatte, ein Barvermögen von fünfunddreißig Millionen Scudi oder knapp zweihundert Millionen Goldlire.

Vier seiner Fünf Kinder: die älteste Tochter Maria Theresia, seit 1813 vermählt mit dem Grafen Francesco Maescotti, der nach dem Kammerdiener-Großvater benannte älteste Sohn Marino, verehelicht mit der Gräfin Anna Sforza-Cesarini, der etwas versponnene und bigotte zweitälteste Sohn Carlo, der zeitlebens Junggeselle blieb, und die jüngste Tochter, Maria Luigia, die 1823 den Fürsten Domenico Orsini geheiratet hatte, sowie ihre Mutter, Donna Anna Maria, die Sattlertochter aus Mainz, die erst 1840 achtzigjährig das Zeitliche segnete, erhielten je zwei Millionen Scudi – zusammen mehr als das Doppelte dessen, was der Kirchenstaat damals an jährlichen Einnahmen hatte, dazu einige Herzogtümer und Grafschaften, Stadtpaläste und Villen.

Die Bank jedoch sowie die Masse des Barvermögens und den Hauptteil des riesigen Grundbesitzes bekam der jüngste Sohn, Don Alessandro (1800-1886), der dann – noch kurz vor dem Tode seiner Mutter, im Sommer 1840 – die achtzehnjährige Principessa Teresa Doria Colonna heiratete.

Alessandro, der neue Bankherr, setzte die Finanzpolitik seines Vaters erfolgreich fort; er vermehrte das Familienvermögen ins Ungeheuere und überstand ohne Schaden die Revolutionen der Jahre 1831 und 1848/49, den Aufstand des Jahres 1859, die »Zuavenherrschaft« und das *Risorgimento*, die italienische Einigungsbewegung, die zur Errichtung des Königreichs Italien und 1870 zum Ende des Kirchenstaates führte. Er weitete sein Geschäft auf große Handels- und Industrieunternehmen aus, übernahm beispielsweise 1831, gegen eine Bürgschaft für die gesamten, ins Unermeßliche angewachsenen Schulden des Heiligen Stuhls, das römische Salz- und Tabakmonopol, wurde zum Großreeder der Handels- und Passagierschiffahrt des geeinten Italien und, alles in allem, noch reicher und mächtiger als sein Vater. Seine Großtat war die Trockenlegung des Sees von Fucino in den Jahren 1852 bis 1875. Mit einem enormen Kostenaufwand und dem jahrzehntelangen Einsatz von Zehntausenden von Arbeitern konnte damals das nach dem Lago Maggiore und dem Gardasee drittgrößte Gewässer Italiens in eine landwirtschaftliche Nutzfläche von 17.000 Hektar umgewandelt werden. Don Alessandro, Initiator des Projekts, Kapitalgeber und bald auch Eigentümer des ganzen, so mühevoll gewonnenen Bodens, wurde dafür von König Umberto I. zum Herzog von Fucino ernannt.

So erfolgreich der Geschäftsmann Alessandro di Torlonia auch war, so sehr er sich auch als Roms größter Kunstsammler und bedeutendster Mäzen hervortat, so wenig glücklich war er auf dem Gebiet der Familienpolitik. Seine bildschöne Frau, die um zweiundzwanzig Jahre jüngere Prinzessin aus dem erlauchten, mit Dutzenden von Päpsten und Heiligen verwandten Hause Doria Colonna, konnte ihm erst nach vierzehnjähriger Ehe eine Tochter schenken; ein zweites Kind, nur ein Jahr später geboren, war lebensunfähig und starb nach kurzer Zeit. Und bald darauf fiel die schöne Donna Teresa, die von Anfang an unter Schwermut gelitten hatte, in geistige Umnachtung.

So blieb Don Alessandro, dessen Vermögen sich 1847 noch um die Hinterlassenschaft seines Bruders Carlo vermehrt hatte, der ersehnte männliche Erbe versagt, und um seine einzige Tochter, Donna Anna Maria, drängte sich eine ganze Legion heirats- (und erb-schafts-) williger Hocharistokraten, darunter ein deutscher Fürst, der der Enkelin der Mainzer Sattlertochter einen Thron zu bieten hatte. Doch der mit den Finanzen der meisten europäischen Herrscherhäuser nur allzu gut vertraute und von der Sicherheit jed-weden Thrones wenig überzeugte Don Alessandro wehrte alle Freier ab. Erst als Donna

Anna Maria achtzehn und er selbst schon zweiundsiebzig Jahre alt war, vermählte er sie mit dem Fürsten Giulio Borghese, der sich dazu bereit fand, den Namen Torlonia anzunehmen, dazu alle irdischen Güter und klingenden Titel seines Schwiegervaters, schon zu dessen Lebzeiten. Das Bankhaus aber konnte und wollte er nicht weiterführen; es wurde nach Don Alessandros Tod liquidiert.

Donna Anna Maria Fürstin Torlonia, wie sie nun trotz ihrer Ehe mit Don Giulio Borghese hieß, erbte von ihrem Vater fünfzig Millionen Goldlire in bar, dazu – mit zwei Ausnahmen – den gesamten, seit dem Tode ihres Großvaters, Don Giovanni, auf den fünffachen Umfang angewachsenen Grundbesitz der Familie. Dem Schwiegersohn, der ihm seinen stolzen Namen Borghese geopfert hatte, vermachte Don Alessandro den Nießbrauch des Herzogtums Ceri im Werte von jährlich etwa hunderttausend Goldlire. Darüber hinaus aber hinterließ Don Alessandro ein Legat von weiteren fünfzig Millionen Goldlire in bar sowie die Villa Albani und das Museo Torlonia mit seinen gesamten Gemäldesammlungen von unschätzbarem Wert seinem – damals noch ungeborenen – ersten männlichen Urenkel.

Die Familie Torlonia erfreut sich noch heute eines enormen Reichtums, wenngleich sie längst nicht mehr das größte Privatvermögen Italiens besitzt. Diesen Ruhm muß sie einer anderen Sippe überlassen, deren Reichtum ungeheuer, nur noch mit dem des Vatikans vergleichbare Ausmaße angenommen hat: der Familie Agnelli.



Ruhm und Reichtum der Agnelli sind noch nicht sehr alt: Erst 1899 wurde in Turin die »Fabbrica Italiana Automobili Torino«, abgekürzt FIAT, gegründet, und erst einige Jahre später, als die meisten Versuche, in Italien eine Automobilindustrie aufzubauen, gescheitert waren, gelang es dem Initiator des Turiner Unternehmens, dem Kavallerieoffizier Giovanni Agnelli, seine Geldgeber und Mitinhaber, darunter Hocharistokraten aus der Torlonia-Verwandtschaft, loszuwerden und allein weiterzumachen. Der Erste Weltkrieg, der Agnellis FIAT zum Haupt-Lastwagenlieferanten der italienischen Armee werden ließ, half dem bis dahin noch ziemlich schwächlichen Unternehmen richtig auf die Beine, und die Motorisierung, die in den zwanziger Jahren begann, bewirkte geradezu Wunder. Hinzu kam, daß Mussolini den FIAT-Werken besondere Vorrechte einräumte und ihnen mit Staatsaufträgen und -garantien über die Weltwirtschaftskrise half, wofür er nichts weiter verlangte als eine weitgehende Umstellung des Unternehmens auf Rüstungsproduktion.

Kurz, Agnellis FIAT-Konzern nahm einen gigantischen Aufschwung, und der gutberatene Firmenchef investierte alle Gewinne in immer neue Unternehmen. Schon bald stellte FIAT nicht nur Autos, Lastwagen, Panzer- und Militärflugzeuge her, sondern auch Lokomotiven, Eisenbahnwagen, landwirtschaftliche Maschinen, Waffen aller Art, sogar Schiffe, Großmotoren und ganze Kraftwerke. Dazu kam ein doppelter und dreifacher Kranz von Zulieferbetrieben, darunter eigene Zechen und Stahlgießereien, Walzwerke, Fabriken der Elektroindustrie und Bauunternehmen.

In unseren Tagen gehören zum FIAT-Konzern – Jahresumsatz zwischen acht und zehn Milliarden DM und rund 150.000 Beschäftigte – so viele Unternehmen der italienischen Industrie, daß ihre Aufzählung viele Seiten umfassen würde. Hinzu kommen wichtige Beteiligungen, beispielsweise an »Cinzano«, einer 50-prozentigen FIAT-Tochter, an »General Electric Italia« (20 Prozent), an der Büromaschinenfabrik »Olivetti« oder auch an »Montecatini-Edison«.

Die Hauptholdinggesellschaft der Familie Agnelli, die IFI, ist mit mehr als zehn Prozent am Umsatz aller führenden italienischen Aktiengesellschaften beteiligt. Zusammen mit dem Vatikan-Kapital arbeiten Agnelli-Milliarden in der staatlichen IRI, dem größten Konzern Italiens, und zusammen mit den Pariser Rothschilds hat die Familie Agnelli den Investmentfonds »Capital Italia« gegründet. Von den zahlreichen Auslandsinteres-

sen des FIAT-Konzerns seien nur die Automobilhersteller »Citroën« in Frankreich und NSU in der Bundesrepublik erwähnt. Und es gehört schließlich auch die große italienische Tageszeitung »La Stampa« der Familie Agnelli, die auflagenstarke römische Wochenzeitung »L'Espresso« einem Agnelli-Schwager.

So bleibt die Frage übrig, wer diese Agnelli eigentlich sind, die – gemeinsam mit der halbstaatlichen, vornehmlich von der rechten *Democrazia Cristiana* kontrollierten IRI und den von der »schwarzen Aristokratie« gelenkten Holdinggesellschaften des Vatikans* – die gesamte italienische Wirtschaft beherrschen, ein europäisches Industrie-Imperium besitzen und als die heute Reichsten in ihrem Lande das Haus Torlonia abgelöst haben.

* Das Wirtschaftsimperium des Heiligen Stuhls wird noch heute zu einem sehr großen Teil von Vertretern jener römischen Aristokratie gelenkt, die ihre Titel und Pfründen dem Nepotismus von Päpsten verdankt. Daß diese Vetterwirtschaft bis in die jüngste Zeit hinein üblich geblieben ist, dafür bietet die Familie Pacelli ein klassisches Beispiel: Francesco Pacelli, Richter der Sacra Rota und Bruder von Papst Pius XII. Pacelli, bekam von König Viktor Emanuel III. auf Vorschlag Mussolinis den erblichen Fürstentitel. Seine Söhne Carlo, Marcantonio und Giulio, also die Neffen des damaligen Papstes, bekleiden bis heute zahlreiche wichtige Ämter. So ist Fürst Carlo Justitiar der Vermögensverwaltung des Heiligen Stuhls sowie von fünf weiteren Spitzenorganisationen der Kirche, Präsident der Römischen Rückversicherung sowie zweier großer Verlagshäuser, auch Vertreter des Vatikans im Direktorium des Spezialfonds für Wohlfahrt im italienischen Innenministerium; Fürst Marcantonio sitzt im Verwaltungsrat der gewaltigen Bau- und Grundstücksgesellschaft »Immobiliare«, ist Präsident einer Reihe von Großmühlen und Nahrungsmittelfabriken, Vorstandsmitglied von zahlreichen Unternehmen, u.a. des römischen »Hilton«-Hotels. Fürst Giulio, der dritte Papstneffe aus der Familie Pacelli, ist Justitiar der »Propaganda Fide«, Vorstandsmitglied des »Banco di Roma« und Präsident des »Banco di Roma per la Svizzera«, Vizepräsident der großen »Società Italiana per il Gas« und Vorstandsmitglied von einem Dutzend weiterer bedeutender Unternehmen.

Der gegenwärtige Konzernchef und FIAT-Präsident heißt – wie sein Großvater, der Firmengründer – Giovanni Agnelli. Er kam 1921 in Turin zur Welt und verlor schon früh seine Eltern: Der Vater, FIAT-Vizepräsident Edoardo Agnelli, der älteste Sohn von Giovanni senior, kam 1935 bei einem Flugzeugabsturz ums Leben, seine Mutter, Virginia Agnelli, geborene Prinzessin Bourbon del Monte aus dem Hause der Fürsten von San Faustino, starb an den Folgen eines Autounfalls. Giovanni junior, auch kurz Gianni genannt, wurde von Gouvernanten erzogen, machte den Zweiten Weltkrieg zunächst auf deutscher Seite als Verbindungsoffizier mit, kämpfte gegen Ende des Krieges mit den Alliierten gegen die Deutschen und entwickelte in den Jahren nach 1945 lebhaftes Interesse für schnelle Wagen, Fußball und attraktive Blondinen. Erst nach einem schweren Autounfall, an dessen Folgen er noch heute leidet, entschloß er sich, in der Konzernleitung mitzuarbeiten. Das war 1953, und im selben Jahr heiratete er auch die sechs Jahre jüngere Donna Marella Caracciola, Tochter des neunten Fürsten von Castagneto.

Auch seine Geschwister sorgten für weitere Verbindungen zur Hocharistokratie: Gianis jüngerer Bruder Umberto, heute Vizepräsident des FIAT-Konzerns, nahm 1959 die Tochter Antonella des Genueser »Vespa«-Königs Piaggio zur Frau; deren Mutter ist eine geborene Contessa Coroso. Die ältere Schwester Claire Jeanne hatte schon 1938 den Prinzen Tassilo zu Fürstenberg, einen Vetter des Erbprinzen Joachim zu Fürstenberg, geheiratet und damit eine Verbindung zu jenem Hause hergestellt, dem die Familie Torlonia ihr erstes Adelsprädikat verdankte. Die älteste Tochter aus dieser Ehe ist übrigens die Prinzessin Virginia Galdina (genannt Ira) zu Fürstenberg, geschiedene Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, geschiedene Pignatari, die in der internationalen Play-Society bisher mehr Ruhm erringen konnte als beim Film ...



Das also sind die milliarden schweren Agnelli, die den einstigen Platz des Hauses Torlonia eingenommen und dessen Angehörige in völlige Vergessenheit gedrängt zu haben scheinen. Doch während es an der heutigen Führungsrolle der Agnelli nichts zu zweifeln gibt, so täuschte man sich sehr, wenn man annähme, die Familie Torlonia hätte je-

den Einfluß auf das italienische Wirtschaftsleben verloren und wäre womöglich schon verarmt! Zwei Beispiele sollen zeigen, daß weder das eine noch das andere der Fall ist.

Im Frühjahr 1961 kam die italienische Presse einem Hundert-Millionen-Dollar-Skandal auf die Spur, der den Bau und die Unzulänglichkeiten des neuen internationalen Flughafens von Rom, »Leonardo da Vinci«, betraf. Es stellte sich heraus, daß man das Gelände gegen den Rat aller Fachleute in einer Gegend nahe der Tibermündung für sehr teures Geld gekauft und trotz jahrelanger Arbeit nicht gegen Überschwemmungen, Treibsand und Nebel zu schützen vermocht hatte. Die meisten Fehler der Verantwortlichen konnten vertuscht werden, doch zweierlei kam heraus: Die vom Vatikan kontrollierte Baugesellschaft »Immobiliare«, an der auch die Agnelli beteiligt sind, hatte auf Staatskosten ein unerhörtes Geschäft gemacht und einen miserablen Flughafen gebaut; der zweite und nicht minder große Nutznießer war der Verkäufer des so gänzlich ungeeigneten Grundstücks, der dafür 21 Millionen Dollar oder etwa das Sechsfache des wahren Wertes kassiert hatte: Fürst Torlonia, Inhaber zahlreicher wichtiger Posten im Wirtschaftsimperium des Vatikans ...

Das zweite Beispiel betrifft einen Skandal, den – im Jahre 1960 – ausnahmsweise die italienische Regierung selbst aufdeckte: Der Finanzminister stellte fest, daß dem Staat binnen fünf Jahren 832 Milliarden Lire (damals rund 5,5 Milliarden Mark) durch Steuerhinterziehung verloren gegangen waren. An der Spitze der Liste von großen Steuer-sündern, die der Finanzminister der Presse übergab, fand sich gleich zweimal der Name Torlonia: Fürst Alessandro hatte für 1959 nur (umgerechnet) 134.000 DM Jahreseinkommen angegeben, wogegen ihm der Fiskus, bei aller in Italien üblichen Nachsicht, etwa das Fünfzigfache nachweisen konnte; die Schwester des Fürsten, Donna Anna Maria Torlonia, hatte gar nur (wiederum umgerechnet) 48.000 DM Jahreseinkommen deklariert, wogegen die Finanzbehörden mindestens zwei Millionen Mark an steuerpflichtigen Einkünften der Fürstin aufzuspüren vermochten ...

Die beiden Beispiele zeigen deutlich, daß die Familie Torlonia einesteils noch immer zu den vielhundertfachen Millionären (und dies nicht in Lire, sondern in Mark) gerechnet werden kann, wahrscheinlich sogar zu den Milliardären, denn die steuerliche Bewertung von ausgedehntem Haus- und Grundbesitz ist in Italien noch wirklichkeitsfremder als in der Bundesrepublik; anderenteils wird deutlich, daß die Familie Torlonia beim Vatikan unverändert hoch in Gunst steht.

Und wer sind die heutigen Torlonia? Der Chef des Hauptzweiges (aus dem Stamme der Borghese) ist der 1925 geborene Don Alessandro Fürst Torlonia, fünfter Fürst del Fucino, Herzog von Ceri, Marchese di Romavecchia, Fürst von Canino und Musignano, verheiratet mit Donna Maria, Tochter des Fürsten del Drago und Ruspoli, wohnhaft zu Rom, Palazzo Torlonia, Via della Conciliazione 30.

Sodann gab es vor ein paar Jahren noch – mit einer Colonna-Mutter und zwei Chigi-Schwägern sowie einer Spinola zur Gemahlin – den schon damals über siebzigjährigen Don Andrea Torlonia, fünften Herzog von Poli und von Guadagnalo, der ebenfalls in Rom, in der Via P. S. Mancini 26 lebte.

Und schließlich ist da noch Don Alessandro Torlonia, Fünfter Fürst von Civitella-Cesi, Jahrgang 1911, der in einem zweiten römischen Palazzo Torlonia, in der Via Bocca di Leone, wohnt. Seine Gemahlin, Donna Beatrix, ist eine Tochter des verstorbenen Königs von Spanien, Alfons XIII., auch Tante einer jüngeren Dame, der Donna Vittoria Alvarez de Toledo, die jedoch nicht – wie ihr Name vermuten läßt – von blaustem spanischen Blute ist, vielmehr eine geborene Komteß Marorte Cinzano (womit die Torlonia-Verwandtschaft auch zur italienischen Industrie-Aristokratie hergestellt ist, denn die – erst zu Zeiten des Diktators Benito Mussolini in den Grafenstand erhobenen – Turiner Wermut- und Sektfabrikanten sowie FIAT-Agnelli-Partner und -Verwandten der Sippe Marone Cinzano sind gleichfalls eng mit dem spanischen Königshaus verwandt: Die

Mutter der Donna Vittoria ist die Infantin Maria Christina, Tochter Alfons XIII. und Schwägerin des Don Alessandro Torlonia, und sie heiratete 1940 den – eigens zu diesem Zweck – zum Grafen erhobenen Fabrikanten Enrico Conte Marone Cinzano).



Die beiden Kometen im Wappen der Torlonia, die – so ist zumindest zu vermuten – den Aufstieg der Nachkommen einer Mainzer Sattlertochter und eines Hausburschen aus der Auvergne symbolisieren sollten, erhielten nachträglich einen neuen Sinn: Sie erinnern daran, daß sich in denen, die heute dieses Wappen führen, zwei Familien vereint haben, Borghese und Torlonia, die einen fünf Jahrhunderte lang die erfolgreichsten Mitgiftjäger Italiens, die diesem Hobby zuliebe sogar ihren Namen opferten, die anderen die skrupellosesten Geldraffer in der an dieser Spezies wahrlich nicht gerade armen Heiligen Stadt, und beide durch die wechselvolle Geschichte des Kirchenstaates hindurch stets Opportunisten reinsten Wassers, die ihr Fähnchen nach jedem Wind zu hängen verstanden, der gerade wehte

So kann es uns eigentlich nicht mehr sonderlich überraschen, daß sich uns in den Vertretern der gegenwärtigen Torlonia-Generation – den zwischen 1936 und 1943 geborenen Kindern Sandra, Marco, Marino und Olimpia des Don Alessandro und der Donna Beatrix – nicht nur Nachkommen, einerseits nahezu aller Familien von Päpsten und vielen Heiligen sowie der sparsamen »Madame Mère« des habgierigen Korsen, andererseits von so gesellschaftlich ambitionierten und skrupellos nach oben drängenden Persönlichkeiten wie etwa der Sattlertochter Schultheiß oder des Sprachlehrers L'Angé, präsentieren, sondern daß sich auch – wie noch in diesem Jahrhundert – neuerdings wieder ein dem erfolgreichen Duo Borghese-Torlonia in vieler Hinsicht gleichgeartetes Geschlecht hinzugesellt und es zum Trio erweitert hat. Es handelt sich um die Familie der Großmutter besagter Torlonia-Kinder, die der Königin Victoria Eugénie (genannt Ena) von Spanien, deren Tochter Beatrix sich 1935 mit Don Alessandro Torlonia vermählte.

Diese Familie, die während der letzten zweihundertfünfzig Jahre den Sippen Borghese und Torlonia in krassem Opportunismus und raffinierter Heiratspolitik den Rang abzulaufen versucht hat – wobei wir es dahingestellt sein lassen wollen, ob ihr dies gelungen ist –, war zu der Zeit, da Marino Torlonia als Hausbursche eines greisen Abbé nach Rom kam und eine Grafen-Enkelin heiraten konnte, in einer ganz ähnlichen Startposition. Im Zuge seines Aufstiegs hat besagtes, »aus dienendem Stande« – wie man es einmal nannte – in fast alle Königshäuser Europas eingedrungenes Geschlecht mehrmals den Familiennamen gewechselt oder den Zeitumständen entsprechend verändert. Ursprünglich hieß die Familie Hauck (oder Hauke), stammte – wie die Sippe der ersten Herzogin von Bracciano, geborener Schultheiß – aus Mainz und betrieb dort zwar nicht das Sattler –, aber das ebenso ehrbare Bäckerhandwerk. Und da die Haucks (oder Haukes), wie wir sie bis auf weiteres nennen wollen, bei ihrem eiligen Emporrangeln nicht nur Krönchen und Kronen zu ergattern bestrebt waren, sondern auch die Schlüssel der reichsten Schatzkammern, so besteht nunmehr begründete Hoffnung, daß sie uns dahin führen werden, wohin wir wollen: zum Thron des reichsten Fürsten der Welt!

5 Die erfolgreichsten Senkrechtstarter

Mit jenem hohen, aber letzte Zweifel niemals völlig ausschließenden Grad an Wahrscheinlichkeit, der in so delikaten Fragen wie denen der Blutsverwandtschaft die sonst zu fordernde wissenschaftliche Exaktheit nun einmal ersetzen muß, ist ein Mainzer Bäcker mit Namen Johann Hauck der erste urkundlich nachweisbare Vertreter eines Geschlechts, das rasch der heißen Backstube, des Mehlstaubs und des anstrengenden Teigknetens überdrüssig wurde und nach Höherem strebte, wenn auch nicht im goetheschen Sinne und mit den Mitteln eines um Weisheit bemühten Verstandes und frommen Herzens.

Schon der älteste Sohn des Mainzer Bäckermeisters, von dessen Mutter wir nur wissen, daß sie Ursula hieß, zeigte sich am väterlichen Handwerk uninteressiert. Er wurde im nahen Speyer etwas, das man damals Büttel nannte, ein mit spitzem Stock ausgerüsteter Ordnungshüter. Da er jedoch nicht der Stadtverwaltung diente, sondern einer Institution von hohem Rang (wenn auch schon sehr geringen Ansehens), konnte er sich als etwas Besseres bezeichnen. Mit vollem Titel hieß er Reichskammergerichtspedell Johann Caspar Hauck.

Das Kammergericht, das wie das Reich, in dem es für etwas Gerechtigkeit sorgen sollte, ständig in Geldverlegenheit war, deshalb auch nie die vorgeschriebene Anzahl von Richtern zusammenbringen konnte, und dessen Beamte von dem lebten, was man damals »Sporteln« nannte – Gebühren aller Art, die den Rechtsuchenden und erst recht den im Streit Unterlegenen abverlangt wurden –, war berüchtigt für die Gemächlichkeit, mit der es Prozesse durch die Jahrzehnte hinschleppte. Seine hohen Räte standen im Ruf völliger Weltfremdheit, genüßlich betriebener Haarspalterei und elitärer Arroganz.

Die leeren Kassen des Gerichts sowie die Indolenz und der Dünkel seiner Räte trugen sicherlich dazu bei, daß das höchste Gericht des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation ziemlich häufig umziehen mußte, im Jahre 1693 ein letztes Mal, nämlich von Speyer nach Wetzlar. Und natürlich verlegte auch der Pedell Hauck seinen Wohnsitz dorthin, vermählte sich bald danach mit einem Mädchen seines Standes, dessen Vornamen, Anna Barbara, überliefert sind, und wurde nach und nach Vater von insgesamt zehn Kindern, von denen der älteste Sohn einmal, wie es am Reichskammergericht üblich war, Amt und Würden seines Erzeugers erben sollte.

Es kam jedoch anders: Im Jahre 1722 raffte eine Seuche, wie sie auch in Mitteleuropa infolge der haarsträubenden hygienischen Verhältnisse noch zu jener Zeit recht häufig vorkam, fast die ganze Wetzlarer Familie Hauck binnen weniger Wochen hinweg. Übrig blieb der knapp siebzehnjährige Sohn Ignatius Marianus, kurz Ignaz genannt, der als der offenbar Zäheste der Sippe nicht nur die Seuche überstand, sondern auch imstande war, sich zu den Verwandten seines Vaters nach Mainz durchzuschlagen und mit deren Unterstützung in der Verwaltung des Kurerzbistums eine Botenstelle zu erlangen.

Bis 1729 hatte sich Ignaz Hauck zum Kanzlisten emporgearbeitet und wäre vermutlich, trotz eifrigsten Federkratzens und Katzbuckelns, zeitlebens auf diesem schlechtbezahlten Posten geblieben, hätte nicht sein hoher Vorgesetzter, der Herr Hofgerichtsassessor und spätere Geheimrat Stubenrauch, ein leidiges Problem gehabt, zu dessen Lösung er einen strebsamen jungen Mann ohne Eltern und Geschwister in ordentlichen, aber – möglichst von dem Herrn Assessor selbst – abhängigen Verhältnissen benötigte. Es handelte sich nämlich darum, ein dem Assessor und seiner Frau anvertrautes Ziehkind, ein Mädchen namens Maria Franziska, unter die Haube zu bringen. Da die Franziska jung, hübsch, adrett und zur Demoiselle erzogen war, wäre dies nicht weiter schwer gewesen, hätte sie nur einen Familiennamen gehabt!

Nun, der Kanzlist Hauck nahm sich des Problems seines hohen Vorgesetzten mit Eifer an. 1736 fand seine Trauung mit der Ziehtochter des Assessors statt – nicht in der Kirche, sondern in der Wohnung des Ehepaars Stubenrauch und vollzogen von einem verständnisvollen Geistlichen, der es unterließ, die Personalien der Braut zu erfragen oder gar ins Kirchenbuch einzutragen, wie es seine selbstverständliche Pflicht gewesen wäre. Bei der Taufe des ersten Kindes, das dem Ehepaar Hauck im Jahre darauf geboren wurde, hat dann – höchst ungewöhnlicherweise – der Pfarrer wiederum darauf verzichtet, im Register den Familiennamen der Mutter zu vermerken. Die Patenschaft übernahm übrigens der inzwischen zum Geheimrat und Lehnsvorsteher beförderte Assessor Stubenrauch, ließ sich jedoch von einem seiner Schreiber beim Taufakt vertreten.

Auch bei acht weiteren Kindern des Ignaz und der Franziska Hauck verzeichnet das Taufregister der zuständigen Mainzer Pfarre von St. Emmeran keinen Geburtsnamen der Mutter, was damit zusammenhängen mag, daß der Herr Geheimrat Stubenrauch dem Kirchenvorstand dieser Pfarre angehörte und seinen Einfluß geltend gemacht hatte.

Indessen war alle Mühe, die man sich damals von weltlicher wie geistlicher Seite her um die Unterdrückung jeder Information über die Herkunft der Maria Franziska, verheirateten Hauck, gegeben hat, völlig umsonst: Einer ihrer Enkel lüftete anno 1807 das Geheimnis in einem Brief an die Gräfin Tina Brühl, einer Dame, die wegen ihrer Beziehungen zu einem anderen Geheimrat, Johann Wolfgang von Goethe, in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen ist. Danach – und nach dem Ergebnis der intensiven Forschungen, die gewissenhafte Genealogen seither betrieben haben – darf es als sicher gelten, daß die Ziehtochter der Familie Stubenrauch einen Standesherrn, den Freiherrn Riedesel zu Eisenbach, zum Vater, hingegen eine, wie man damals sagte, »Dienerin der Venus« zur Mutter hatte, angeblich die Tochter eines Turmwächters. Vielleicht aber ist besagte Dame, wie es einst üblich war, einfach in einem Türmchen ihrem Gewerbe nachgegangen.

Das also war das ganze Geheimnis, das den Stubenrauchs (und wohl auch dem reuigen Baron Riedesel) soviel Kopfzerbrechen gemacht, dem Ignaz Hauck jedoch eine dankbare, zudem sehr wohlgezogene Ehefrau eingetragen hatte, und bald nach der Hochzeit auch die erste Beförderung, der dann noch weitere folgten, so daß er es schließlich zum kurmainzischen Regierungssekretär und Protokollführer brachte, ferner mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit eine für die Haucks sehr beträchtliche, nur vom Standpunkt des anonymen Spenders aus bescheidene Mitgift, denn die Freiherren Riedesel zu Eisenbach waren schon damals – und sind mit etwa 13.000 Hektar Grundbesitz, etlichen schönen Gütern und Schlössern, zwei Brauereien, einer »Sinalco«-Abfüllung sowie allerlei in der »Sämtliche Riedesel Freiherren zu Eisenbach Industriebetriebe OHG« zusammengefaßten Unternehmen noch heute – beileibe keine armen Ritter.

Der älteste Sohn des kurmainzischen Regierungssekretärs Hauck und seiner illegitimen, aber karrierefördernden Franziska, der 1737 geborene Johann Friedrich Michael Hauck, der eigentlich studieren und zum kurerzbischöflich mainzischen Geheimrat hätte aufsteigen sollen, enttäuschte seine Eltern zunächst sehr: Er wurde nämlich gemeiner Soldat, erst in sardinischen, dann in französischen Diensten, nahm aller Wahrscheinlichkeit nach auch am Dritten Schlesischen Krieg gegen den Preußenkönig Friedrich II. teil (als dessen Gesandter sein Onkel, ein Freiherr Riedesel zu Eisenbach, später eine Zeitlang am Wiener Hof war), brachte es in all den Jahren nur zum Korporal und wäre sicherlich noch eines Tages auf irgendeinem Schlachtfeld für Seine Allerchristlichste Majestät König Ludwig XV. von Frankreich und die Interessen des Hauses Bourbon elend verreckt, hätte er nicht einen einflußreichen Gönner gefunden, dessen Schützling er wurde: den jungen, bei Übernahme des Kommandos über das Régiment d'Anhalt, in dem der Gefreite Hauck diente, gerade zwanzigjährigen Oberst der Infanterie Hans Moritz Reichsgrafen von Brühl.

Dessen Vater, Heinrich (erst seit 1737 Reichsgraf) von Brühl, war vom Pagen einer sächsischen Prinzessin zum Steuereintreiber, Geheimrat, Chef der Finanzverwaltung und schließlich zum allmächtigen Premierminister des Kurfürsten von Sachsen, der zugleich König von Polen war, unter Anwendung von Methoden aufgestiegen, an denen schon damals kleinliche Gemüter Anstoß nahmen. Er hatte für unerhörten Glanz des Hofes und rigoroseste Steuereintreibung gesorgt, höchst willkürliche administrative Justiz geübt und, bei starker Vernachlässigung der Armee wie der Verwaltung, antipreußische Politik betrieben. Von dem Luxus, mit dem er sich selbst umgab, zeugen in Dresden noch heute die Britischen Gärten und die Brühlsche Terrasse.

Als der »Alte Fritz« im Siebenjährigen Krieg Sachsen besetzte, ließ er die Schlösser und Güter des Grafen Brühl plündern und niederbrennen. Brühl selbst konnte nach Polen flüchten und wurde von seinem Todfeind, dem Preußenkönig, der »affreuesten Corruption« verdächtigt – übrigens völlig zu Recht, denn wie sich später herausstellte, war es dem Grafen gelungen, während seiner Amtszeit nicht nur die sächsische Staatsschuld auf fast fünfzig Millionen Taler anwachsen zu lassen, sondern auch für sich selbst fünf Millionen Taler abzuzweigen. (Von dem unterschlagenen Geld konnten nach seinem Tode nur noch etwa 1,5 Millionen Taler gefunden und konfisziert werden.) Unter diesen Umständen hatten es die Söhne des Grafen vorgezogen, in den Dienst fremder Herren zu treten, und so war der zwanzigjährige Graf Hans Moritz zum Régiment d'Anhalt gekommen.

Der dort dienende, knapp dreißigjährige Gefreite Hauck wurde dem neuen Oberst als Bursche zugeteilt, und es gelang ihm, sich dem jungen Grafen Brühl unentbehrlich zu machen. Als der Graf im Frühjahr 1770 zum Régiment d'Alsace versetzt wurde, nahm er seinen treuen Burschen mit.

Im Jahr darauf heiratete Graf Brühl die (später von Goethe verehrte und mit einigen schönen Gedichten bedachte) Kapitänstochter Tina Schleyerweber, quittierte den Dienst beim Régiment d'Alsace und kehrte nach Sachsen zurück, wo ihm durch Aussonderung aus dem größtenteils beschlagnahmten väterlichen Vermögen das Gut Zschepplin zugefallen war. Und weil er sich an »seinen Hauck« so gewöhnt hatte, daß er ihn nicht mehr missen mochte, forderte er ihn auf, ebenfalls den Soldatenrock auszuziehen und ihn als getreues Faktotum – mit dem Titel eines Sekretärs – nach Sachsen zu begleiten, was sich Hauck nicht zweimal sagen ließ.

Es stellte sich dann heraus, daß das Zscheppliner Herrenhaus erst wiederaufgebaut und hergerichtet werden mußte – die friderizianischen Soldaten hatten den Befehl ihres Königs, allen Brühlschen Besitz gründlich zu plündern und zu zerstören, getreulich ausgeführt –, und so zog Graf Hans Moritz Brühl mit seiner jungen Frau zunächst zu seinem ältesten Bruder, dem Grafen Aloys Friedrich, dem ein riesiger, mehr als zwanzigtausend Hektar umfassender Besitz in der Lausitz gehörte. Im Frühjahr 1773, als der Wiederaufbau von Zschepplin beendet war, schickten Graf Hans Moritz und Gräfin Tina ihre Dienerschaft voraus, das Herrenhaus zu säubern und einzurichten, und Hauck übernahm es, diese Arbeiten zu überwachen. Er kümmerte sich um alles, besonders aber um die hübsche Kammerjungfer Maria, und als die Herrschaft im Herbst 1773 in Zschepplin Einzug hielt, da war besagte Maria keine Jungfer mehr, sondern im vierten Monat schwanger.

Nun, es gab eine eilige und stille Hochzeit; die fünf Monate später geborene Tochter wurde auf die Vornamen der gräflichen Herrin, Christiane Friederike, getauft, und alles, was Graf Brühl seinem Sekretär als dessen Dienste und auch – nach damaligen Gepflogenheiten – Gerichtsherr abverlangte, war die von dem (katholischen) Hauck feierlich beschworene Verpflichtung, die kleine Tina und die weiteren »aus dieser Ehe kommenden Kinder alle in der evangelisch-lutherischen Religion getreulich zu erziehen«.

Das ist insofern für die Beurteilung des Hauckschen Charakters wie auch desjenigen seiner jungen Frau, die übrigens mit vollem Namen Maria Salome Schweppenhäuser hieß und eine evangelische Pfarrerstochter war, von einigem Belang, weil nur wenige Jahre später, als sich daraus für sie einige Vorteile ergaben, Mutter, Tochter und zwei weitere bis dahin geborene Hauck-Kinder römisch-katholisch wurden.

Im Jahre 1778 verschaffte Graf Brühl seinem Sekretär Hauck, der zuletzt dem kleinen Sohn seines Dienstherrn etwas Lesen und Schreiben beigebracht hatte, eine Anstellung als Steuereinnnehmer auf den großen Gütern seines älteren Bruders, des (übrigens katholischen) Grafen Aloys Friedrich Brühl. Und als dieser 1782 einer Aufforderung seines Freundes, des polnischen Wahlkönigs Stanislaus II. August Poniatowski (dessen späterer Konsul und Generalkommissar in Rom Giovanni Torlonia wurde), Folge leistete und nach Warschau übersiedelte, nahm er seinen Steuereinnnehmer Hauck samt Familie dorthin mit.

König Stanislaus II. August, der der erste in einer langen Reihe von sogenannten Günstlingen, das heißt: offiziellen Geliebten der Großfürstin und späteren Zarin Katharina II., einer geborenen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, gewesen und auf deren Betreiben hin zum König von Polen gewählt worden war, regierte mehr schlecht als recht ein seit der ersten Teilung des Landes zwischen Rußland, Österreich und Preußen um ein Gebiet mit mehr als fünf Millionen Einwohnern verkleinertes Reich. Da sich deshalb sein Geldbedarf aber keineswegs verringert hatte, benötigte er dringend tüchtige Beamte, die willens und imstande waren, aus dem restlichen Königreich soviel an neuen Abgaben herauszupressen, daß der durch die Teilung von 1772 bewirkte Verlust an Steuerzahlern voll ausgeglichen würde. Am liebsten waren ihm Ausländer, denen Land und Leute gleichgültig waren.

So hatte der König seinen Freund, den Grafen Aloys Friedrich Brühl, nach Warschau gerufen und ihn zum Kommissar für die polnische Hauptstadt ernannt, und deshalb war auch der gräfliche Steuereinnnehmer Hauck in Warschau willkommen gewesen und sogleich mit einem guten Posten in der Finanzverwaltung betraut worden, nachdem er – das mußte im streng katholischen Polen nun einmal sein – seine Frau und seine inzwischen auf vier Köpfe angewachsene Kinderschar entgegen seinem Gelöbnis hatte zum römischen Glauben übertreten lassen.

Graf Brühl hielt es sieben Jahre in Warschau aus und kehrte im Jahre 1789, zur Zeit des Beginns der großen Revolution im fernen Frankreich, wieder zurück auf seine Güter in der Lausitz. Hauck aber blieb mit seiner Familie in Warschau. Er erlebte die zweite Teilung Polens im Jahre 1793 und auch die dritte von 1796, bei der von dem einst so mächtigen Königreich überhaupt nichts mehr übrigblieb, Warschau preußisch wurde und König Stanislaus II. August sich – mit zweihunderttausend Golddukaten Rente – nach Grodno abschieben ließ. Er sah auch noch, wie Napoleon kurz vor Weihnachten 1806 in Warschau einritt und vom Volk als Befreier jubelt wurde. Zweieinhalb Jahre später, im Sommer 1810, drei Jahre nach der Gründung des Großherzogtums Warschau, mit dem Napoleon zur Enttäuschung der Polen den König von Sachsen, seinen getreuen Vasallen, belohnt hatte, starb Johann Friedrich Michael Hauck, dreiundsiebzig Jahre alt, in seinem gutbürgerlichen Warschauer Haus, ohne zu ahnen, wie weit es sein ältester Sohn, erst recht dessen Nachkommen, in den nächsten Jahrzehnten bringen würden.

Dieser als zweites Kind des Ehepaares Hauck 1775 noch auf einem gräflich Brühlschen Gut geborene, nach dem damaligen Dienstherrn Hans Moritz getaufte ältere Sohn – der einzige, der für den weiteren Aufstieg der Familie von Belang ist – war 1794 in die Armee des Führers der polnischen Aufständischen, Kościuszko, eingetreten, hatte dessen furchtbare Niederlage und auch das Gemetzel miterlebt, das russische Kosaken dann unter der Bevölkerung Warschaus anrichteten, und war als der glühende polnische Patriot, der er zu sein schien, Anfang 1797 in jene berühmte Legion eingetreten, die unter

Bonaparte in Oberitalien gegen die Österreicher kämpfte, unter Berthier das päpstliche Rom besetzte und zum Dank für alle Opfer, die sie Frankreich gebracht hatte, schließlich zur Bekämpfung eines Sklavenaufstandes nach Haiti geschickt wurde, wo sie elend zugrunde ging.

Hans Moritz Hauck war unter den wenigen Glücklichen, die nach Polen zurückkehren konnten. Dort trat er in die Armee des Großherzogtums Warschau ein, wurde 1809 Kommandant von Zamose, und 1813 zeichnete er sich bei der Verteidigung der Festung gegen die Russen durch soviel Energie und Härte aus, daß ihn die polnischen Patrioten als Helden feierten. Indessen sah der – bis dahin schon zum Oberst avancierte – Hauck zu dieser Zeit schon recht deutlich, daß Napoleons Stern verblich sein Untergang und damit auch der des von ihm gegen die Russen errichteten Großherzogtums Warschau nur noch eine Frage von Wochen war. Und so tat er das, was ein Mann, dem es vornehmlich um die eigene Karriere geht, in solchen Fällen tut, doch was ihm seine polnischen Kameraden, die ihn als einen der Ihren angesehen hatten, niemals verziehen: Er trat ins Lager der mächtigen Feinde, der Russen, über!

Dieser Parteiwechsel fand natürlich seinen Lohn: 1816 ernannte Zar Alexander I. den Obristen Hauck zum kaiserlich russischen Generalquartiermeister im annektierten Polen. Nach zehnjähriger Bewährung auf diesem exponierten Posten – es gab zahlreiche polnische Aufstände zu unterdrücken, zumal nach dem Tode des Zaren Alexander im Jahre 1825 – wurde der General Hauck in den erblichen russischen Adelsstand erhoben, zugleich zum Kriegsminister in Warschau sowie zum kaiserlich-russischen Senator ernannt. Und weitere drei Jahre später, 1829, machte ein Ukas des neuen Zaren Nikolaus I. den Kriegsminister von Hauck zum Grafen Hauke.

Doch die Freude darüber im – nunmehr gräflichen – Hause Hauke war von kurzer Dauer. Im Revolutionsjahr 1830 kam es auch in Warschau zu einem Aufstand, bei dem die militärischen Führer der russischen Besatzung von polnischen Soldaten niedergemacht wurden. Unter den Toten befand sich auch der kaiserlich russische General der Artillerie, Senator und Kriegsminister im Königreich Polen, Hans Moritz Graf von Hauke. Zu den trauernden Hinterbliebenen zählten des Kriegsministers greise Mutter, die einstige gräflich Britische Kammerzofe und Witwe des königlich polnischen Steuereintnehmers Hauck, die erst drei Jahre später hochbetagt das Zeitliche segnete; des ermordeten Ministers gerade dreißigjährige Ehefrau Sophie, geborene Lafontaine, die er 1807 – sehr gegen den Willen seines Vaters und, wie er es in einem Brief an die Gräfin Tina Brühl zum Ausdruck brachte, unter Berufung auf die aus einem Freudentürmchen stammende Großmutter – geheiratet hatte, sowie die jüngste Tochter aus dieser Ehe, Julie, die beim Tode ihres Vaters gerade fünf Jahre alt.

Julies Mutter, die vom alten Hauck als seinem tüchtigen Sohne unebenbürtig beanstandete Gräfin Sophie, geborene Lafontaine, die übrigens wenige Monate nach der Ermordung ihres Gatten starb, hatte – trotz ihres französischen Namens – einen aus Württemberg stammenden, ziemlich dunklen Ehrenmann zum Vater, der zunächst Feldscher in österreichischen, dann wahrscheinlich in polnischen Diensten gewesen war, sich später in St. Petersburg teils als Konditor, teils als französischer Geheimagent betätigt, den Rußlandfeldzug im Heere Napoleons mitgemacht und sein bewegtes Leben 1812 in Mohilew als Gefangener des Zaren beendet hatte; seine Frau, die Mutter der nachmaligen Gräfin Sophie von Hauke, aber entstammte mit großer Wahrscheinlichkeit der berühmten jüdischen Buchdruckerfamilie Adelkind, war jedoch in Ungarn aufgewachsen und katholisch erzogen worden, denn ihr Vater war vom Glauben seiner Väter abgefallen und hatte übrigens bei der Taufe den Familiennamen Kornely angenommen.



Das also waren die Ahnen der kleinen Komteß Julie von Hauke, die 1830, gerade fünf Jahre alt, ihren Papa, den einstigen polnischen Legionär und nachmaligen zaristischen Kriegsminister, verlor und im Jahr darauf auch ihre Mutter: der vom sardinischen Söldner, französischen Korporal und Offiziersburschen zum sächsischen Gutssekretär und Steuereinnahmer, schließlich zum königlich-polnischen Finanzbeamten aufgestiegene Johann Friedrich Hauck aus Mainz, Sohn eines Schreibers und einer Demoiselle, die aus einem Freudentürmchen stammte; die gräfliche Brühlsche Kammerzofe Maria aus evangelisch-lutherischem Pfarrhaus; der aus Württemberg stammende Feldscher, Konditor, Geheimagent und Abenteurer Lafontaine und dessen aus Ungarn gebürtige Frau Maria, Tochter des »schwarzen Schafes« einer angesehenen jüdischen Familie – alles in allem eine, wie man wohl zugeben muß, interessante Blutmischung für eine kleine Komteß aus einem Grafenhaus, das noch etwas jünger war als sie selbst.

Die kleine Julie entwickelte sich zu einem hübschen, aber auch recht gescheiten und ehrgeizigen Mädchen, dessen Ziel es war, den Aufstieg der Haukes fortzusetzen. Die besten Chancen dafür sah Julie natürlich dort, woher das Grafenkrönchen gekommen war, das sie sich in ihre Taschentücher stecken durfte: am Hofe des mächtigen Zaren in St. Petersburg!

So bewarb sie sich, als sie sechzehn Jahre alt geworden war, um eine Stellung bei Hofe, wobei sie am liebsten Palastdame geworden wäre. Es waren dafür zwar eigentlich ein reiferes Alter sowie sechzehn adlige Ahnen väterlicherseits, acht mütterlicherseits erforderlich, und Julie hatte allenfalls den Freudentürmchenbesucher Riedesel Freiherrn zu Eisenbach vorzuweisen. Aber dafür konnte sie sich auf ihren hochseligen Vater berufen, einen Märtyrer der heiligen Sache des Zaren (wenngleich kurz zuvor noch ein Held im polnischen Freiheitskampf gegen zaristische Unterdrückung).

Komteß Julie hatte mit ihrer Bewerbung Glück, denn man suchte gerade jemanden, und außerdem war man, zumal bei hübschen jungen Damen, am Zarenhofe des erlauchten Hauses Romanow nicht gar so pingelig in genealogischen Fragen. Die letzte einigermaßen echte Romanow, Tochter Peters des Großen, war übrigens schon 1762 gestorben; ihr Nachfolger war Peter III., der eigentlich Ulrich hieß und ein Prinz von Holstein-Gottorp war. Peter III. Ulrich war nur ein halbes Jahr lang Zar; dann wurde er von den Freunden seiner Frau ermordet, und diese, eine gebürtige Prinzessin von Anhalt-Zerbst, regierte vierunddreißig Jahre lang unter dem Namen Katharina II. Ihr Nachfolger, Zar Paul I., war wahrscheinlich ein Sohn des Grafen Soltykow, des ersten in einer langen Reihe sogenannter Günstlinge der sehr anlehungsbedürftigen Zarin. Und Pauls Enkel Nikolaus I., seit 1825 Zar und Herrscher aller Reußen, hatte Julies Vater in den Grafenstand erhoben.

Die günstige Gelegenheit, der die kleine Komteß Hauke ihre Bestallung als Hofdame verdankte, war eine Heirat: Der älteste Sohn des regierenden Zaren, der Zarewitsch Alexander, hatte 1841 die erst sechzehnjährige Tochter Marie des Großherzogs von Hessen und bei Rhein geheiratet. Diese kleine Prinzessin, ein sehr scheues Mädchen, benötigte eine etwa gleichaltrige Gesellschafterin, mit der sie Deutsch sprechen konnte, und für diesen ehrenvollen Posten war die junge Gräfin Julie von Hauke ausgewählt worden.

Mit Marie, der künftigen Zarin von Rußland und Julies neuer Chefin, wenn man so sagen darf, war auch ihr Bruder, Prinz Alexander von Hessen-Darmstadt nach St. Petersburg gekommen. Dem Prinzen gefiel es in Rußland so gut, daß er über ein Jahrzehnt lang blieb, in die Armee des Zaren eintrat und mithalf, die Völker des Kaukasus-Gebiets zu unterwerfen, wobei er als Schwager des künftigen Zaren rasch Karriere machte und mit siebenundzwanzig Jahren zum Befehlshaber der gesamten Artillerie ernannt wurde. Prinz Alexander beschäftigte sich jedoch während dieser Jahre nicht allein mit militärischen Eroberungen; er wußte auch als beliebtester Tänzer am Petersburger Hof die Her-

zen der Damen im Sturm zu nehmen und eine Festung dieser Art nach der anderen zur Kapitulation zu bewegen. Vergeblich, zumindest was die Einwilligung ihres Vaters zur Heirat anbetraf, belagerte Prinz Alexander lediglich die Großfürstin Olga, die älteste Tochter des Zaren. Und als er dann wegen dieser Schlappe anderweitig – und nun wieder ohne Heiratsabsichten – Trost suchte und fand, geriet er, der erfahrene Stratege, unversehens in eine Falle: Eine der vielen hübschen Hofdamen, mit denen er sich eingelassen hatte, wandte sich an Alexanders Schwester Marie, die künftige Zarin, beichtete ihr, daß sie von Alexander ein Kind erwarte und wurde von der ob dieses Vertrauensbeweises sehr gerührten Kaiserlichen Hoheit sogleich getröstet mit dem Versprechen, dafür zu sorgen, daß alles seine Ordnung finden werde. Nach einer auf Mariens Veranlassung hin sehr energisch ausgefallenen Intervention ihres Gatten, des Thronfolgers, bei dem sehr überraschten, um jede Möglichkeit zum Rückzug gebrachten Prinzen Alexander, erhielt sie von ihrem Verführer bereits am nächsten Tag einen Heiratsantrag, den sie, vorbehaltlich der Zustimmung Seiner Majestät des Zaren, mit nur mühsam unterdrücktem Triumph annahm. Und da von seiten des Hofes keinerlei Einwände erhoben wurden, konnte die von ihren Zeitgenossen als sehr klug und energisch geschilderte Komteß Julie von Hauke – denn um dieses Hoffräulein handelte es sich natürlich! – am 28. Oktober 1851 zu Breslau, wohin sie mit ihrem Bräutigam aus Gründen der Diskretion gereist war, ihre seit langem erstrebte »gute Partie« machen und den Prinzen Alexander von Hessen und bei Rhein heiraten.

Da der Prinz einem damals noch regierenden Hause angehörte, waren auch gegenüber seiner Familie gewisse Voraussetzungen zu erfüllen, ehe die Hochzeit stattfinden konnte. Zunächst mußte die römisch-katholische Komteß Julie zur Religion ihrer Großmutter Hauck, der Pfarrerstochter und einstigen Kammerzofe, zurückkehren und evangelisch-lutherisch werden, was sie mit ebenso geringem Zögern tat wie ihre Großeltern einst den umgekehrten Schritt, als sie nach Warschau gekommen waren. Sodann war – obwohl es sich, wegen der fehlenden Ebenbürtigkeit, nur um eine morganatische Verbindung, eine sogenannte »Ehe zur linken Hand« handeln konnte – die Erlaubnis von Alexanders älterem Bruder einzuholen, der inzwischen als Ludwig III. die Nachfolge des verstorbenen Vaters, des Großherzogs Ludwig II., angetreten hatte und mit einer bayerischen Königstochter verheiratet war. Der künftige Schwager erteilte sie, leise murrend, denn er hätte lieber, schon zur Hebung des eigenen Prestiges, eine Schwester des künftigen Zaren von Rußland in die Familie aufgenommen. Und damit die Gattin, erst recht aber das in Bälde zu erwartende Kind seines unvorsichtigen Bruders, wenigstens einen ordentlichen hessischen Namen bekäme, beauftragte der Großherzog einen seiner Räte damit, sich rasch etwas Passendes einfallen zu lassen.

Der mit diesem ehrenvollen Auftrag betraute Hofbeamte suchte und fand etwas, das – es war ja auch nicht mehr viel Zeit zu verlieren – sogleich allerhöchste Zustimmung fand: Namen, Titel und Wappen eines schon im 14. Jahrhundert ausgestorbenen rheinhessischen Geschlechts, nach dem nur noch ein winziger, wenige hundert Einwohner zählender Flecken an der Eder im Kreis Biedenkopf hieß: Battenberg. Und so wurde Julie Komteß Hauke eine Woche vor der Breslauer Trauung in den großherzoglich-hessischen Grafenstand erhoben, bekam ein altes Wappen und das Prädikat »Erlaucht« und durfte sich fortan Julie Gräfin von Battenberg nennen.

Das erste Kind der neuen Gräfin Battenberg aus ihrer (leider nur morganatischen) Ehe mit dem Prinzen Alexander von Hessen und bei Rhein war eine Tochter und kam am 15. Juli 1852 in Genf zur Welt – ein wenig zu früh, wenn man von dem Datum der eiligen Eheschließung, Ende Oktober 1851, ausgeht, dagegen mit enormer Verspätung, wenn man bedenkt, wie eilig es Julie schon im Sommer des Vorjahres mit der Hochzeit gehabt hatte ...

Nun, das war längst vergessen, und die nunmehrige Gräfin von Battenberg, jetzt Schwägerin ihrer bisherigen Chefin, der künftigen Zarin, auch des Zarewitsch, des

Großherzogs von Hessen, der mit diesem verheirateten bayerischen Königstochter sowie einer Prinzessin von Preußen, die mit dem zweitältesten Bruder ihres (morganatischen) Gatten vermählt war, hatte bereits viel von dem erreicht, was ohne Zweifel ihr Ziel war: Einfluß, Reichtum und womöglich einen Thron zu gewinnen, wenn nicht für sich selbst, so doch für ihre Kinder.

Als nächsten Erfolg konnte sie, nachdem sie ihrem Prinzen Alexander noch drei Söhne geboren hatte, zu Weihnachten 1858 ihre Erhebung in den großherzoglich-hessischen Fürstenstand verbuchen und sich fortan Ihre Durchlaucht Prinzessin Julie von Battenberg, Gräfin von Hauke nennen. Ihrem Gemahl, der im Jahre 1852 in österreichische Dienste getreten und k.u.k. General der Kavallerie geworden war (weshalb die drei Söhne, die der ältesten Tochter folgten, in Graz, Verona und Mailand zur Welt kamen), gebar sie 1861 zu Padua noch ein Fünftes Kind, wiederum einen Sohn.

Bald darauf quittierte Prinz Alexander den Dienst in der österreichischen Armee, zog sich mit Julie und den Kindern auf seine Besitzung Heiligenberg im Odenwald zurück und beschäftigte sich während der nächsten Jahre nur noch mit seiner sehr umfangreichen Münzsammlung, bis 1866 das großherzoglich-hessische Vaterland ihn rief, weil es der militärischen Führung durch den kriegserfahrenen Prinzen bedurfte.

Das Großherzogtum war, wie die meisten deutschen Kleinstaaten, dem österreichisch-süddeutschen Bündnis gegen Preußen und den Norddeutschen Bund beigetreten, setzte auf die zahlenmäßige Überlegenheit der Truppen des Kaisers und hoffte auf Rücken-deckung durch das befreundete Frankreich Napoleons III.

Prinz Alexander übernahm das Kommando über das aus württembergischen, badischen, großherzoglich-hessischen und nassauischen Verbänden zusammengesetzte und durch österreichische Eliteregimenter verstärkte 8. Bundeskorps, mit dem er siegesgewiß von Frankfurt am Main aus ins Feld rückte. Der Plan war, zusammen mit den von Süden her kommenden Bayern, die zahlenmäßig sehr schwache preußische Main-Armee in die Zange zu nehmen und vernichtend zu schlagen. Doch diese Absicht mißlang völlig. Die Preußen waren ungleich schneller als ihre Gegner, verhinderten den Zusammenschluß der Truppen des Prinzen Alexander mit den Bayern, schlugen mit buchstäblich einem einzigen Kanonenschuß die gesamte bayerische Kavallerie (unter dem Kommando eines Prinzen von Thurn und Taxis) in die Flucht, zwangen dann in mehreren Einzelgefechten ihre Gegner zum Rückzug, brachten der österreichischen Brigade (die von einem Grafen Neipperg befehligt wurde) bei Aschaffenburg eine vernichtende Niederlage bei, besetzten am nächsten Tag bereits Frankfurt am Main und trieben die Reste des 8. Bundeskorps, das sich dann auflöste, bei Würzburg über den Main nach Süden.

Binnen vier Wochen war der Krieg zu Ende ; die siegreichen Preußen hielten weite Gebiete ihrer Gegner besetzt, darunter das ganze Großherzogtum Hessen. Doch während sie Hannover nebst Lauenburg, Kurhessen, Nassau, die Stadt Frankfurt und auch die schleswig-holsteinischen Herzogtümer kurzerhand annektierten, die dort regierenden Dynastien ihrer Souveränität beraubten und den Kurfürsten von Hessen-Kassel sogar, wie wir bereits wissen, gefangensetzten, geschah dem aus seiner Darmstädter Residenz nach Worms geflüchteten Großherzog von Hessen so gut wie nichts: Er durfte seinen Thron, und von geringfügigen Gebietsverlusten abgesehen, auch sein Land behalten. Der zunächst nach Bayern geflüchtete Prinz Alexander konnte ebenfalls bald wieder nach Heiligenberg zurückkehren, wo er Julie, die Kinder und nicht zuletzt auch die wertvolle Münzsammlung wohlbehalten vorfand ...

Kurz, Julie Prinzessin von Battenberg, geborene Hauck, konnte sich zur klugen Wahl, die sie hinsichtlich ihres Gatten und seiner Familie getroffen hatte, gratulieren: die großherzogliche Verwandtschaft war viel zu mächtig, als daß Bismarck und die Hohenzollern es hätten wagen können, die Souveränität und den Besitzstand der Darmstädter anzutasten. Seit 1855 regierte der Schwager in St. Petersburg als Zar Alexander II., und

der junge Erbprinz von Hessen-Darmstadt, Julie und Alexanders Neffe, hatte sich 1862 mit Prinzessin Alice, einer Tochter der Königin Victoria von Großbritannien, vermählt

...

Diese kluge Heiratspolitik, die den Darmstädter Großherzögen ihren Thron bis zum November 1918 erhielt, nahm sich Julie zum Vorbild für ihre eigenen Kinder, und während ihr Alexander noch mehr als zwei Jahrzehnte lang, bis zu seinem Tode im Jahre 1888, vornehmlich seine vielen schönen Münzen liebevoll ordnete und pedantisch katalogisierte, verheiratete die Prinzessin ihre fünf Kinder mit mindestens ebenso großer Sorgfalt und Umsicht.

Die Vermählung der einzigen Tochter, nach ihrer Tante in St. Petersburg, der Zarin, Marie geheißen, mit einem hessischen Standesherrn, dem Grafen (später Fürsten) Gustav zu Erbach-Schönberg, diente dem Abbau des Mißtrauens und der Beendigung des heimlichen Naserümpfens von seiten der alteingesessenen Hocharistokratie Hessens und darüber hinaus ganz West- und Süddeutschlands gegenüber dem noch so jungen Adel Julies und ihrer Kinder, daneben auch der Aussöhnung zwischen dem großherzoglichen Haus und jenen Familien, die – wie die Grafen Erbach, die Freiherren Riedesel zu Eisenbach oder auch die Grafen von Schlitz – 1806 ihre Gebietshoheit an die Darmstädter hatten abgeben müssen. Unter diesen Umständen war es nicht mehr als eine angenehme Zugabe, daß allein der Erbach-Schönbergsche Grundbesitz, den 1928 Maries Enkel Georg Ludwig übernehmen durfte, mehr als fünfzig Millionen Quadratmeter umfaßte und bis heute erhalten geblieben ist ...

Die nächste Ehe, die Julie von Battenberg stiftete, war die ihres ältesten Sohnes, nach seinem Onkel, dem Großherzog, Ludwig benannt. Er durfte die älteste Tochter seines Vettters, des Erbprinzen, heiraten, die nach ihrer Großmutter, der Königin von England, Victoria hieß. Damit wurden nicht nur die Beziehungen der ja leider nur morganatischen, im Großherzogtum nicht erbfolgeberechtigten Prinzen und Prinzessinnen von Battenberg zum Hof von Darmstadt noch enger gestaltet, sondern auch erste Fühler zum englischen Königshof hin ausgestreckt, die um so erfolgversprechender waren, als Prinz Ludwig von Battenberg 1868 die Laufbahn eines Seeoffiziers in der *Royal Navy* eingeschlagen hatte. Bei seiner Vermählung mit der Enkelin der Königin Victoria im Jahre 1884 wurde er bereits Commodore, brachte es bald darauf zum Admiral, wurde 1911 Befehlshaber der 3. und 4. Division der britischen Heimatflotte, dann Zweiter und schließlich 1913 Erster Seelord der Admiralität. Als wichtigster Ratgeber Winston Churchills in allen Marinefragen bereitete er die britischen Seestreitkräfte auf den Ersten Weltkrieg vor, leitete 1914 noch die Mobilmachung der Flotte, mußte dann aber schon im Oktober, zweieinhalb Monate nach Kriegsausbruch, von seinem hohen Posten zurücktreten. Die öffentliche Meinung Großbritanniens duldet es nicht, daß ein deutscher Prinz die Navy gegen die Flotte des deutschen Kaisers führte. (Man wußte offenbar nichts von der enormen Wandlungsfähigkeit der Familie Hauck, auch und gerade in Zeiten hart aufeinanderprallender nationaler Gegensätze, hatte zudem wohl vergessen, daß Wilhelm II., genau wie Prinz Ludwigs Frau, die Queen Victoria zur Großmutter hatte und daß umgekehrt selbst die englische Königsfamilie, das Haus Sachsen-Coburg und Gotha, rein deutscher Herkunft war.)

Nun, Georg V. von Großbritannien spendete dem auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn so jäh zum Rücktritt gezwungenen Prinzen Louis – so wurde Ludwig in England genannt – reichen Trost: Zunächst ernannte er ihn zum Großadmiral (wenn auch außer Dienst), machte ihn zum Mitglied des exklusiven Privy Council und verlieh ihm das Großkreuz des Bath-Ordens. Und als sich im Juli 1917 das englische Königshaus entschloß, seinen Familiennamen Sachsen-Coburg und Gotha abzulegen und sich hinfort »Haus Windsor« zu nennen, auch den Herzögen von Teck, Grafen von Hohenstein – Königin Mary war eine geborene Prinzessin Teck – gnädigst zu gestatten, ihren (an eine württembergische Herzogsche »zur linken Hand« gemahnenden) deutschen Namen ge-

gen die Titel »Marquess of Cambridge, Earl of Athlone« zu vertauschen, da durfte auch Prinz Ludwig von Battenberg, Graf von Hauke, die so teuer erworbenen Namen und Adelsprädikate seiner Familie zum alten Eisen werfen und sich – bis zu seinem Tode im Jahre 1921 – Lord Louis Mountbatten nennen, wurde zudem Marquess of Milford Haven, Earl of Medina und Viscount Alderney mit erblichem Sitz im britischen Oberhaus.

Von den Kindern des Prinzen Ludwig – es muß natürlich heißen: Seiner Lordschaft – heiratete dann zwar sein ältester Sohn und Titelerbe, Lord George Mountbatten, nur eine Tochter aus morganatischer Ehe des Großfürsten Michael von Rußland, die Gräfin Nadeshda von Torby, und auch aus deren Nachkommenschaft ging niemand den Absichten der Heiratspolitik ihrer Urgroßmutter Julie entsprechende Verbindungen ein; doch dafür wurde der zweite Sohn, Louis Mountbatten junior, wie sein Vater Großadmiral und Erster Seelord der britischen Admiralität, für etliche Jahre auch Vizekönig von Indien, war von 1943 bis 1945 Alliiertes Oberbefehlshaber in Südostasien und erhielt nach dem Sieg über Japan als Earl Mountbatten of Burma die erbliche Peerswürde.

Was die beiden Töchter des zum ersten Lord Louis Mountbatten verwandelten Prinzen Ludwig von Battenberg angeht, so wurde die eine, Louise, als Gemahlin des Königs Gustav VI. Adolf (aus dem Hause Bernadotte) Königin von Schweden. Die andere, Alice, heiratete den Prinzen Andreas von Griechenland und Dänemark (aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg). Von ihren zahlreichen Nachkommen ist – vom Standpunkt ihrer Großmutter Julie her gesehen – nur Lobenswertes zu berichten: Ihre Älteste, Margarita, vermählte sich mit dem reichen Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg; die zweite Tochter, Theodora, heiratete den Markgrafen von Baden, Schloßherrn von Salem; die dritte, Sophie, ehelichte den Prinzen Christoph von Hessen-Kassel, einen Nachkommen (und Erben) der letzten Kurfürsten, und der einzige Sohn, Philipp, der 1947 wieder den Namen seiner Mutter und die britische Staatsangehörigkeit annahm, zugleich Rang und Titel eines Herzogs von Edinburgh verliehen bekam, heiratete die Prinzessin Elisabeth, nunmehrige Königin von Großbritannien, und wurde Vater desjenigen männlichen Hauck-Hauke-Battenberg-Mountbatten-Nachfahren, nämlich des Prinzen Charles, der als erster die allerbesten Aussichten hat, einen Königsthron zu besteigen, an die Spitze einer Dynastie zu treten, die noch immer ein Weltreich, wenn nicht regiert, so doch zusammenhält, und – *last noch least* – ein gigantisches Vermögen zu erben ...

Doch ehe wir uns mit dem 1948 geborenen Thronfolger, dem Prinzen Charles aus dem Hause Windsor-Mountbatten, wie sein offizieller Familienname seit 1960 lautet, und mit seinen Erbaussichten etwas näher befassen, die geeignet sind, auch die kühnsten Hoffnungen seiner ehrgeizigen Urgroßmutter, der Prinzessin Julie von Battenberg, Gräfin von Hauke, geborener Hauck, zu erfüllen, sei noch kurz berichtet, was aus Julies übrigen Kindern wurde.

Ihr jüngster Sohn, Franz Joseph, 1861 zu Padua geboren, wurde Doktor der Philosophie, was in seiner Familie ein Unikum darstellt, und heiratete eine Tochter des (von Bismarck respektlos »Hammeldieb« genannten) ersten und letzten Königs der Schwarzen Berge, nämlich die Prinzessin Anna von Montenegro. Seine Ehe, vom Standpunkt Battenbergscher Heiratspolitik eine Mesalliance, blieb kinderlos.

Der nächste Bruder, Heinrich, 1858 in Mailand geboren, heiratete zur Freude seiner Mama – und, aus Gründen, auf die wir gleich noch zu sprechen kommen werden, sehr zum Ärger Bismarcks und der Hohenzollern – eine Tochter der Königin Victoria von England, die Prinzessin Beatrice, wurde also Mitglied der britischen Königsfamilie, auch Gouverneur der Insel Wight, vor allem aber Vater eines Sohnes, der die erbliche Peerswürde und den Titel eines Marquess of Carisbrooke erhielt, sowie einer Tochter, Ena, die 1906 den König Alfons XIII. von Spanien heiratete und zu deren Nachkommen sowohl der jetzige spanische König Juan Carlos wie etliche Prinzen und Prinzessinnen

Torlonia und Grafen und Gräfinnen der Wermut-Dynastie Marone Cinzano zählen. Leider kam Prinz Heinrich, der Stammvater dieses Battenberg-Zweiges, 1896 vor Sierra Leone bei einem Schiffsunglück ums Leben; die Anzahl seiner Nachkommen mit Anwartschaften auf Throne, Latifundien und Industrievermögen wäre sonst sicherlich noch größer.

Bleibt noch Julies zweitältester Sohn, Prinz Alexander von Battenberg, zu erwähnen, der 1857 in Verona zur Welt kam und in seiner Jugend ein sehr stattlicher und schöner, vielumschwärmter Mann war. 1883 setzte es sich die damalige preußisch-deutsche Kronprinzessin, nach ihrer Mutter, der Königin Victoria von England, ebenfalls Victoria (und zur besseren Unterscheidung in Hofkreisen »die zweite Vicky«) genannt, in den Kopf, den schönen Prinzen Alexander Battenberg mit ihrer Lieblingstochter Victoria, der »dritten Vicky«, zu verheiraten. Dieses Projekt fand den vollen Beifall ihrer mächtigen Mama, der alten Queen, und natürlich auch den der Prinzessin Julie von Battenberg, denn durch eine solche Verbindung mit dem Hause Hohenzollern wäre ja ihr Alexander Schwiegersohn des nächsten und Schwager des übernächsten deutschen Kaisers geworden. Und auch die prospektive Braut selbst war mit dem Plan nicht nur einverstanden, sondern hell davon begeistert; Alexander war ihr Jungmädchenraum, und sie, ganze sechzehn Jahre alt, verzehrte sich geradezu vor Sehnsucht nach ihm.

Indessen stieß dieses Heiratsprojekt auf entschiedenste Ablehnung bei einem Mann, der Preußens und Deutschlands Politik damals ziemlich allein bestimmte: beim Fürsten Otto von Bismarck. Mit der Drohung, andernfalls zurückzutreten, bewog der Kanzler den greisen Kaiser Wilhelm I., also den Großvater der verliebten »dritten Vicky«, der Verlobung mit Prinz Alexander von Battenberg die erforderliche Genehmigung zu versagen, obwohl nun die alte Queen Victoria in London grollte, die »zweite Vicky« geradezu tobte und ihre Tochter, die »dritte Vicky«, in Melancholie verfiel.

Fünf Jahre lang widersetzte sich Bismarck mit Hilfe des Kaisers erfolgreich jedem Versuch, die Prinzessin Victoria von Preußen mit dem schönen Alex Battenberg (den der Kanzler in seinen Notizen respektlos als »Polacken« bezeichnete) zu verloben. Doch dann starb Wilhelm I. Sein ältester Sohn, der todkranke Papa der verhinderten Braut, wurde – wenn auch nur für 99 Tage – als Friedrich I. deutscher Kaiser, und ehe er starb, machte er, von Frau und Tochter mit vielen Tränen dazu bewogen, in seinem Testament es seinem Ältesten, dem nunmehrigen Kaiser Wilhelm II., ausdrücklich zur Pflicht, sich den Heiratswünschen seiner Schwester zu fügen und den Battenberger als Schwager zu akzeptieren. Aber Bismarck erwies sich dennoch als der Stärkere: Er setzte auch bei Kaiser Wilhelm II. durch, daß sich der letzte Wille des Vaters, der Herzenswunsch der Mutter und die Sehnsucht der keinen Schwester Vicky nicht erfüllten, und der Kanzler brauchte sich dabei nicht einmal zu Drohungen zu versteigen; Wilhelm II. war ohnehin prinzipiell gegen alles, was seine Mutter plante. Die arme »dritte Vicky« mußte sich also ihren Traumprinzen Alexander von Battenberg endgültig aus dem Kopf schlagen. Sie rächte sich später am Hause Hohenzollern für den ihr aus Rücksicht auf den Eisernen Kanzler zugefügten Schmerz: Nachdem der Mann, mit dem man sie schließlich verheiratet hatte, Prinz Adolf von Schaumburg-Lippe, 1916 gestorben war und ihr Bruder, Kaiser Wilhelm II., 1918 hatte abdanken müssen, ließ sich Victoria mit einem jungen russischen Abenteurer, Alexander Zoubkoff, ein. Allen Protesten der Hohenzollern zum Trotz heiratete sie sogar, inzwischen einundsechzig Jahre alt, den munteren Twen, der ihr beträchtliches Vermögen rasch verjubelte und sie überdies in enorme Schulden stürzte. Die Trauung, über die sich alle zollerntreuen Monarchisten in Deutschland ereiferten, fand übrigens in Victorias Bonner Villa statt, die heute noch, nach ihrem ersten Ehemann, Palais Schaumburg heißt und nach Gründung der Bundesrepublik Amtssitz des Bundeskanzlers wurde. Nach Victorias Tode im Jahre 1929 setzte ihr jugendlicher Witwer die Rache am Hause Hohenzollern noch fort. In einem drittklassigen Luxemburger Bierlokal arbeitete er als Aushilfskellner unter einem großen Pappschild, das den

Gästen stolz verkündete: »Hier bedient sie der Schwager des letzten deutschen Kaisers!«

Bleibt noch zu erwähnen, weshalb Bismarck sich einer Vermählung Victorias mit dem Prinzen Alexander von Battenberg so energisch widersetzte: Der ehrgeizige junge Mann hatte sich 1879 von den Russen zum Fürsten des von ihnen eroberten, jedoch noch der Oberhoheit des türkischen Sultans unterstehenden Bulgariens machen lassen, was einem seltsamen Kompromiß entsprach, den die Großmächte auf dem Berliner Kongreß ausgehandelt hatten. Anstatt sich nun entweder als Interessenwahrer Rußlands zu verhalten, dessen Zar, sein Onkel, ihm vertraute, oder sich mit dem Sultan gut zu stellen, wie Bismarck es ihm riet, verdarb es sich Alexander rasch mit beiden Mächten. Er wurde von ihnen in einen Krieg mit Serbien manövriert, den er zur allgemeinen Überraschung gewann. Dann wurde er jedoch durch massiven Druck von allen Seiten um die Früchte seines Sieges gebracht, von Verschwörern gestürzt und verschleppt, wieder zurückgeholt und von seinen Freunden im Triumph erneut auf den Thron gehoben – kurz, er war in jenen Jahren der Balkanwirren ein Spielball der dort interessierten Mächte, dabei ein höchst ungeschickter Politiker, der in beträchtlicher Überschätzung seiner Möglichkeiten Souveränität auszuüben versuchte.

Alexander dankte bald darauf ab, nannte sich hinfort Graf Hartenau (nach einer kleinen Besitzung seines Vaters) und heiratete seine Geliebte, die (erst 1951 in Wien verstorbene) Sängerin Johanna Loisinger aus Preßburg. 1886 hatte er in Bulgarien endgültig abgewirtschaftet, sich den Haß der Russen zugezogen, den Sultan stark verärgert und Deutschland wie auch Österreich in allerlei Schwierigkeiten gebracht, zudem die bulgarische Führungsschicht weitgehend gegen sich eingenommen. Ihm in dieser Situation – sozusagen als Rettungsanker – die Schwester des künftigen deutschen Kaisers zur Frau zu geben, hätte eine massive Einmischung des Reiches in eine Rußland vertraglich zugesicherte Interessensphäre bedeutet, die von der Regierung und dem Hof in St. Petersburg wie eine Ohrfeige empfunden worden wäre. Insofern hatte Bismarck, der an seinem Rückversicherungsvertrag mit dem Zaren arbeitete, sicherlich recht, wenn er der Prinzessin Victoria die Vermählung mit Alexander von Battenberg verbieten ließ. Daß er ihn – in einem Brief an den deutschen Botschafter in Wien, den Fürsten Reuß – als einen »Streber mit Heiraten« bezeichnete, auch erkläre: »Daß der Fürst (Alexander von Bulgarien) in gedrückter Stimmung ist, halte ich für den Frieden der Mächte untereinander nützlich, und ich wünschte, er bliebe darin«, war sicherlich sehr unfreundlich, aber dennoch wahr. Nur daß Bismarck den Battenberger wiederholt, in Briefen an Botschafter wie in Berichten an den Kaiser, als Polen (oder gar »Polacken«) hinzustellen versuchte, war, wie wir wissen, gänzlich unberechtigt. Wahrscheinlich wollte der Reichskanzler damit nur an die Verräterrolle erinnern, die Alexanders Großvater nach dem Zusammenbruch des polnischen Staates gespielt hatte. Doch auch das wäre ungerrecht gewesen, denn die zu Battenbergern aufgestiegenen Haukes waren, auf welcher Seite sie auch standen, niemals Verräter! Gleich unter welcher Fahne sie gedient haben oder noch dienen, wie oft sie Nationalität, Konfession und selbst den Familiennamen wechselten und mit wem sie Verbindungen der einen oder anderen Art eingingen – sich selbst sind sie immer treu geblieben und ihr hehres Ziel, sich von ganz unten nach ganz oben hinaufzuarbeiten, haben sie niemals aus den Augen verloren und so am Ende auch erreicht.

Sie sind heute mit nahezu allen Dynastien Europas verwandt und verschwägert, haben in einige der reichsten Familien der Industrie, der Hochfinanz und des Großgrundbesitzes geheiratet und, wo immer sie auftraten, Reichtum gebildet und vererbt. Das mit Abstand größte Vermögen aber hat der Urenkel von Julie Hauke, der ersten Prinzessin von Battenberg, Prinz Charles von Wales, von seiner Mutter her zu erwarten, von Ihrer Majestät Elisabeth II. Alexandra Mary Windsor-Mountbatten, »von Gottes Gnaden Königin des Vereinigten Königreiches von Großbritannien und Nordirland, Königin von Ka-

nada, Australien, Neuseeland und Ceylon und Ihrer anderen Reiche und Gebiete, Oberhaupt des Commonwealth, Verteidigerin des Glaubens«, wie ihr offizieller Titel lautet, der fünften Majestät von England des in »Windsor-Mountbatten« umbenannten Hauses Sachsen-Coburg und Gotha, die elfte, seit dem Jahre 1714, als mit König Georg I. Ludewig, Kurfürst von Hannover, deutsche Kleinstaatpotentaten den britischen Thron bestiegen.



Georg I., der – als ein entfernter Verwandter der Königin Anne aus dem Hause Stuart, die ohne Leibbeserben gestorben war – auf Beschluß des Londoner Parlaments, das ihn nicht kannte, die Krone des britischen Inselreiches für sich und seine Nachkommen erbe, war 1714, als er den Thron bestieg, bereits vierundfünfzig Jahre alt. Er sprach kein Wort Englisch, wollte es auch nicht lernen, betrachtete sich vornehmlich als Kurfürst seines Stammlandes Hannover, das hinzugekommene Großbritannien dagegen mehr als Kolonie, die es gründlich auszubeuten galt. Als erstes plünderten er und seine Günstlinge, samt und sonders Hannoveraner, den Kronschatz der Königin Anne, von dem ein einziges Halsband übrigblieb. Einem alten Diener, der ihn auf die allzu dreisten, weil eigentlich nur dem Monarchen erlaubten Diebereien des Gefolges aufmerksam machen wollte, erwiderte er: »Bah, das ist doch nur englisches Geld!« und riet ihm: »Stiehl wie die anderen!«

Die sieben Jahre, die Georg I. als König von Großbritannien regierte, verbrachte er vorzugsweise in Hannover, wo er sich – auf Kosten seiner englischen Steuerzahler – sehr teure Mätressen hielt. Seine Frau, die Tochter des letzten Herzogs von Celle, die ihm eine enorme Erbschaft eingebracht und einen Thronfolger geboren hatte, war von ihm – wegen erwiesener Untreue – verstoßen worden und mußte die letzten zweiunddreißig Jahre ihres Lebens als Gefangene auf dem Schloß Ahlden verbringen.

Unter Georgs I. Sohn und Nachfolger König Georg II., der eine Ansbacher Prinzessin heiratete und von 1714 bis 1760 Großbritannien und Hannover in Personalunion regierte, nahm das Inselreich beträchtlichen Aufschwung – vor allem durch Sklaven –, Kattun- und sonstigen Handel mit den Kolonien sowie deren Ausbeutung –, wovon der Monarch kräftig profitierte, obwohl er sich um nichts kümmerte und alles seinen Ministern überließ, sich noch häufiger als sein Vater in Hannover (bei noch kostspieligeren Mätressen) aufhielt, im Londoner St. James Palace nur ein (sehr geschmeicheltes) Porträt von sich zurückließ, vor dem sich jeder, der vorbeikam, zu verbeugen hatte. Diese Anordnung wurde streng befolgt, doch was die Engländer wirklich von ihm dachten, faßte ein Witzbold in einer Suchanzeige zusammen, die er heimlich am Schloßportal anbrachte: »Verloren oder verlaufen hat sich aus diesem Hause ein Mann, der eine Frau und sechs Kinder der öffentlichen Fürsorge hinterläßt. Als Finderlohn werden vier Shilling und sechs Pence ausgesetzt, weil niemand der Ansicht ist, daß dieser Mann eine Krone (= 5 Shilling) wert ist.«

Auf Georg II. folgte dessen Enkel Georg III., Sohn des vom Vater oft mit der Peitsche traktierten, früh verstorbenen Kronprinzen und dessen Gemahlin, einer Prinzessin von Sachsen-Coburg. Dieser dritte Georg kündigte sich dem britischen Parlament als »echt englischer König« und dem damit begründeten Ersuchen an, ihm die Einkünfte beträchtlich zu erhöhen, was dann auch geschah. Diesem mit großen Vorschüssen an Vertrauen und Geld bedachten Monarchen, der 1760 zweiundzwanzigjährig den Thron von Hannover und Großbritannien bestieg, gelang es schon bald, durch außergewöhnliche Sturheit einen Konflikt mit den nordamerikanischen Kolonien so zu verschärfen, daß sie sich schließlich vom Mutterland lossagten und ihre Unabhängigkeit erkämpften.

Georg III., der sich eine Gemahlin aus dem sehr reichen Hause Meeklenburg-Strelitz nahm, erschreckte diese und bald auch die weitere Umgebung durch deutliche Anzei-

chen von Geistesgestörtheit, die sich im Laufe der Jahre verstärkten. Dennoch ließ man den König weiterregieren, bis er 1810 in völligen Wahnsinn verfiel und eingesperrt werden mußte.

Sein ältester Sohn, der später als Georg IV. den Thron bestieg, übernahm von 1811 an die Regentschaft. Man war bereits auf das Schlimmste gefaßt, denn Seine Königliche Hoheit hatte sich bis dahin schon allerhand geleistet. So war der junge Thronfolger beispielsweise, entgegen den strengen Vorschriften, eine heimliche Ehe mit einer Dame eingegangen, die an äußeren Reizen viel zu bieten hatte, aber einerseits von sehr lockeren Sitten, andererseits römisch-katholischer Konfession war. Die Lösung dieser Verbindung und eine rasche Vermählung des Thronfolgers mit seiner Kusine, einer Prinzessin von Braunschweig, kostete die englischen Steuerzahler sehr viel Geld: Der Prinz verlangte und erhielt dafür zunächst die Tilgung seiner auf nahezu siebenhunderttausend Pfund Sterling aufgelaufenen Privatschulden, sodann ein Schmerzensgeld und eine beträchtliche Erhöhung seiner Apanage. Dieses so teuer erkaufte Arrangement war jedoch von sehr kurzer Dauer, denn nach einjähriger Ehe und der Geburt seiner Tochter erklärte die Braunschweigerin, ihren erlauchten Vetter und Gemahl nicht länger ertragen zu können, wofür zwar jedermann Verständnis hatte, was aber – wegen der nunmehr getrennten Hofhaltung – eine weitere Erhöhung der Bezüge beider Eheleute nötig machte. Kaum war seine Frau aus dem Hause, da holte sich der Prinz seine ebenso schöne wie lasterhafte erste Frau wieder zurück und gab diese Verbindung erst 1803 auf, als er ihrer (und sie gewiß auch seiner) überdrüssig war. Wiederum mußten die Steuerzahler die Kosten tragen, und die Liebeskünstlerin erhielt auf Lebenszeit eine fürstliche Rente. In den folgenden Jahren, in denen England unter größten Opfern einen verzweifelten Kampf um seine von Napoleon I. bedrohte Existenz führte, richtete sich des Thronfolgers und bald auch Regenten nahezu ausschließliches Interesse auf eine Vermehrung seiner privaten Einkünfte durch (für seine zum Erdulden dieser Leidenschaft gezwungenen Partner betrüblich unehrliches und daher sehr kostspieliges) Kartenspiel. Hunderttausende Pfund Sterling, die er so ergaunerte, und Millionen, die er aus vielen anderen trüben Quellen fischte, investierte er in allerlei meist lukrativen Geschäften, auch in denen des Bankiers Nathan Rothschild.

Nachdem er als Georg IV. von Hannover und Großbritannien die Nachfolge seines erst 1820 verstorbenen geisteskranken Vaters angetreten hatte, beschäftigte er sich vornehmlich damit, seiner von ihm getrennt lebenden (zweiten) Frau, der braunschweigischen Kusine, das Leben zur Hölle zu machen. Er klagte sie, die dem Namen nach ja immer noch Königin war, vor dem britischen Oberhaus des Ehebruchs an und ließ in einem sich durch die Jahre schleppenden Prozeß immer neue Zeugen aufmarschieren, die von den edlen Lords – leicht geniert, doch mit großer Liebe zum Detail – über alle großen und kleinen Affären der armen Braunschweigerin ausgefragt wurden.

Die Empörung der britischen Öffentlichkeit über dieses höchst ungalante Vorgehen ihres mit dem eigenen Ruf wahrlich nicht heiklen und selbst von Mätressen umgebenen Königs war so groß, daß man von einer Bestrafung der mit knappster Mehrheit für schuldig befundenen Königin absehen mußte. Von da an konnte sich Georg IV. kaum noch in London sehen lassen, ohne daß es zu Demonstrationen des allgemeinen Abscheus, manchmal sogar zu Tätlichkeiten gegen ihn kam. Da er keine legitimen Nachkommen hatte, bestieg nach seinem – allerseits mit Erleichterung aufgenommenen – Tode im Jahre 1830 sein jüngerer Bruder, bis dahin Herzog von Clarence, als Wilhelm IV. den Thron von Hannover und Großbritannien.

Dieser fünfte Hannoveraner regierte nur sieben Jahre lang und starb 1837, ohne die Meinung der Engländer von der Qualität ihrer deutschen Herrscher wesentlich verbessert zu haben. Von seiner langjährigen Geliebten, einer irischen Schauspielerin, hatte Wilhelm IV. eine sehr umfangreiche Nachkommenschaft, die es (natürlich auf Staatskosten) fürstlich zu versorgen galt (und deren Erben noch heute das britische Oberhaus

bevölkern). Dagegen war König Wilhelms Ehe mit Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen – von einer kurz nach der Geburt verstorbenen Tochter abgesehen – kinderlos geblieben. Und da die zehn Söhne und Töchter seiner irischen Freundin von der Thronfolge ausgeschlossen waren, übernahm nach Wilhelms Tod im Jahre 1837 zwar wiederum ein Mitglied des deutschen Hauses Hannover die Krone von Großbritannien, aber es trat nun ein grundlegender Wandel ein: Die Personalunion, die nach dem Motto »Geteiltes Leid ist halbes Leid« fast einviertel Jahrhundert lang Briten und Hannoveraner zu Untertanen desselben Königs gemacht hatte, fand ihr unbetrauertes Ende; der neue Monarch war nur noch für Großbritannien zuständig, und mit einem Schlage war es vorbei mit der bisher üblichen Mätressenwirtschaft und dem hemmungslosen Schuldenmachen, auch mit – falschem wie ehrlichem – Kartenspiel, wüsten Trinkgelagen und gottlosem Fluchen. Denn Wilhelms Thronerbe war ein junges Mädchen, die gerade achtzehnjährige Tochter Alexandrina Victoria seines verstorbenen Bruders Eduard, Herzogs von Kent, und dessen Ehefrau, einer Prinzessin von Sachsen-Coburg-Saalfeld. In Hannover dagegen, wo das Hausgesetz die männliche Erbfolge vorschrieb, wurde der erzreaktionäre Herzog Ernst August von Cumberland, ein jüngerer Bruder Georgs III., neuer König, der vorletzte überhaupt, denn Ernst Augusts Sohn, der blinde Georg V., wurde 1866 von den Preußen, mit denen er ganz überflüssigerweise Krieg geführt hatte, besiegt, vertrieben und – auf Bismarcks Geheiß – um Land, Thron und Vermögen gebracht ...



Großbritanniens neue Monarchin, die als Königin Victoria fast fünfundsiebzig Jahre lang, von 1837 bis 1901, über das Inselreich und dessen – in dieser Zeit noch beträchtlich vermehrten – Kolonialbesitz herrschte, war (oder gab sich zumindest) selbst noch um einiges viktorianischer als das Zeitalter, das nach ihr so benannt wurde: würdevoll, prúde, überzeugt von der Führungsrolle Großbritanniens und seinen – notfalls mit Kanonen – zu lösenden missionarischen Aufgaben in der ganzen Welt, ansonsten auf die Erhaltung von Frieden und hergebrachter Ordnung, zumindest in Europa, bedacht, bieder und fromm. Und natürlich gehörte zu den bürgerlichen Tugenden dieser für ihre Epoche vorbildlichen Monarchin auch die Sparsamkeit und die fleißige Vermögensbildung. Wachsenden Reichtum betrachtete die Königin – wie ihre Zeitgenossen – als den Segen Gottes, der für den Empfänger mit der Verpflichtung verbunden war, mit den so gnädig erhaltenen Pfunden weiter fleißig zu wuchern.

Von Victorias gottgefälliger Herrschaft profitierten indessen nicht nur ihre eigenen Finanzen. Englands Wohlstand wuchs unter ihrem Zepter wie nie zuvor und wie nie mehr danach (wobei allerdings insofern eine Einschränkung gemacht werden muß, als sich die Prosperität auf ihrem Wege vom Himmel zur Erde zunächst und in sehr starkem Maße bei denen niederschlug, die bereits durch Reichtum und hohen Rang aus der grauen Masse hervorragten, sodann und in schon erheblich bescheidenerem Umfang dem Mittelstand zuteil wurde und schließlich für das graue Millionenheer des einfachen Volkes nur noch ein Traum blieb, den man sich durch den Genuß billigen Gins für kurze Zeit verschaffen konnte, wobei nachher die Wirklichkeit um so trostloser erschien).

Es war die Zeit der raschen Industrialisierung, des Manchestertums, der Entwicklung des Kapitalismus – von seiner zügellosen, unersättlichen Frühphase bis zu seiner im Überfluß schwelgenden Hoch-Zeit – und die Epoche des krassesten Imperialismus, der sich aber stets ein moralisches Mäntelchen umzuhängen pflegte. Man sprach vom Heiland, den es den armen Heiden zu bringen galt, und meinte bestenfalls Kattun, schlimmstenfalls Opium (dessen Masseneinfuhr nach China, das sich vergeblich dagegen wehrte, im Interesse des britisch-indischen Handels zwischen 1839 und 1858 dreimal mit Kanonen erzwungen wurde), man rühmte sich mit viel Pathos der großen zivilisatorischen Aufgaben, die es zu erfüllen galt, und vernichtete erbarmungslos uralte Kulturen,

plünderte Tempel und Paläste, rottete ganze Völker aus und errichtete – wie in Indien nach dem Sepoy-Aufstand der Jahre 1857/58, um nur ein einziges von vielen Dutzend Beispielen zu nennen – »im Namen der Königin« eine koloniale Schreckensherrschaft, die nur mit den Verbrechen der SS-Einsatzgruppen in Osteuropa während des Zweiten Weltkrieges vergleichbar ist. Daheim war man bigott, gab sich ungemein bieder und kam sich – bei großzügiger Entschädigung, nicht der Opfer, sondern derjenigen, die davon profitiert hatten – sehr liberal und fortschrittlich vor, wenn man etwa die Sklaverei abschaffte (und damit auch den einträglichen Sklavenhandel, durch den in Liverpool, London und Glasgow ein paar Dutzend Reederfamilien Multimillionäre geworden waren). Doch zugleich zwang man die Masse der Arbeiter und kleinen Angestellten – wie es Friedrich Engels 1845 in seinem Werk »Die Lage der arbeitenden Klasse in England« überzeugend geschildert hat – in ein System der Ausbeutung, das ihnen schlimmere Nachteile brachte als die Sklaverei oder Leibeigenschaft, nicht aber die wenigen Vorteile, etwa ausreichende Nahrung ...

So war denn das Viktorianische Zeitalter – das die britische Oberschicht unermesslich reich und das Empire zum größten Herrschaftsgebiet machte, das es bislang gegeben hatte – zugleich die Epoche der großen Hungersnöte, vor allem in Irland, Indien, aber auch in anderen Teilen des Empire und in England selbst, die Ära des Alkoholismus und der Prostitution, die Zeit der »Volkskrankheiten«, insbesondere der »Schwind-sucht« genannten Tuberkulose und der geradezu als »Englische Krankheit« bezeichneten Rachitis.

Doch wenden wir uns lieber – dem Stil jener Zeit entsprechend – rasch wieder ab von dem, was man damals als *unpleasantness*, als (nun mal leider unvermeidliche) Mißhel-ligkeit bezeichnet hätte, und erfreuen wir uns statt dessen am zunehmenden Wohlstand der von Gott so sichtbar ausgezeichneten britischen Oberschicht sowie an der wachsen-den Macht und Herrlichkeit der Krone Englands und ihrer Trägerin.

1837, also im ersten Jahr der Regierung Königin Victorias, wurde Neuseeland dem Bri-tischen Weltreich einverleibt; 1839 konnte Aden besetzt und zur Kronkolonie erhoben werden, 1841 – im Zuge der Opium-Kriege – auch Hongkong. 1845 eroberten die Bri-ten den Pandschab; 1848 unterwarfen sie die Sikhs; 1850 besetzten sie die Goldküste; 1853 nahmen sie die Scheichtümer Südarabiens unter ihren Schutz; 1854 annektierten sie Oudh; 1858 wurde ganz Indien britische Kronkolonie, und 1860 plünderten britische und französische Truppen den Sommerpalast des Kaisers von China in Peking. 1861 wurde Lagos britisch; 1863 entdeckte man in Südafrika die ersten großen Diamanten-felder; 1867 eroberten die Briten, wenn auch nur vorübergehend, das Kaiserreich Abes-inien; 1874 besiegten sie die Aschanti und annektierten außerdem die Fidschiinseln. 1875 schließlich gelang es, den Suez-Kanal unter britische Kontrolle zu bringen und so die wichtigste Seeverbindung nach Ostindien für – so schien es – alle Zeiten abzusi-chern.

An diesem letztgenannten, für Großbritanniens Weltmachtpolitik der Viktorianischen Epoche zweifellos wichtigsten Ergebnis hatten zwei Männer maßgebenden Anteil: der damalige Premierminister Benjamin Disraeli, nachmaliger Lord Beaconsfield und Kö-nigin Victorias erklärter Liebling, sowie dessen enger Freund, Ratgeber und Bankier, Baron Lionel de Rothschild, der älteste Sohn Nathans, des Siegers von Waterloo (an der Londoner Börse), und Enkel des alten Meyer Amschel Rothschild, weiland Oberhof-Agenten des Kurfürsten von Hessen-Kassel.



Es war an einem Sonntag, dem 14. November 1875. Der Premierminister Ihrer Majestät speiste mit seinem Freund Lionel de Rothschild, was nichts Ungewöhnliches war und woraus ersichtlich ist, daß der Aufstieg der Rothschilds auch in England unaufhaltsam

gewesen war, trotz aller Abneigung, die ein Teil der britischen Aristokratie, zumal der Landadel sowie die Kirche gegenüber Juden hegte; sie verabscheuten diese fast ebenso sehr wie die Katholiken.

Kaum hatten die Diener den Braten aufgetragen, da wurde das Mahl der beiden Freunde unterbrochen durch eine Depesche, die ein Lakai dem Hausherrn auf silbernem Tablett überbrachte. Auch das war nichts Besonderes, denn der Rothschild-Nachrichtendienst kannte keine Sonntags- (auch keine Sabbat-)Ruhe, und zudem gehörte es zu des Barons Lionel kleinen Späßen, immer wieder zu beweisen, daß seine Agenten und Kuriere zuverlässiger und vor allem schneller waren als des Premierministers berühmter »Intelligence Service«.

So war die Störung also nichts Außergewöhnliches, doch die Nachricht, die Lionel diesmal zugegangen war und die er sogleich an Disraeli weitergab, bedeutete eine Sensation: Der Khedive von Ägypten, so meldete die Depesche, hätte sich zur Behebung seiner furchtbaren Finanznöte dazu durchgerungen, das von ihm bislang stets für unverkäuflich erklärte Paket von Aktien der Suezkanal-Gesellschaft über Pariser Mittelsleute der französischen Regierung zum Kauf anzubieten; man hätte sich nur bis zur Stunde über den Preis noch nicht einig werden können.

Disraeli und Rothschild brauchten sich gegenseitig über die Bedeutung der Transaktion nicht zu belehren: Das Aktienpaket des Khediven, das wußten sie beide, brachte dem Käufer die absolute Kontrolle über die wichtigste Seeeverbindung, gab ihm eine Schlüsselstellung in der Weltwirtschaft und eine Position von enormer strategischer Bedeutung. Die einzige Frage war: Wieviel verlangte der Khedive für seine Aktien?

In diesem Sinn telegraphierte Baron Rothschild seinem Pariser Vertrauensmann, und noch ehe das Mahl der beiden Freunde, die vor lauter Spannung kaum noch einen Bissen herunterbrachten, beendet war, kam die Antwort aus Frankreich: hundert Millionen Goldfranken oder vier Millionen Pfund Sterling in bar!

Der Hausherr reichte auch diese Depesche seinem Gast, gab auf dessen fragenden Blick mit einem Kopfnicken Antwort, das besagte, er hielt den geforderten Preis für angemessen, und hörte sodann Disraeli sagen: »We accept« (wir nehmen an), was er befriedigt zur Kenntnis nahm, sogleich telegrafisch nach Paris weitergab und als das glückliche Ende einer spannenden Angelegenheit betrachtete.

Für Benjamin Disraeli war die Sache aber noch längst nicht beendet. Zwar billigte am Montagmorgen das Kabinett seinen raschen Entschluß, doch nun galt es, das Geschäft unter Dach und Fach zu bringen, bevor andere Interessenten von den Verhandlungen mit dem Khediven erfuhren und vielleicht noch höhere Angebote machten. Eile war geboten, zudem strikteste Geheimhaltung. Und dabei gab es einige unüberwindlich erscheinende Hindernisse.

Das Unterhaus, das die Mittel für diese außergewöhnlich hohe Ausgabe bewilligen mußte, war in Ferien, die Bank von England durfte der Regierung ohne Zustimmung des Parlaments keine Anleihe gewähren, hätte zudem eine so gewaltige Summe auch gar nicht flüssig machen können, ohne den Geldmarkt in ein Chaos zu stürzen. Und die anderen Großbanken wären dazu auch nicht in der Lage gewesen, hätten außerdem erst ihre Aufsichtsräte einberufen und um Genehmigung des Geschäfts bitten müssen ...

»Es bleibt uns kaum noch Zeit zum Atmen«, teilte Disraeli zwischendurch der Königin mit, die er natürlich sofort unterrichtet hatte und auf dem laufenden hielt. Und dann berief der Premier nochmals das Kabinett ein, erläuterte den Ministern die verzwickte Lage und erbat ihre Zustimmung dazu, daß man den Kauf der Aktien – mindestens pro forma – einer in ihren Privatgeschäften völlig freien Persönlichkeit, nämlich der Königin, überließe, die gesamte Abwicklung der Transaktion aber dem Bankier Lionel de Rothschild anvertraute, dem einzigen Mann in der City, der bereit und imstande war,

die gewaltige Summe sofort und ohne umständliche Genehmigung oder gar fremde Hilfe, zudem äußerst diskret zur Verfügung zu stellen.

Das Kabinett war natürlich einverstanden; der im Vorzimmer wartende Rothschild-Kurier verständigte sofort seinen Chef von dieser Entscheidung; der Baron Lionel setzte das geheimnisvolle Räderwerk seines Finanzimperiums in Bewegung, und innerhalb weniger Stunden hatte er, ohne daß die Bankwelt etwas davon merkte, die geforderte Summe beisammen.

Am nächsten Tag meldete die Londoner Morgenpresse der verblüfften Öffentlichkeit, daß die 177.602 Aktien der Suezkanal-Gesellschaft aus dem Besitz des Khediven zum Preise von vier Millionen Pfund Sterling in den der »Krone von Großbritannien« übergegangen wären und daß diese nunmehr über die Aktienmehrheit verfügte. Die Kaufsumme hätte das Londoner Bankhaus N. M. Rothschild & Sons dem Khediven bereits gutgeschrieben ... Und Benjamin Disraeli konnte der Königin voller Stolz mitteilen: »Madame, die Angelegenheit ist nun erledigt. Sie haben das Geld ... vier Millionen Pfund in bar! Es gab nur ein Haus, das das machen konnte: Rothschild. Sie haben sich wunderbar benommen und das Geld zu einem sehr niedrigen Zins geliehen. Der ganze Anteil des Khediven ist nun in Euer Majestät Hand!« (Ob die Suez-Aktien dann – im ganzen oder teilweise – Privateigentum der Königin blieben und auf ihre Erben übergingen, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Möglicherweise haben auch die Herren Disraeli und Rothschild einen Teil des Pakets erworben.)

Alles in allem war es für sämtliche Beteiligten, mit Ausnahme des Khediven, ein höchst erfreuliches Geschäft: Von den sonstigen Vorteilen abgesehen, die die Herrschaft über den Suezkanal brachte, verdienten die Käufer – wer sie auch gewesen sein mögen – bis zur Jahrhundertwende etwa das Fünffache des investierten Kapitals allein in Form von Dividenden. Von da an steigerte sich der jährliche Gewinn noch ganz beträchtlich; 1927 wurden 445 Prozent Dividende ausgeschüttet. Dazu kamen enorme Kursgewinne, und kurz vor dem Zweiten Weltkrieg schätzte man den Wert der in britischen Händen befindlichen Suezkanal-Anteile schon auf nahezu hundert Millionen Pfund Sterling. Selbst wenn man berücksichtigt, daß das Pfund von 1938 nicht mehr das Goldpfund von 1875 war, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der geldbedürftige Khedive, selbst wenn er den dreifachen Preis gefordert und erhalten hätte, immer noch zu kurz gekommen wäre – von den vielen tausend Fellachenfamilien, die beim Bau des Kanals infolge von Unterernährung, Trinkwassermangel, Unfällen und Seuchen ihren Ernährer verloren und keinerlei Entschädigung erhalten hatten, einmal ganz zu schweigen ...

Die Eroberung der Suezkanal-Majorität brachte für die Hauptbeteiligten auch etliche, für sie sehr erfreuliche Rangerhöhungen mit sich: Benjamin Disraeli erhielt – als Lord Beaconsfield – die erbliche Peerswürde; Lionel de Rothschild, bis dahin österreichischer Baron, wurde britischer Baronet und damit Sir Lionel, und sein ältester Sohn, Nathaniel Meyer, wurde 1885 sogar erster Lord Rothschild, Peer von England und Mitglied des Oberhauses. Die Königin Victoria aber, die diese Ernennungen vornahm, ließ sich selbst am 1. Januar 1877, knapp vierzehn Monate nach dem geglückten Coup, der die wichtigste Seeverbindung zu ihrer reichsten Kronkolonie gesichert hatte, zur Kaiserin von Indien krönen, bei welcher Gelegenheit sie von einigen sechshundert indischen Vasallenfürsten mit gewaltigen Mengen an Gold, Edelsteinen und anderen kostbaren Geschenken geradezu überhäuft wurde.



Ehe Victoria zur Welt gekommen war, hatten ihre Eltern auf Schloß Amorbach gelebt, einer Besitzung im Odenwald, die der Mutter nach dem Tode ihres ersten Ehemannes, eines Fürsten von Leiningen, verblieben war. Es stand sehr schlecht um die Finanzen der Familie, denn Victorias Vater, der Herzog von Kent, war hoch verschuldet, hatte

seine irischen Güter mit teuren Hypotheken überlastet und bezog, da er sich am Londoner Hof wie im Parlament viele Feinde gemacht hatte, nur eine relativ kleine, kaum die Kosten einer (nach fürstlichen Maßstäben) bescheidenen Lebensführung deckende Apanage. Als seine Frau das erste Kind erwartete, beschloß der Herzog von Kent, es in England zur Welt kommen zu lassen, doch da die Mittel für eine standesgemäße Reise fehlten, mußte seine Königliche Hoheit persönlich auf den Kutschbock steigen und seine schwangere Frau, die vierzehnjährige Stieftochter, eine Amme, zwei Zofen sowie Schoßhündchen, Kanarienvögel und Gepäck in einer gemieteten Kalesche und unter Benutzung nur der billigsten Provinzgasthäuser nach England transportieren, wo man den lästigen Verwandten aus Deutschland eine bescheidene Wohnung im Kensington Palace zuwies. Dort kam – am 24. Mai 1819 – Victoria zur Welt.

Während des ersten Lebensjahres der künftigen Königin schwollen die Schulden ihres Vaters weiter an, und er erwog bereits den Verkauf seines letzten – vermieteten – Londoner Stadthauses. Doch es kam nicht mehr dazu: 1820 starb der Herzog von Kent plötzlich. Victorias Mutter, die aus eigenem Vermögen sechstausend Pfund Jahreseinkommen hatte, wovon sie in London nicht »standesgemäß« leben konnte, war bereits entschlossen, mit ihren Kindern nach Amorbach zurückzukehren, da traten Ereignisse ein, die sie in London ausharren ließen: Zunächst erbot sich ihr Schwager, Prinz Leopold von Sachsen-Coburg und Gotha, der spätere König der Belgier, ihr einen Zuschuß von jährlich dreitausend Pfund aus eigener Tasche zu zahlen; sodann starben in rascher Folge so viele Mitglieder der Königsfamilie, daß nun die kleine Victoria nächste Anwärterin auf den Thron von England wurde. Unter diesen Umständen konnte das Parlament nicht umhin, einen Betrag von jährlich zehntausend Pfund Sterling für Unterhalt und Erziehung der Kronprinzessin zu bewilligen.

Das war unerhört viel, gemessen an dem, was den allermeisten Engländern zum Leben blieb, wenn sie alle Steuern und Abgaben bezahlt hatten; es war aber sehr wenig im Vergleich zu den Apanagen anderer Mitglieder des Königshauses (und vielleicht war es eine Folge dieser Knauserigkeit, daß Victorias Schulbildung ziemlich dürftig ausfiel. Zwar brachte man ihr, da ihre Muttersprache Deutsch war, wenigstens die Sprache des von ihr zu regierenden Landes bei, doch lernte sie nie, die englische Grammatik zu beherrschen).

Victorias finanzielle Lage änderte sich mit einem Schlage, als sie 1837 Königin geworden war. Nun standen ihr jährlich laut »Zivilliste« 385.000 Pfund zur Verfügung, und nach Abzug aller Verpflichtungen, die damit verbunden waren, blieben ihr jährlich etwa siebzigtausend Pfund, die sie nach Gutdünken ausgeben oder zur privaten Vermögensbildung benutzen konnte. Dazu kamen noch die Einkünfte des vorwiegend aus wertvollem Haus- und Grundbesitz in London bestehenden Herzogtums Lancaster, damals knapp dreißigtausend Pfund im Jahr, über die sie ebenfalls frei verfügen durfte.

Die junge Königin bezahlte – löblicherweise und entgegen allen Traditionen des Hauses Hannover – als erstes alle Schulden ihres verstorbenen Vaters und begann alsdann, von Jugend auf an sparsame Haushaltsführung gewöhnt, jeden Penny, den sie erübrigen konnte, auf die hohe Kante zu legen. Das änderte sich auch nicht, nachdem sie im Jahre 1840 den Prinzen Albrecht (genannt Albert) von Sachsen-Coburg und Gotha, ihren Vetter, zum Prinzgemahl genommen hatte. Im Gegenteil: Nach kurzer Zeit der Eingewöhnung fand Albert ein Betätigungsfeld in der völligen Reorganisation des königlichen Haushalts, bei der es ihm gelang, viele tausend Pfund jährlich einzusparen. Zwar schimpfte man heimlich über ihn, nannte ihn einen Knicker, weil er beispielsweise der nun zu zehnt in einer Kammer untergebrachten Dienerschaft sogar die Talglichter allerhöchstselbst zuteilte. Aber sein System war insofern erfolgreich, als einerseits mit weit geringerem Aufwand erheblich bessere Leistungen erzielt wurden, andererseits seine liebe Victoria größere Rücklagen machen konnte. Und da auch Albert selbst eine stattliche Apanage bewilligt bekam, konnte sich das Ehepaar den Landsitz Osborne auf der Insel

Wight kaufen, dort ein prächtiges neues Landhaus bauen und für beides zusammen zweihunderttausend Pfund aufwenden. 1852 kauften sich die Eheleute auch noch Balmoral House, eine kleine Residenz im schottischen Hochland. Und als 1861 Victorias Prinzgemahl plötzlich starb, ließ er nicht nur eine vom Schmerz überwältigte Frau zurück, sondern auch ein schon sehr stattliches Vermögen, das seine Witwe erbte.

Nach dem Tode ihres geliebten Mannes lebte Königin Victoria viele Jahre lang völlig zurückgezogen und überließ alle öffentlichen Auftritte ihrem ältesten Sohn, dem Prinzen von Wales. So sehr vernachlässigte sie ihre Repräsentationspflichten, daß sich in der Öffentlichkeit die unziemliche Frage erhob, ob es wirklich nötig sei, sie dafür, daß sie nichts tat, so teuer zu bezahlen. In Broschüren rechnete man der Königin nach, daß sie zwar »jährlich mindestens sechzigtausend Pfund Sterling, die ständig steigenden Einkünfte aus dem Herzogtum Lancaster nicht eingerechnet«, privat und nach Gutdünken verwenden könnte; der große Rest ihrer »Zivilliste« aber wäre vom Parlament zweckgebunden bewilligt worden, insbesondere für eine »die Ehre und Würde der Krone« wahrende Repräsentation. »Was tut sie damit?«, so lautete der dreiste Titel einer 1871 erschienenen Broschüre, die sich mit dieser Frage befaßte. Offensichtlich hätten sich die Ausgaben für Staatsempfänge und -besuche, prunkvolle Auftritte vor staunendem Volk und ähnliche Zwecke, für die das Parlament alljährlich rund 320.000 Pfund zur Verfügung stellte – nur 65.000 Pfund der Zivilliste durfte die Königin privat verwenden – seit dem Tode des Prinzgemahls sehr beträchtlich vermindert, um nicht zu sagen, daß sie gänzlich fortgefallen wären. Das dafür vorgesehene Geld aber wäre, so bemerkte der Verfasser der respektlosen Schrift, ebenso offensichtlich nicht an die Staatskasse zurückgeflossen ...

»Es war schwer sich der Folgerung zu verschließen« meinte hierzu Victorias großer Bewunderer und Biograph, Lytton Strachey, »daß eine große Summe Geld dem Gebrauch, für den es vom Parlament bestimmt worden war, entzogen wurde, um das Privatvermögen der Monarchin zu vergrößern. Es war unmöglich, die genaue Höhe dieses Privatvermögens festzustellen, aber man hatte Grund, anzunehmen, daß sie riesenhaft war; vielleicht erreichte sie fünf Millionen Pfund.«

Strachey beeilte sich zwar hinzuzufügen, daß diese Schätzung sicherlich »sehr übertrieben« sei, aber er blieb den Beweis für solche Annahme schuldig. Ihn zu erbringen, wäre ihm auch schwergefallen, denn eine einfache Rechnung zeigt, daß Victorias Ersparnisse in Wirklichkeit nicht kleiner, sondern schon damals ganz erheblich größer gewesen sein müssen: In den vierunddreißig Jahren, die (1871) seit ihrem Regierungsantritt vergangen waren, hatte die Königin, auch unter strenger Einhaltung der vom Parlament festgesetzten Zweckbindungen, alljährlich etwas mehr als hunderttausend Pfund Sterling zur privaten Vermögensbildung benutzen dürfen, und man kann ganz sicher sein, daß sie keinen Penny davon vergeudet hat. Schon dies ergab, wenn man nur fünf Prozent Zins und Zinseszins zugrunde legt, die stolze Summe von rund neun Millionen Pfund Sterling!

Aber auch das kann keineswegs alles gewesen sein: 1861 war Prinz Albert gestorben und hatte seiner Victoria alles vermacht, was er, dem ja ebenfalls stattliche Summen aus der Zivilliste zugeflossen waren, sich davon hatte auf die hohe Kante legen können – mindestens eine Million Pfund, eine Summe, die, wenn man dieselbe Verzinsung wie vordem zugrunde legt, bis 1871 auf 1,6 Millionen Pfund angewachsen sein mußte.

Indessen war dies keineswegs Victorias einzige große Erbschaft. Wiederholt hatten reiche Leute ohne nahe Verwandte ihrem Patriotismus dadurch Ausdruck verliehen, daß sie ihr ganzes Vermögen der Königin vermachten. So war Victoria beispielsweise im Jahre 1852 von einem gewissen John Neild ein Legat in Höhe von 500.000 Pfund hinterlassen worden, wiederum eine Summe, die sich bis 1871 auf etwa 1,2 Millionen Pfund vermehrt haben dürfte.

Vor allem aber – und das war ja der eigentliche Grund, weshalb man sich im Jahre 1871 zu entrüsten begann – hatte die Königin in den zehn Jahren, die seit dem Tode ihres Prinzgemahls vergangen waren, mehr als drei Millionen Pfund Sterling aus zweckgebundenen öffentlichen Mitteln bezogen, dieses Geld aber weder im vorgesehenen Rahmen ausgegeben noch zurückerstattet. Selbst wenn man annimmt, daß sie davon nur ein knappes Drittel zur privaten Vermögensbildung benutzt hatte, so waren daraus bis 1871 weitere 1,4 Millionen Pfund geworden ... Kurz, sie muß – sehr vorsichtig geschätzt – im vierunddreißigsten Jahr ihrer Regierung bereits ein Privatvermögen von mehr als 13 Millionen Pfund gehabt haben, vom Wert der Juwelen und sonstigen Geschenke, die sie bis dahin erhalten hatte, ganz zu schweigen ...

Und dabei genoß die Königin gegenüber anderen sehr reichen Leuten einige Vorteile: Sie brauchte keine Steuern zu zahlen; ihre Schlösser wurden auf Staatskosten unterhalten; jedwede Vorsorge für den Fall der Arbeitsunfähigkeit war überflüssig, ja, nicht einmal die Ausbildung ihrer Söhne oder die Mitgift ihrer Töchter hatte sie selbst zu bestreiten!

Im selben Jahr 1871, als man sich erstmals öffentlich mit den Finanzen Victorias zu beschäftigen begann, weil sie ihre Repräsentationsgelder in die Privatschatulle fließen ließ, forderte sie anläßlich der Vermählung ihrer Tochter Louise mit dem ältesten Sohn des Herzogs von Argyll vom Unterhaus eine Mitgift von 30.000 Pfund und eine Jahresrente von 6000 Pfund an, »damit die Kinder standesgemäß leben können.«

Man gab, wenn auch sehr widerwillig, diesem Ersuchen statt, doch schon wenige Wochen später kam Victorias nächste Forderung: Prinz Arthur, ihr Dritttältester, wurde volljährig und sollte aus diesem Grunde eine Apanage von jährlich 15.000 Pfund erhalten.

Fast schien es, als hätte sie damit den Bogen überspannt. Im ganzen Land kam es zu Tumulten; auf Trafalgar Square versammelte sich die größte Menge seit Menschengedenken, um gegen »prinzliche Almosenempfänger« zu demonstrieren, ja, gewichtige Stimmen forderten sogar, dem Beispiel Frankreichs zu folgen und endlich die allzu kostspielige und nicht einmal zur Repräsentation fähige Monarchie abzuschaffen. Diese republikanischen Gefühle waren um so begreiflicher, als Victoria ihrem Albert nicht weniger als neun Kinder geboren hatte, deren Versorgungswünsche wie eine Lawine auf das Parlament zurollten. Und dennoch setzten sich die Monarchisten durch: Prinz Arthur bekam seine Apanage, und auch alle weiteren Anforderungen der Königin wurden bewilligt, wogegen sämtliche Anträge auf genaue Untersuchung der königlichen Ausgaben zum Zwecke einer grundlegenden Umgestaltung der Zivilliste von der Unterhausmehrheit abgewiesen wurden. (Das mochte damit zusammenhängen, daß das damalige Parlament noch weit davon entfernt war, ein auch nur einigermaßen getreues Abbild der wahren Volksmeinung darzustellen: Nur Hausbesitzer und sehr zahlungskräftige Mieter durften überhaupt wählen; die Stimmkreise waren – trotz einiger Reformen, die die schlimmsten Auswüchse dieses System beseitigt hatten – so eingeteilt, daß Gutsbezirke mit nur wenigen Stimmberechtigten durch ebenso viele Abgeordnete vertreten waren wie dichtbesiedelte Industriegebiete, und nur sehr wohlhabende Leute konnten es sich leisten, für einen Sitz im Unterhaus zu kandidieren, denn die Abgeordneten erhielten keinerlei Diäten.)

Königin Victoria, die sich 1871 noch als »grausam mißverstandene Frau« fühlte und ihrem damaligen Premier, Mr. Gladstone, darum ersuchte, dem Parlament endlich klarzumachen, daß es nur die Verschwendung unterstützen hieße, wollte man königliche Sparsamkeit beklagen, regierte noch weitere dreißig Jahre und gewann in dieser Zeit die Sympathie ihrer Untertanen zurück. Sie wurde zu einer Symbolfigur, die niemand mehr missen mochte, außerdem aber noch sehr viel reicher. Ihre jährlichen Einkünfte, zumal die aus dem Herzogtum Lancaster, vermehrten sich während dieser drei Jahrzehnte sehr

beträchtlich, und ihre vor 1871 angesammelten Millionen trugen Zinsen und Zinseszinsen. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß Victoria, als sie 1901, hochbetagt und vom Volke tief betrauert, das Zeitliche segnete, ein Vermögen hinterließ, das nicht »höchstens fünf«, sondern weit über fünfzig Millionen Pfund Sterling betragen haben mochte, also mehr als eine Milliarde Goldmark ...! Und sicherlich hat sie sich bis zuletzt große Sorgen um ihre Ersparnisse gemacht ...



Wem diese Summe allzu phantastisch erscheint, vergleiche sie mit dem, was schon deutsche Fürsten, regierende und nicht regierende, etwa zur gleichen Zeit an Vermögen aufzuweisen hatten:

- ☞ Großherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz hinterließ 1904 ein Barvermögen von 115 Millionen Goldmark, wovon etwa ein Viertel bei der Bank von England deponiert war, ferner Forsten, Güter und Pachthöfe im Gesamtumfang von über 90.000 Hektar im damaligen, viel zu niedrigen Schätzwert von rund 94 Millionen Goldmark, zusammen – ohne die Schlösser und den sonstigen Hausbesitz, die Kunstschatze, Juwelen und so weiter – mindestens 209 Millionen Goldmark.
- ☞ Fürst Georg von Schaumburg-Lippe hinterließ bei seinem Tode im Jahre 1911 ein Bar- und Immobilienvermögen von mehr als 250 Millionen Goldmark.
- ☞ Albert Fürst von Thurn und Taxis veranschlagte selbst (und begreiflicherweise viel zu niedrig) den Wert seines damals 1,2 Milliarden Quadratmeter umfassenden Grundbesitzes auf rund 270 Millionen Goldmark; dazu kamen drei Dutzend Schlösser, wertvolle Sammlungen und Juwelen sowie ein Bar- und Aktienvermögen von unbekannter Höhe.
- ☞ Allein der Wert der Gemäldesammlungen des bayerischen Königshauses wurde um 1910 von Sachverständigen auf mindestens 300 Millionen Goldmark geschätzt.
- ☞ Max Egon Fürst zu Fürstenberg in Donaueschingen versteuerte 1912 ein vornehmlich aus Grundbesitz bestehendes Vermögen von 110 Millionen Goldmark.
- ☞ Graf Guido Henckel, Fürst von Donnersmarck, versteuerte 1912 ein aus Bergwerks-, Grund-, Schloß- und Aktienbesitz zusammengesetztes Gesamtvermögen von 283 Millionen Goldmark.



Der Grund für die Ängste der Königin um die finanzielle Zukunft ihres Hauses war indessen beileibe nicht mehr das Parlament gewesen, das sich längst abgefunden hatte mit den Schrullen der greisen Monarchin und ihren exzentrischen Methoden privater Vermögensbildung. Es war auch nicht das englische Volk, das seine Queen zu lieben gelernt hatte und bei dem jeder Gedanke an eine Abschaffung der Monarchie verschwunden war, seit sich Victoria zur Kaiserin von Indien hatte krönen lassen und wieder häufiger vor der Öffentlichkeit erschienen war (wenngleich sie ihr Hauptaugenmerk nach wie vor auf das Sammeln von Schätzen aller Art gerichtet hatte und so weit gegangen war, nicht nur wirkliche Kostbarkeiten, sondern restlos alles – von den Babyschuhen ihrer inzwischen erwachsenen Kinder über die Gartenstühle bis zu den massiv goldenen, juwelenbesetzten Bratenplatten, die ihr ein indischer Vasall zum Angebinde gemacht hatte – numerieren, katalogisieren und sogar Stück für Stück fotografieren zu lassen).

Vielmehr hatte sich die Königin um ihre Schätze deshalb so sehr gesorgt, weil ihr ältester Sohn und Thronerbe in ihren Augen ein Tunichtgut und Verschwender war, ein eitler Fant und – schuld am Tode ihres lieben Albert! Es hatte sich zwar herausgestellt, daß Prinz Albert, wenngleich geschwächt durch eine starke Erkältung, an einer Typhus-Infektion gestorben war, die die behandelnden Ärzte zu spät erkannt hatten. Doch nicht

die Seuche, sondern der Schnupfen war von Victoria für die eigentliche Todesursache gehalten worden, und Albert hatte ihn sich zugezogen, als er in Cambridge gewesen war, um seinem damals dort studierenden Altesten wegen dessen haarsträubenden Lebenswandels die Leviten zu lesen.

Die Königin hatte dieses in ihren Augen an Vaternord grenzende Verhalten ihrem »Bertie« – so wurde der auf die Namen Edward Albert getaufte Prinz von Wales und spätere König Eduard VII. in der Familie und von seinen engsten Freunden genannt – niemals verziehen, und der Thronfolger war seinerseits kaum bemüht gewesen, durch ein tugendhaftes Leben tätige Reue zu üben. Zwar hatte Bertie dann insofern seine Pflicht getan, als er 1863, knapp zweiundzwanzig Jahre alt, eine dänische Prinzessin (aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg), die ihm von seiner Mama ausgesucht worden war, geheiratet und mit ihr in rascher Folge die zur Erhaltung der Dynastie benötigte Anzahl von Kindern gezeugt hatte. Aber ansonsten war Bertie alles andere als ein rücksichtsvoller Sohn, braver Ehemann und guter Hausvater gewesen.

In den langen Jahren seiner Kronprinzenzeit – als seine Mutter ihm endlich den Thron räumte, war der Prinz von Wales schon beinahe sechzig Jahre alt! – wurde der pruden Victoria Ältester weltberühmt durch seine Eskapaden und Affären. Einmal, und das war in jener heuchlerisch sittenstrengen Viktorianischen Epoche ganz besonders peinlich, wurde er sogar in einem Scheidungsprozeß als Zeuge vor Gericht geladen. Aber auch sonst lieferte er den Briten wie dem Ausland ständig Gelegenheit, sich über sein Privatleben zu entrüsten. Mit seiner um die Einkünfte aus dem Herzogtum Cornwall vermehrten Apanage, rund hunderttausend Pfund im Jahr, kam er nie aus, doch glücklicherweise hatte er einige gute Freunde, die ihm stets mit Geld aushalfen oder ihm durch sichere Tips die Möglichkeit gaben, sein auf Rennplätzen, beim Kartenspiel oder durch leichtsinnige Wetten verlorenes Geld an der Börse zurückzugewinnen.

Zu den engsten Freunden Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Wales zählten drei Brüder, Natty, Leo und Alf, sowie deren Vetter (und späterer Schwager) Ferdi, die mit Bertie zusammen in Cambridge studiert hatten. Die vier waren die häufigsten Gäste in Marlborough House, dem Stadtpalais des Thronfolgers, und umgekehrt gab es keine Familie in Großbritannien, die so oft die hohe Ehre hatte, vom Prinzen von Wales besucht zu werden, wie die der drei munteren Brüder und ihres Cousins, ein Umstand, der von zahlreichen älteren Herzogs- und Grafenhäusern des Vereinigten Königreiches mit Ingrimm vermerkt und in gezielter Form Ihrer Majestät der Königin zur Kenntnis gebracht wurde, verbunden mit der respektvollen Bitte, den mißratenen Sohn an seine Pflichten gegenüber der gesamten Hocharistokratie zu erinnern.

Die »Marlborough Boys«, wie man die von Natty, Leo, Alf und Ferdi angeführte Clique um Bertie nannte, gaben im mondänen London der achtziger und neunziger Jahre den Ton an, waren unzertrennlich, lieferten dem Hof und den »besseren Kreisen« immer neuen Anlaß zu höchster Entrüstung und brachten – zusammen mit den »Marlborough Girls«, die es natürlich auch gab und bei denen es sich meist um Stars der Operette und des Balletts handelte – endlich wieder Leben in die Metropole des Britischen Weltreiches, wo seit dem Tode des Prinzen Albert viktorianische Prüderie, unentwegte Ehrbarkeit und spießigste Frömmerei wahre Triumphe gefeiert und eine Atmosphäre kaum noch erträglicher Langeweile geschaffen hatten.

Natty, Leo, Alf und Ferdi waren übrigens recht wohlhabend – reicher sogar als selbst Berties Mutter, die Königin! Sie hatten nicht minder prächtige Stadtpaläste, Landsitze, Schlösser, Rennställe und Jachten als die begütertesten Herzöge und Grafen. Ferdi beispielsweise war der vielbeneidete Besitzer von Waddesdon Manor; er hatte sich vom Herzog von Marlborough, dem Großvater Winston Churchills, ein riesiges Stück Ödland in Buckinghamshire gekauft, es bewässert, mit ungeheuerem Aufwand in eine Parklandschaft verwandelt und darauf jenes Schloß gebaut, dessen 222 Gemächer vollge-

stopft waren mit kostbaren Antiquitäten, Gemälden alter Meister und wertvollsten Gobelins und Teppichen. Leo hatte von seinem Vater den herrlichen Landsitz Gunnersbury Park geerbt, das Palace House in der Nähe der Rennbahn von Newmarket dazugekauft, ferner Ascot Wing, die schönste Besitzung in Buckinghamshire mit prachtvollem Schloß und kilometerweiten Parkanlagen, dazu das benachbarte Gestüt South Court. Alf gehörten Gut und Schloß Halton House, und Natty schließlich hatte in Hertfordshire eine Besitzung, Tring Estate, die alles in den Schatten stellte. Sein dortiges Schloß Tring Manor war ein Juwel altenglischer Architektur und von Sir Christopher Wren für Nell Gwynn, die Geliebte Karls II., gebaut worden. Und natürlich hatte jeder der vier ein Stadtpalais im vornehmsten Londoner Westend, wo auch ihre älteren, nicht minder wohlhabenden Verwandten wohnten. So dicht reihte sich zwischen Piccadilly und Grosvenor Square ein prächtiges Haus der Familie an das andere, daß die *jeunesse dorée* der ganzen Gegend den Namen dieser reichen Sippe gab: »Rothschild Row«. Denn natürlich handelte es sich bei Natty, Alf und Leo um die Söhne Nathaniel, Alfred und Leopold de Rothschild des Londoner Firmenchefs Sir Lionel, und bei Ferdi um den Baron Ferdinand von Rothschild aus Wien, der eine Tochter Lionels geheiratet und sich in England niedergelassen hatte.

Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Enkeln jenes Nathan Meyer Rothschild, der als Unbekannter von Frankfurt nach London gekommen war und mit den Geldern des Kurfürsten von Hessen-Kassel ein Vermögen gemacht hatte, und dem Prinzen von Wales und späteren König Eduard VII. gestalteten sich so eng und herzlich, daß auch der zähe Widerstand der Hofgesellschaft und der alten Königin gegen das Eindringen der Rothschilds in die Oberschicht daran zerbrach. Am 14. Mai 1890 geschah, was niemand für möglich gehalten hatte und wofür es keinen Präzedenzfall gab: Ihre Majestät die Königin von Großbritannien und Kaiserin von Indien beehrte einen Privatmann mit ihrem Besuch, noch dazu einen der berüchtigten »Marlborough Boys«, der Berties sündiges Leben geteilt hatte und, hier stockte den Hofdamen der Atem – nicht einmal Christ war!

Königin Victoria fuhr tatsächlich hinaus aufs Land und nahm in Ferdis Märchenschloß Waddesdon Manor Quartier, inspizierte die kostbare Gemäldegalerie, die für eine Million Pfund Sterling aus der wasserlosen Einöde geschaffenen Gärten und Parkanlagen sowie das herrliche Gestüt, ließ sich von dem charmanten Hausherrn heftig übertriebene Schmeicheleien sagen – »Man muß bei ihr mit der Maurerkelle auftragen« hatte schon Disraeli hinsichtlich Victorias Empfänglichkeit für Komplimente festgestellt – und wurde danach für den Rest ihres Lebens ein Rothschild-Fan.

Wichtige Briefe, zumal solche an die Kaiserin Friedrich, wie sich ihre nach Deutschland verheiratete Tochter, die »zweite Vicky«, zu nennen beliebte, oder an den oft sehr närrischen und ungezogenen Willy, den deutschen Kaiser Wilhelm II., ihren Enkel, vertraute Königin Victoria bald nur noch den Rothschildschen Kurieren an. Sie baute auf die Diskretion ihrer neuen Freunde, die ihr größer zu sein schien als die der königlichen Post oder gar des Foreign Office. Wie recht sie damit hatte, sollte sich erst nach ihrem Tode zeigen: Natty, der von Victoria mit der erblichen Peerswürde ausgezeichnete erste Lord Rothschild, war der Testamentsvollstrecker ihres Premierministers und Lieblings Disraeli gewesen und hatte in dessen Nachlaß ein Bündel »sehr privater« Briefe der Königin an ihren »teuersten Ben« vorgefunden, nur einen Blick darauf geworfen und sie dann unter sicheren Verschuß genommen. Erst nach Victorias Tod übergab er dann diese Korrespondenz seinem Freund Bertie, der nun König war und der die höchst unviktorianischen Briefe seiner Mama in Nattys Gegenwart ungelesen verbrannte.

Man darf indessen annehmen, daß sich die Nützlichkeit der Rothschilds für das englische Königshaus nicht darin erschöpfte, daß sie ihm Briefträger stellten, auch daß umgekehrt die engen Beziehungen der reichen Bankiers zu den Trägern der Krone (und zu fast allen Premierministern, die auf Disraeli folgten, besonders zu Balfour und Winston

Churchill) den Rothschilds nicht allein zur Ehre gereichten. Ganz gewiß nahmen Bertie und auch schon dessen Mutter nicht nur in hochpolitischen Angelegenheiten, wie etwa beim Erwerb der Suez-Majorität, sondern auch bei ganz privaten Geschäften gelegentlich Nattys klugen Rat (und Kredit) in Anspruch. Und sicherlich gab es mitunter im britischen Kabinett wichtige Entscheidungen, die nicht nur das Weltreich als Ganzes betrafen, sondern auch sehr speziell die Interessen der Rothschild-Bank (bei der übrigens die Königsfamilie und zahlreiche führende Politiker Depots und Konten unterhielten).

Ein Großteil der Investitionen, die Großbritannien im Laufe des 19. Jahrhunderts zur Ausbeutung der reichen Bodenschätze und spottbilligen Arbeitskräfte seiner Kolonien, zur allmählichen Industrialisierung des Weltreiches und zum Aufbau der größten Kriegs- und Handelsmarine der Welt vornahm, wurde durch Anleihen finanziert, die das Bankhaus N. M. Rothschild & Sons am New Court im Herzen der Londoner City aufbrachte – allein 400 Millionen Pfund Sterling in der Ära von Sir Lionel de Rothschild!

Rothschild-Millionen flossen in den indischen Bergbau (und kamen in Form von hohen Dividenden wieder zurück); mit Rothschild-Geld wurde die Erschließung der südafrikanischen Diamantenfelder und Goldminen betrieben, und dort »arbeitet« dieses Geld noch heute, wenn auch auf weniger strapaziöse Weise als die schwarzen Bergleute, die zu niedrigsten Löhnen den unermeßlichen Reichtum zutage fördern, und auch in anderen Teilen Afrikas sowie in Australien, in der Südsee, in Kanada und auf den Antillen wurden gezielte Investitionen vorgenommen, die die Londoner Rothschilds und ihre auserlesene Kundschaft reicher und reicher werden ließen.

Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg kauften sich die Herren von New Court noch ein Stück von Kanada, etwas größer als England samt Wales. Es lockten sie dabei weniger die herrlichen Wälder und fischreichen Gewässer, als vielmehr die sehr beträchtlichen Uranvorkommen, die es dort gab und deren Erschließung sie sofort in die Wege leiteten – zum großen Kummer einiger Amerikaner, die nicht rasch und entschlossen genug zugegriffen hatten. Sir Winston Churchill konnte, sowohl als Brite wie als Freund und bevorzugter Bankkunde der Rothschilds, den Vorgang heiterer sehen: Er nannte »dieses größte Immobiliengeschäft des 20. Jahrhunderts« eine »Meisterleistung« und sprach bewundernd von einer »großartigen, des Empires würdigen Konzeption« ...



Seit dem Tode der alten Königin Victoria sind sieben bewegte Jahrzehnte vergangen. Auf Eduard VII., der schon 1910 starb, folgte dessen ältester Sohn, Georg V., der bis 1936 regierte und dessen Armee und Flotte das Kaiserreich seines Veters Willy besiegen halfen. Auf Georgs Sohn David, der als Eduard VIII. den Thron bestieg, ihm schon elf Monate später wieder entsagte und – trotz häufig bekundeter Sympathien für Hitler und sein »Drittes Reich« – nach seiner Abdankung bei den Wiener Rothschilds Zuflucht nahm, folgte dessen jüngerer Bruder, der Herzog von York, als Georg VI. Und damit wurde ganz unvorhergesehenerweise die älteste Nichte Eduards VIII., König Georgs Tochter Elisabeth, die nächste Anwärtlerin auf den Thron des Vereinigten Königreiches von Großbritannien und Nordirland, den sie nach dem Tode ihres Vaters im Jahre 1952 bestieg. Und ihr Sohn Charles – aus ihrer Ehe mit Lord Philip Mountbatten – ist der jetzige Prinz von Wales (und Bezieher der Einnahmen aus dem Herzogtum Cornwall), auch der erste Souverän aus dem Hause Hauke, wenn man so will, oder Windsor-Mountbatten, wenn man der offiziellen Bezeichnung den Vorzug gibt.

Die Königsfamilie und erst recht die strebsamen Hauck-Hauke-Battenberger haben mehrmals den Namen und, wann immer dies von Vorteil war, auch die Konfession gewechselt und sich – bis zur Unkenntlichkeit der deutschen Herkunft – britischen Gepflogenheiten angepaßt. Die Nachkommen des Frankfurter Handelsmannes Meyer Amshel Rothschild folgten dagegen nicht einmal dem in England üblichen Brauch, bei

Erlangung der Peerswürde den Vatersnamen abzulegen und ihn durch etwas sehr britisch-aristokratisch Klingendes – wie Beaconsfield anstatt Disraeli – zu ersetzen, von ihrem eisernen Festhalten am Glauben ihrer Väter ganz zu schweigen.

Heute regiert im alten Bankhaus am New Court ein Triumvirat, das noch immer eine beherrschende Stellung in der Londoner City hat: Edmund de Rothschild, ein Mann vom Jahrgang 1916; dessen elf Jahre jüngerer Bruder Leopold und beider erst 1931 geborener Vetter Evelyn de Rothschild. Die Herren sind die Goldagenten der Bank von England, die jeden Mittag mit altertümlichem Zeremoniell den Goldpreis festsetzen; sie sind auch Inhaber der königlichen Münzschmelze, die wichtigsten Goldmakler des Commonwealth und die maßgebenden Privatbankiers des Inselreiches. Neben diesen traditionellen, mit unendlicher Würde betriebenen Geschäften finden sie sich jedoch auch im Atomzeitalter gut zurecht (wie nicht nur ihre Rieseninvestition in Kanada beweist, sondern auch die Tatsache, daß sie überall rasch zugreifen, wo in der Welt Uran gefunden wird). Darüber hinaus sind sie auch an mancherlei beteiligt, wo man sie nicht vermutet hätte – etwa am Werbefernsehen oder auch an einem gemeinsam mit den Pariser Rothschilds betriebenen Projekt, das sich der Realisierung nähert: dem Bau eines Straßen- und Eisenbahn-Tunnels unter dem Meeresboden zwischen Dover und Calais ...

Natürlich steht das englische Bankhaus noch immer in sehr engen Beziehungen zum Königshaus,* und im Schloß Exbury, das dem Seniorchef Edmund de Rothschild gehört, findet man nicht nur mit herzlichen Widmungen versehene Fotos von Königin Elisabeth und Prinz Philip; man kann Ihre Majestät und Seine Königliche Hoheit dort auch nicht eben selten persönlich antreffen. Die Beziehungen zur Regierung, soweit sie für die Außenwelt sichtbar werden, nimmt dagegen ein Londoner Rothschild wahr, der sich nicht aktiv am Bankgeschäft beteiligt, sondern (auf den Bänken der Labour Party!) als dritter Lord Rothschild im Oberhaus sitzt und zugleich – ein im politischen Leben Englands einmaliger Vorgang – im November 1970 als Chefberater in das (konservative) Kabinett Heath berufen wurde. Dieser Lord Victor de Rothschild, den viele nur für einen versponnenen Sammler von Insekten, speziell Flöhen, sowie von seltenen Erstdrukken hielten, andere für einen hervorragenden Pianisten, was beides zutrifft, war im Zweiten Weltkrieg einer der Chefs der anglo-amerikanischen Gegenspionage und gilt als einer der bedeutendsten Experten auf dem Gebiet des militärischen Nachrichtendienstes. Im Zivilleben war er einer der leitenden Direktoren des »Royal Dutch-Shell«-Konzerns.

* Offizielle Privatbank der Königin ist jedoch Coutts am Strand.



An der Macht und dem Einfluß der englischen Rothschilds kann kein Zweifel bestehen. Sie sind heute kaum geringer als zur Zeit des Premierministers Disraeli. Um ihren Reichtum ist es hingegen nicht mehr ganz so gut bestellt wie ehemals – eine Folge der enorm hohen Erbschaftssteuer, die in Großbritannien erhoben wird und mit deren Hilfe die von Lord Victor Rothschild im Oberhaus vertretene Arbeiterpartei die Vormachtstellung der britischen Aristokratie und Hochfinanz, nicht zuletzt auch die der Rothschilds, allmählich zu beseitigen hoffte.

So sind die Herren von New Court – und erst recht Lord Victor – längst nicht mehr so reich wie ihre französischen Vettern und gewiß auch nicht die Reichsten im Lande. Diesen Ruhm müssen sie einer Kundin ihrer Bank und Freundin ihrer Familie überlassen, deren Konten und Depots selbst bankintern allerstrengster Geheimhaltung unterliegen und mit deren Vermögensverhältnissen sich näher zu befassen in England (und erst recht in den Ländern des Commonwealth) für höchst unschicklich gilt: Ihrer Majestät Königin Elisabeth II.

Wie reich die Königin wirklich ist, welchen Umfang das Vermögen hat, das ihr und ihrem Prinzegehn von den gemeinsamen Urgroßeltern, Victoria und Albert, her in vierter Generation zugefallen ist und das ihr ältester Sohn Charles einmal größtenteils erben wird, läßt sich nicht einmal schätzen. Etwa zur Zeit der großen Deutschlandreise Elisabeths und Philips im Jahre 1965 verlautete, die britische Königin wäre – mit umgerechnet etwa 630 Millionen DM Gesamtvermögen – »sicherlich die reichste Frau der Welt«. Doch diese Zahl ist bestimmt genauso unrichtig wie die daraus gezogene Schlußfolgerung.

Zwar ist das gigantische Vermögen der Königin Victoria unter ihren zahlreichen Kindern, Enkel, Urenkeln, Nichten und Neffen aufgeteilt worden (und sogar der »ungezogene Willy« in Berlin erbte einiges davon), aber der, sozusagen, harte Kern des viktorianischen Reichstums, speziell der immense Grundbesitz sowie bestimmte Beteiligungen, erst recht der große Gold- und Juwelenschatz, blieb dem jeweiligen Träger der Krone vorbehalten und hat an Wert bestimmt nicht verloren, sondern noch sehr beträchtlich zugenommen – nicht zuletzt deshalb, weil gerade er, aufgrund der besonderen Privilegien des Souveräns, der rigorosen Besteuerung während der letzten fünfzig Jahre, insbesondere der Erbschaftssteuer, nicht ausgesetzt war.

So darf der erste direkte Nachkomme des ehrgeizigen Mainzer Kanzleisekretärs Hauck und dessen zur Demoiselle erzogener Franziska aus dem unaussprechlichen Türmchen, der dazu ausersehen ist, Souverän eines immer noch sehr großen und mächtigen Weltreiches zu werden, auch in finanzieller Hinsicht ziemlich sorgenfrei in die Zukunft blicken: Seine Königliche Hoheit Prinz Charles Philip Arthur George Windsor-Mountbatten, Fürst von Wales, Herzog von Cornwall, Herzog von Rothesay, Earl of Chester – wie der britische Thronerbe mit vollem Namen heißt – bezieht schon heute, teils aus der Staatskasse, teils aus den Erträgen der Krondomänen, alljährlich die stolze Summe von rund zwei Millionen Mark! Um als Privatmann ein solches Nettoeinkommen zu haben, müßte er nahezu hundert Millionen Mark Vermögen besitzen ... Seit er verheiratet ist, haben sich seine Bezüge noch beträchtlich vermehrt, und wenn er dereinst König wird, kann er über eine Zivilliste verfügen, die sich seit den Tagen der Königin Victoria keineswegs vermindert hat, wie man annehmen könnte, wenn man deren Weltreich mit den Trümmern vergleicht, die davon übriggeblieben sind ...

Und da Prinz Charles auch den Hauptteil dessen erben wird, was seiner Mutter derzeit, sei es in ihrer Eigenschaft als Chefin des Hauses Windsor-Mountbatten, sei es als Privatperson, an Vermögenswerten aller Art gehört, wird er noch viel reicher sein als alle seine Vorfahren. Im Juni 1971 brach der Buckingham-Palast erstmals sein Schweigen über den Umfang des Privatbesitzes von Königin Elisabeth II. Ein Sprecher des Königshauses wies Schätzungen zurück, denen zufolge die Königin über Vermögenswerte von zusammen mindestens fünfzig Millionen Pfund Sterling (damals rund 425 Millionen DM) verfügen soll. Die Summe von »weniger als zwei Millionen Pfund Sterling« (damals siebzehn Millionen DM) bezeichnete der Sprecher, ohne zu erröten, als »glaubwürdig«. Nun, allein der Wert der Besitzungen Sandringham und Balmoral, die Privateigentum der Königin sind, liegt bereits weit über der angegebenen Summe.

Tatsächlich wird Prinz Charles aber, wenn er dereinst den Thron bestiegen und seine Mutter beerbt haben wird, den Vergleich mit Dollar-Milliardären aushalten können. Eines aber wird ihm dennoch nicht möglich sein: Er wird nicht von sich sagen können, daß er der Allerreichste unter den Monarchen Europas wäre! Denn es gibt ein Königshaus, dem es gelungen ist, noch gewaltigere Schätze anzusammeln als selbst die Träger der Krone von Großbritannien, wobei die betreffende Familie es glänzend verstanden hat, ihren unermeßlichen Reichtum vor der Welt hinter einer kunstvollen Fassade von Hausbackenheit und Langeweile zu verstecken und sich den Anschein unendlicher Biederkeit und allenfalls gutbürgerlichen Wohlstands zu geben.*

* Allerdings, das amerikanische Wirtschaftsmagazin »Fortune« sieht die Sache anders: In der eingangs erwähnten Liste der Milliardäre vom Herbst 1988 rangiert Königin Elisabeth II. von Großbritannien an vierter Stelle mit einem geschätzten Vermögen von 8,7 Milliarden US-Dollar. Allein ihre Auslandsinvestitionen sollen ihr jährlich 30 Millionen Dollar an Privateinkünften bringen!

6 Die Nassauer

Im unteren Lahntal, nicht weit von Bad Ems, liegt ein altes, inzwischen zu einem Luftkurort aufgeblühtes Städtchen, das heute etwa viertausend Einwohner zählt – nicht eben viel, wenn man bedenkt, daß es bereits 1348 von Kaiser Karl IV. Stadtrecht erhalten hatte, auch die gnädige Erlaubnis, Gericht zu halten, Pranger und Galgen zu errichten sowie Bier und Branntwein auszuschenken. Dabei erfreut sich der Ort von alters her einer günstigen Verkehrslage sowie einer gewissen strategischen Bedeutung, denn er liegt an einer alten Handels-, Post-, Reise- und Heerstraße, die zudem gerade dort die Lahn überquert. Wer die Stadt und die umliegenden Höhen beherrscht, der kontrolliert – wenn er will – diesen (zumindest einstmals) wichtigen Verkehrsknotenpunkt.

Just diese Erkenntnis veranlaßte schon im Mittelalter ein unternehmungslustiges (sprich: beutehungriges) Rittergeschlecht, sich in günstiger Position zu Städtchen und Straße eine stark befestigte Burg zu bauen und fortan – mit keinem anderen Recht als dem des Stärkeren – Wegzölle und andere Abgaben zu erheben, sich die ansässigen Bauern und Handwerker botmäßig zu machen, sie zu besteuern und zu allerlei Frondiensten heranzuziehen.

Natürlich lockte die ergiebige Einnahmequelle auch andere Adelssippen nebst Anhang herbei, und es gab häufig blutigen Streit um den Besitz der Burg, ganz ähnlich den heutigen Bandenkämpfen in den Vergnügungsvierteln der Großstädte ... Obwohl die ganze Gegend, kraft königlicher Schenkung, geistlichen Stiftsherren, zuletzt denen von Worms, gehören sollte, setzten sich schließlich die Grafen von Laurenburg mit ihren angemäßen Besitzansprüchen durch – gegen den fernen Kaiser, auch gegen den Papst in Rom, der die dreisten und davon unbeeindruckten Laurenburger mit seinem Bannfluch belegte, und erst recht gegen den Wormser Bischof, der am Ende seine bloß noch theoretischen Eigentumsrechte an den Kurerzbischof von Trier abtrat, welcher sie dann, weil sie ihm nichts als Ärger brachten, dem Kaiser überließ. Dieser begnügte sich fortan mit der Rolle eines gnädigen, da machtlosen Oberherrn, wogegen die Grafen von Laurenburg zu erblichem Lehen erhielten, was sie sich ohnehin längst genommen hatten. Diese Legalisierung ihrer frechen Eroberungen bot ihnen lediglich Anlaß, sich und ihre Burg nun nach dem (damals noch nicht zur Stadt erhobenen) Ort zu benennen, den sie sich untertan gemacht hatten. Sie heißen seitdem Grafen von Nassau.

Das war um 1160, und in den folgenden fünf Jahrhunderten blieben die Grafen von Nassau auf ihrer Burg über der Lahn, die sie zu ihrem Stammsitz erklärt hatten. Ihr Geschlecht erwarb durch vorteilhafte Heiraten, allerlei Erbschaften und gewaltsame Eroberungen bei günstigen Gelegenheiten immer neue Gebiete, vor allem im Westerwald sowie im Siegerland und am Mittellauf der Lahn, teilte sich in zahlreiche, dann selbständig regierende Äste und Zweige, von denen die meisten bald wieder ausstarben, wobei der verwaiste Besitz stets anderen Nassauern zufiel, und es kam dann nicht selten zu blutigen Erbauseinandersetzungen – beispielsweise in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zwischen Ruprecht dem Streitbaren von Nassau und Johann (dem Dickköpfigen) von Nassau-Dillenburg ...

Sie schlugen sich und vertrugen sich, wie es gerade kam, stritten auch zwei Jahrhunderte lang mit den Kölner Erzbischöfen um den Besitz der Stadt Siegen, wobei sie sich als die Stärkeren erwiesen, und wurden immer reicher und mächtiger. Daß sie bei ihrer zielstrebigem Vermögensbildung auch die Bewohner der Metropole ihres kleinen Reiches, die Bürger des Städtchens Nassau, nicht vergaßen, davon zeugt noch heute der Graue Turm am Südostrand des nunmehrigen Luftkurortes: Er diente jahrhundertlang als Arrestanstalt und Folterstätte (mit Aussicht auf den Galgenberg), wobei Häufigkeit

und Eile der dort durchgeführten peinlichen Prozesse enorm gefördert wurden durch die sinnreiche Gepflogenheit, aus den stets zugunsten der Landesherrn beschlagnahmten irdischen Gütern der Delinquenten auch den Denunzianten, Häschern Zeugen, Richtern und Henkern etwas zukommen zu lassen.

Indessen waren die Grafen von Nassau – wenn man ihren Chroniken glauben darf – bei ihren Untertanen sehr beliebt und standen in höchstem Ansehen, und gewiß führten sie sich nicht wesentlich schlechter auf als andere kleine Potentaten, zeigten sich eher großzügiger, zumindest insofern, als sie auch anderen hier und da etwas gönnten, beispielsweise ihren wichtigsten Burgmannen, den (nachmaligen Reichsfrei-)Herren vom und zum Stein, die sich zu Füßen der gräflichen Stammburg angesiedelt hatten, und aus deren Geschlecht der 1757 zu Nassau geborene spätere preußische Staatsmann und Reformier hervorgegangen ist.

Die Grafen von Nassau konnten sich solche Großzügigkeit gegenüber ihren Vasallen leisten – zumindest seit dem 1. August 1405, denn an diesem denkwürdigen Tage hatte Graf Engelbert I. von Nassau, geboren um 1380, die gerade dreizehnjährige Erbtöchter derer van Polanen zum Traualtar führen können. Johanna, so hieß die noch sehr kindliche Braut, brachte dem Nassauer reichen niederländischen Grundbesitz mit in die Ehe, unter anderem die Herrschaften Breda, de Lek, Geertruidenberg, Klundert und Gageldonck.

Der glückliche Freier Engelbert, der übrigens auch Statthalter des Herzogs Johann IV. von Brabant wurde, erbte dann noch von einem ohne männliche Nachkommen verstorbenen Verwandten die halbe Grafschaft Diez und konnte in Luxemburg die Grafschaft Vianden an sich bringen – womit er, alles in allem, zu einem sehr reichen und mächtigen Landesherrn geworden war. Seine beiden Enkel teilten sich 1475 den inzwischen noch vermehrten Besitz ihres Hauses: Engelbert II. Graf von Nassau-Vianden, wie sich der Ältere nannte, bekam den gesamten holländischen Teil des Erbes, unter anderem die Herrschaften Breda, de Lek, Roosendaal, Diest, Nispen, Wouw und so weiter, was ihm die Statthalterschaft in den Niederlanden und Limburg einbrachte; der Jüngere, Johann, bekam Nassau, Siegen, Diez, Hadamar, Dillenburg und, neben manchem anderen, auch die Grafschaft Katzenelnbogen, zudem die Statthalterschaft von Gelderland und Zutphen.

Durch eine einzige wohlüberlegte eheliche Verbindung waren also die Nassauer – wie sie sich immer noch nannten, obwohl ihre sogenannten Stammlande recht ärmlich waren im Vergleich zu den fetten Neuerwerbungen – die wohlhabendsten und einflußreichsten Grundherren im südlichen Holland geworden! Doch es kam noch besser: Engelbert II. starb ohne Leibeserben und vermachte seinen ganzen niederländischen Besitz seinem Neffen Heinrich, einem Bruder des im heimischen Nassau regierenden Grafen. Heinrichs Sohn (aus zweiter Ehe), der sich René von Châlons nannte, erbte nicht nur alle holländischen Latifundien, sondern auch noch, von der Familie seiner Mutter, das südfranzösische Fürstentum Orange nebst zweiunddreißig Herrschaften in Burgund! Als dieser glückliche Erbe 1544 kinderlos verstarb, fiel aller Besitz in Frankreich, Burgund, Luxemburg und den Niederlanden an Renés Vetter Wilhelm, der dafür leichten Herzens auf die Nassauer Stammlande verzichtete.

Dieser Wilhelm, später Wilhelm I. der Schweiger genannt, war 1533 auf Schloß Dillenburg zur Welt gekommen. Als Page am Hofe Karls V. gewann er die besondere Gunst des Kaisers, der ihn 1551 mit einer reichen Erbtöchter, Anna van Egmond, vermählte. Die Ehe währte zwar nur sechs Jahre, doch sie brachte Wilhelm eine gewaltige Vermehrung seines niederländischen Besitzes ein, unter anderem Buren, Leerdam und Lingen. Als Karl V. auf den Thron des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation verzichtete und die Niederlande spanisch wurden, ernannte König Philipp II. den reichen Wilhelm zum Statthalter in Holland, Zeeland, Utrecht und der Freigrafschaft Burgund.

Doch er mißtraute ihm – von seinem Standpunkt aus übrigens völlig zu Recht –, da Wilhelm die niederländischen Unabhängigkeitsbestrebungen, den Abfall von Spanien, zu unterstützen schien.

In den jahrzehntelangen schweren Kämpfen zwischen dem katholischen Spanien sowie den der römischen Kirche treugebliebenen Provinzen auf der einen Seite und den als Ketzer blutig verfolgten, den Lehren Luthers und Calvins anhängenden und nach Selbständigkeit strebenden Niederländern auf der anderen, schien es eine Zeitlang ganz so, als hätte sich Wilhelm, sozusagen, zwischen zwei Stühle gesetzt: Der von König Philipp zur blutigen Unterwerfung der aufständischen Holländer mit zehntausend Soldaten und nahezu unbeschränkten Vollmachten in die Niederlande entsandte Graf Alba, dessen äußerst brutales Vorgehen Wilhelm veranlaßte, seine Statthalter-Ämter niederzulegen und sich ins heimische Dillenburg zurückzuziehen, nahm des Nassauers dreizehnjährigen Sohn gefangen und schickte ihn als Geisel (sowie zur streng katholischen Erziehung) nach Spanien. Die »ketzerischen« Rebellen hingegen mißtrauten dem vorerst noch spanientreuen und katholischen Nassauer.

Erst nachdem Wilhelm vor den »Rat der Unruhen« geladen und aller seiner Güter verlustig erklärt worden war, trat er aus begreiflicher Empörung über diese schreiende Ungerechtigkeit zum reformierten Glauben über und begann von Deutschland aus den langen und sehr blutigen Befreiungskampf, der schließlich den Niederlanden die Unabhängigkeit brachte, dem Nassauer aber wieder den Besitz aller erheirateten und ererbten Güter, was Wilhelm sogar die gegen ihn von König Philipp ausgesprochene Achtung verschmerzen ließ. Vielleicht wäre der Nassauer, der sich – wegen seiner Besitzung Orange in der Provence – lieber als Oranier bezeichnen ließ, sogar noch König der Niederlande geworden, doch wurde er 1584 zu Delft von einem fanatischen Katholiken ermordet.

Wilhelm I. von Oranien-Nassau hinterließ nicht weniger als 19 Kinder aus insgesamt vier Ehen. Der älteste Sohn aus zweiter Ehe (mit einer leider geisteskranken Prinzessin von Sachsen), Moritz geheißen, wurde – auf Betreiben des Landesadvokaten Johan von Oldenbarnevelt – zum Nachfolger seines Vaters gewählt, was ihn aber nicht hinderte, Oldenbarnevelt später der Volksstimmung zu opfern und hinrichten zu lassen. Prinz Moritz von Oranien, Graf von Nassau, Statthalter, Generalkapitän und Admiral der geeinigten Provinzen der Niederlande, wie sein voller Titel lautete, setzte den Kampf gegen die Spanier erfolgreich fort, erzwang sogar einen zwölfjährigen Waffenstillstand, der dem Wirtschaftsleben des Landes großen Aufschwung gab, eroberte auch die portugiesischen Kolonien in Ostindien, was für die Zukunft Hollands von großer Bedeutung werden sollte, und starb, nachdem der Krieg mit Spanien von neuem ausgebrochen war, 1625 in Den Haag. Ihm folgte, da er keine Kinder hinterlassen hatte, sein siebzehn Jahre jüngerer Stiefbruder Heinrich Friedrich, der Statthalter aller geeinigten Provinzen außer Friesland wurde. (In Friesland, einer von den Patriziern der niederländischen Handelsmetropolen als eine Art Kolonie betrachteten Provinz, amtierte als Statthalter ein Neffe des verstorbenen Prinzen Moritz, Graf Ernst Casimir von Nassau-Katzenelnbogen-Dietz, so daß auch dort der Einfluß der Sippe gewahrt blieb.) Heinrich Friedrich setzte den Kampf gegen Spanien und Habsburg fort, eroberte Herzogenbusch, Maastricht, Wesel und Breda, war auch zur See sehr erfolgreich und kaperte die spanische Silberflotte, was den Familienfinanzen sehr zuträglich war.

Nach überachtzigjährigem Ringen, ein Jahr vor dem endgültigen Sieg über Spanien, starb Heinrich Friedrich am 24. März 1647 zu Den Haag. Im Westfälischen Frieden, der zugleich den Dreißigjährigen Krieg in Deutschland beendete, wurde 1648 die Republik der Vereinigten Niederlande endlich als unabhängiger Staat anerkannt, behielt alle ihre Eroberungen, auch die in West- und Ostindien und erlangte vollständige Handelsfreiheit, selbst in spanischen Häfen.

Während der letzten Jahrzehnte ihres Kampfes um Unabhängigkeit waren die Niederlande das mit Abstand reichste Land Europas geworden; ihr Handel und ihre Industrie beherrschten die Weltmärkte, und auch ihre militärische Stärke zu Wasser und zu Lande war weit größer als die jeder anderen vergleichbaren Nation. Die »Ostindische Kompanie«, eine holländische Privatgesellschaft mit außerordentlichen Privilegien und eigenen Streitkräften, beherrschte Ceylon, Malakka, Sumatra, Java, Borneo und die anderen Sunda-Inseln, ja betrachtete diese und auch die Kap-Kolonie in Südafrika als rechtmäßiges Eigentum ihrer Aktionäre, aus dem Jahr für Jahr hohe Dividenden zu erwirtschaften waren. Die »Westindische Kompanie«, deren Territorien in Nord-, Mittel- und Südamerika lagen, beherrschte jahrzehntelang Brasilien und kaufte an der Hudsonmündung von den dort lebenden Indianern die ganze Insel Manhattan – für Waren im Wert von etwa hundert Mark ... Die dort 1626 errichtete Niederlassung, der Kern der heutigen Stadt New York, erhielt den stolzen Namen Neu-Amsterdam. Die gesamte niederländische Flotte zählte um 1640 mehr als fünfunddreißigtausend Schiffe; der Geldreichtum war so groß, daß der Zinsfuß bis auf zwei Prozent sank, und in den Tresoren der Amsterdamer Bank lagerte eine Gold- und Silberreserve von rund dreihundert Millionen Gulden – nach heutigem Wert mehr als zehn Milliarden Mark! »Die Niederlande«, so sah es Jakob I. von England, »sind mehr ein Handelsunternehmen als eine Nation!«



Dies alles muß man in Betracht ziehen, wenn man beurteilen will, wie herrlich weit es die Nassauer bereits gebracht hatten. Schon allein die Ehe eines wenig begüterten Grafen mit der dreizehnjährigen Erbtochter Johanna van Polanen hatte ihnen eine beherrschende Stellung in den Niederlanden verschafft, und die Statthalterwürden, die ihnen dann in so reichem Maße und fast von selbst zugefallen waren, hatten sie zu begehrten Partnern gemacht – sowohl für weitere Ehen mit reichen Erbinnen wie für jedes bedeutende Handelsunternehmen, die Ost- und Westindischen Kompanien nicht ausgenommen. Dazu war die unverhoffte Erbschaft gekommen, die ihnen halb Burgund und das Fürstentum von Orange eingetragen hatte, und der damit verbundene Titel war gleichfalls ein Gewinn. »Prinz von Oranien«, das klang weit besser als »Nassauer«! Und dieser von ihnen nunmehr bevorzugte Name wurde rasch aufgegriffen und diente fortan auch zur Bezeichnung ihrer Parteigänger in den harten Kämpfen, die in den vom spanischen Joch befreiten Provinzen ihretwegen ausbrachen. Denn die Vereinigte Republik, so fanden viele, brauchte ja eigentlich keine Statthalter mehr ... Und nach dem Westfälischen Frieden, so meinten vor allem die großen Steuerzahler, war auch das riesige Heer überflüssig geworden, das die Statthalter auf Kosten der Nation unterhielten. Am liebsten hätten die städtischen Patrizier, die sich selbst als Aristokraten bezeichneten und mit ihrem Reichtum, zumal in Amsterdam, alles beherrschten, beide nach Hause geschickt, das Heer wie die Statthalter. Doch sie hatten ihre Rechnung ohne den Wirt, richtiger: ohne den Gast aus Deutschland gemacht, den jungen Prinzen Wilhelm II. von Oranien-Nassau, der 1647, erst zweiundzwanzig Jahre alt, seinem verstorbenen Vater, Heinrich Friedrich, als Statthalter gefolgt war.

Wilhelm II. weigerte sich, den Wünschen nach Verminderung des Heeres und der Steuern nachzukommen, ließ 1650 die Führer der städtischen »Aristokraten« kurzerhand ins Gefängnis werfen und zwang das mächtige Amsterdam mit Hilfe seiner Truppen zur Annahme seiner Bedingungen. Doch im selben Jahr starb Wilhelm II. an den Blattern, und nun sahen seine Gegner ihre Chance, die Nassauer endlich loszuwerden. 1651 faßte die Große Versammlung der Deputierten aller Provinzen den Beschluß, keine neuen Statthalter mehr einzusetzen, außer in Friesland und Groningen. Ja, die »aristokratische« Partei unter Führung des »Ratspensionärs« von Holland, Johan de Witt, ging noch einen Schritt weiter: In einem geheimen Zusatzabkommen, der sogenannten »acte van seelusie«, gab Holland gegenüber dem England Gromwells das Versprechen ab, das Haus Oranien-Nassau für alle Zeiten von jedem Staatsamt auszuschließen.

Diesmal machten beide, de Witt wie Gromwell, die Rechnung ohne die deutschen Gäste: Zum Glück für die Nassauer war der so früh verstorbene Wilhelm II. bereits als Knabe mit einer sehr reichen Erbtöchter vermählt worden, nämlich mit der Princess Royal von Großbritannien, Maria, der Tochter König Karls II. aus dem Hause Stuart, der 1660 nach dem Ende der Cromwellschen Republik wieder den Thron bestieg und das holländische Versprechen sogleich für erledigt erklärte, denn er wollte natürlich der Karriere seines Enkels nicht im Wege stehen, eines Knaben, den die Gemahlin Wilhelms II. erst nach dem Tode ihres Mannes geboren hatte.

Der kleine Sohn, der mit elf Jahren auch noch seine Mutter verlor, wurde von der »aristokratischen« Partei sorgfältig überwacht und sollte auch als junger Mann von allen in seiner Familie nun bereits erblichen Statthalter- und sonstigen Ämtern ausgeschlossen bleiben. Der eigentliche Lenker der niederländischen Politik dieser Jahre, der »Ratspensionär« und Oranien-Feind Johan de Witt, hatte so erfolgreich operiert und sah seine und seiner Parteifreunde Stellung bereits als so gefestigt an, daß er 1668 durch ein Edikt den inzwischen achtzehnjährigen Prinzen Wilhelm »für immer« von allen Staatsämtern ausschließen lassen konnte. Doch als 1672 Frankreich und England gemeinsam das ungerüstete Holland überfielen, bekam die Partei der Oranier Oberwasser. Prinz Wilhelm II. wurde zum Generalkapitän, Großadmiral und Erbstatthalter gewählt; de Witt mußte zurücktreten, und als er einige Wochen später seinen von dem Oranier aufgrund falscher Anschuldigungen ins Gefängnis geworfenen Bruder dort besuchen wollte, wurden beide de Witts von einer aufgehetzten Menge gelyncht. Eine Untersuchung dieses Vorfalls oder gar eine Bestrafung der Mörder fand nicht statt.

Von da an schien die Macht der Oranier in den Niederlanden für alle Zeiten gesichert, und bald erweiterte sie sich sogar noch in unerwarteter Weise: 1677 hatte sich Wilhelm mit seiner Kusine verheiratet, der fünfzehnjährigen Tochter Maria des Königs Jakob II. von England aus dem Hause Stuart, eines Schwagers seiner verstorbenen Mutter. Und als sein alter Onkel (und neuer Schwiegervater) die Engländer wieder zum römischen Glauben zurückzuführen und die Rechte des Parlaments zu beschneiden versuchte, da verfiel man in London auf den Gedanken, den Oranier um Hilfe zu bitten.

Wilhelm nahm die sich bietende Chance sofort wahr, setzte mit einer starken Streitmacht nach England über, fand keinen nennenswerten Widerstand und konnte Ende 1688 im Triumph in London einziehen, während sein Onkel, König Jakob, nach Frankreich flüchtete. Und als das englische Parlament sich weigerte, dem allzu erfolgreichen Retter die von diesem begehrte Krone von Großbritannien zuzusprechen, da setzte Wilhelm die Abgeordneten unter Druck, indem er mit sofortigem Abzug und blutiger Rache der Stuarts drohte. So krönte man seufzend ihn und seine Frau, und vom 13. Februar 1689 an durfte sich Wilhelm II., Graf von Nassau, Prinz von Oranien, Erbstatthalter von Holland, Zeeland, Gelderland, Utrecht und Overijssel, Generalkapitän der Niederlande und Großadmiral der Union, auch noch König von England, Schottland und Irland nennen. Die beiden bedeutendsten Handels-, See- und Kolonialmächte jener Epoche waren nun unter einem Zepter vereinigt, und ein Nassauer regierte sie!

Damit schien sich eine politische Hoffnung zu erfüllen, die weniger Wilhelm selbst, als vielmehr sein gerade verstorbener Onkel, der »Große Kurfürst« Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gehegt hatte. Dessen Vater hatte bereits eine Enkelin des ersten Oraniers, Wilhelms des Schweigers, geheiratet, und der Große Kurfürst war seinerseits mit deren Kusine, seiner Tante, vermählt worden. Ziel dieser seltsamen Familienpolitik war eine norddeutsch-protestantische Allianz, die im Bund mit Großbritannien und vielleicht auch mit Schweden ganz Europa beherrschen, Frankreichs kontinentale Vormachtstellung brechen, die Habsburger in Schach halten und den Vormarsch der Reformation bis ans Mittelmeer ermöglichen sollte, wobei den provenzalischen und burgundischen Besitzungen der Oranier die Rolle vorgeschobener Bastionen zugedacht war. Deshalb hatte der Große Kurfürst die ehrgeizigen Pläne Wilhelms und seine Ambitionen auf den

Thron von England kräftig unterstützt, ihm für seine Expedition nach London ein Hilfskorps von sechstausend brandenburgischen Musketieren sowie seinen besten Feldherrn, den Marschall Schomberg, geschickt und ihm Rückendeckung gegenüber Frankreich zugesagt ...

Indessen konnte Wilhelm III. in den knapp dreizehn Jahren seiner Regierung zwar den »Bund der Seemächte« festigen, doch es gelang ihm weder der vernichtende Schlag gegen Frankreich noch konnte er sich in seinem Inselreich besondere Sympathien erwerben. Dagegen stärkte seine Abwesenheit von Holland den dortigen Einfluß der seinem Hause feindlichen »Aristokraten«-Partei, und als er 1702 vom Pferd stürzte und bald darauf kinderlos verstarb, benutzten die »Aristokraten« diese günstige Gelegenheit, die Statthalterwürde in allen niederländischen Provinzen, außer in Friesland, zum zweiten Male abzuschaffen, womit sie die Macht der Oranier endgültig gebrochen zu haben glaubten.

In England endete die Herrschaft des Hauses Oranien-Nassau ebenfalls, denn dort bestieg nach Wilhelms Tod dessen Schwägerin Anna Stuart den Thron, und da diese ihre Kinder überlebt hatte, fiel nach ihr – wie wir bereits wissen – die Krone von England an das Haus Hannover.

Es kam jedoch noch weit schlimmer für die übriggebliebenen Nassauer: Wilhelms Großvettern, Graf Johann Wilhelm Friso von Nassau-Dietz, Erbstatthalter in Friesland, der sozusagen letzten nassauischen Bastion in den Niederlanden, und der zum König in Preußen avancierte Sohn des Großen Kurfürsten, Friedrich I., beanspruchten beide aufgrund verschiedener Testamente den reichen Besitz in Burgund und der Provence, den Wilhelm II. als Prinz von Oranien hinterlassen hatte. Während sie noch darum stritten, zog König Ludwig XIV. von Frankreich das Fürstentum Oranien als »heimgefallenes Lehen« ein, und das als oberstes Gericht angerufene Parlament in Paris gab seinem Monarchen natürlich recht. Es entschied, daß die Verwandten des Verstorbenen nichts behalten sollten als den – nunmehr leeren – Titel, über den sich der Preußenkönig und der Graf von Nassau-Dietz dahingehend einigten, daß sie sich fortan beide »Prinz von Oranien« nannten und dieses Recht auch weitervererbten, wogegen Frankreich nur ein Stückchen größer und reicher geworden war.



Die mißliche Lage, in die die Nassauer durch Wilhelms II. jähen Sturz vom Pferd geraten waren, versuchte Graf Friso auf allerlei Weise auszugleichen: Einmal sorgte er dafür, daß er vom Kaiser für den Verlust des Throns von England, der Erbstatthalterschaft in den Niederlanden und der oranischen Stammlande wenigstens durch eine kleine Rang-erhöhung getröstet wurde, und so konnte er sich fortan »Fürst« von Nassau-Dietz und Prinz von Oranien nennen. Zum anderen betrieb er eine ehrgeizige Heiratspolitik, indem er eine Tochter des reichen Landgrafen von Hessen-Kassel ehelichte und deren Mitgift in holländischen Gütern anlegte. Die Macht seines Hauses in den Niederlanden aber konnte er nicht wiederherstellen, lebte auch nicht mehr lange, denn er erkrankte im Jahre 1711 beim Baden.

Immerhin hinterließ er einen – bei seinem Tode noch ungeborenen – Sohn, der im November 1711 zur Welt kam, den Namen Wilhelm (IV.) erhielt und die Titel eines Prinzen von Oranien, Fürsten von Nassau-Dietz und Erbstatthalters in Friesland, üppigsten Wohllebens der herrschenden »aristokratischen« Handelsherren und Bankiers, völliger Vernachlässigung der Rüstung und allgemeiner Energielosigkeit. Die Reichen Bürger, endlich der ehrgeizigen Nassauer ledig, begnügten sich damit, in Muße die hohen Dividenden zu verzehren, die die Ausbeutung der Kolonien und der Sklavenhandel abwarfen.

Mehr als dreißig Jahre lang ließen auch die Nachbarn die Niederlande in Ruhe, doch dann fielen plötzlich, im Zuge des österreichischen Erbfolgekrieges, französische Truppen in Flandern ein; die ungerüsteten Holländer sahen ihr Land in Gefahr, und nun erinnerte sich das Volk der fast schon vergessenen Nassauer. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung sahen sich die herrschenden »Aristokraten« gezwungen, den inzwischen zum Mittdreißiger herangereiften Wilhelm aus Friesland herbeizurufen und mit dem Oberbefehl über das ungerüstete Heer zu betrauen. Dies sollte natürlich nur eine vorübergehende Notmaßnahme sein.

Indessen irrten sich die Herren von der »aristokratischen« Partei gewaltig, als sie annahmen, den vierten Wilhelm bald wieder nach Hause schicken zu können. Er selbst wäre vielleicht dazu bereit gewesen, doch er hatte eine Frau, die sehr energisch war und ganz anders darüber dachte. Wilhelm hatte sie sich nicht ausgesucht; sie war ihm von der Verwandtschaft zur Gemahlin bestimmt worden, und als er sie zum ersten Male gesehen hatte, war er vor Schreck ohnmächtig geworden.

Die junge und keineswegs häßliche Dame hieß Anna, war die älteste Tochter des jähzornigen und tyrannischen Königs Georg II. von England (aus dem damals schon berühmten Hause Hannover) und die Schwester des geistesgestörten späteren Königs Georg III. Sie hatte das Temperament ihres Vaters geerbt, dazu eiserne Energie sowie etwas, was ihre Höflinge später vorsichtig mit »Freimut« umschrieben. Aus ihrer Abneigung gegen die Niederländer im allgemeinen und ihren schwachen Gemahl im besonderen machte Anna nie einen Hehl, doch sie war fest entschlossen, da sie nun einmal dazu verdammt war, an Wilhelms Seite in Holland zu leben, aus beiden etwas zu machen.

So wurde Wilhelm IV. 1748 erster erblicher Statthalter und Generalkapitän der sämtlichen sieben Provinzen, Kapitän und Generaladmiral der Unium, auch Generaldirektor sowohl der »Ostindischen« wie der »Westindischen Kompanie«, was mit sehr stattlichen Einnahmen verbunden war, und nebenbei konnte er alle oranischen Besitzungen in den Niederlanden und alle nassauischen Gebiete rechts der Lahn in Besitz nehmen. Vielleicht hätte Anna ihren Wilhelm auch noch zum König gemacht, obwohl er sich gegen solche Pläne heftig sträubte, doch er starb bereits 1751.

Drei Jahre hatten der energischen Anna genügt, die bis dahin jeder Zentralgewalt, erst recht einer erblichen, zutiefst abholden Niederländer unter der Statthalterschaft ihres gleichfalls widerstrebenden Gemahls zu einigen. Und sie war nach seinem Tode fest entschlossen, sich ihr Werk nicht wieder zerstören zu lassen. Also übernahm sie nun selbst die Statthalterschaft, da ihr zum Nachfolger seines Vaters ausersehener Ältester erst drei Jahre alt war. Sie verstand es, die »aristokratische« Partei einflußlos zu machen und die auseinanderstrebenden Provinzen eisern zusammenzuhalten, die Macht der Oranien-Nassauer zu festigen, einen drohenden Krieg mit England zu verhindern und die Freundschaft Friedrichs des Großen zu gewinnen. Als sie 1759, erst neunundvierzig Jahre alt, zur allgemeinen Erleichterung die Augen für immer schloß, wurde offenbar, daß sie auch über ihren Tod hinaus die Geschicke der Niederlande geregelt hatte: Ihrem Letzten Willen gemäß wurde ein Schwager des Preußenkönigs, Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig-Wolfenbüttel, Vormund des erst elfjährigen Erbstatthalters Wilhelm V. und übernahm für diesen zugleich die Leitung der Staatsgeschäfte.

Auch nachdem Wilhelm V., ein gutmütiger, aber sehr willensschwacher Knabe, mit achtzehn Jahren die Erbstatthalterschaft offiziell übernahm, blieb der Braunschweiger der tatsächliche Machthaber: Er hielt den jungen Prinzen wie einen Gefangenen, regierte »in Generalvollmacht« wie zuvor und suchte für Wilhelm, als dieser neunzehn Jahre alt geworden war, selbst die, wie er meinte, passende Gemahlin aus: die gerade seehzehnjährige Prinzessin Wilhelmine von Preußen, Nichte und Mündel Friedrichs des Großen.

Mit dieser Wahl, die zur weiteren Ablenkung des von den Staatsgeschäften systematisch ferngehaltenen Erbstatthalters und zur Festigung der Macht des Braunschweigers dienen sollte (denn der Herzog war ebenfalls ein Onkel der Braut), beging der selbstherrliche Ludwig Ernst einen – von seinem Standpunkt aus – fürchterlichen und nicht wiedergutzumachenden Fehler. Offenbar war ihm nicht bekannt gewesen, wie die neue Ehefrau des willensschwachen Prinzen von Friedrich dem Großen beurteilt worden war. »Die Prinzessin«, so hatte der Alte Fritz seine Nichte Wilhelmine charakterisiert, »ist hoch gewachsen, gut gebaut und gefällig in ihren Bewegungen. Was ihre Willensstärke angeht, so übertrifft sie alles, was ich gesehen habe ...«

Der Braunschweiger bekam Wilhelmines Energie bald zu spüren. Es gelang ihr, die gegen den anmaßenden Herzog opponierenden Oranientreuen des Landes um sich zu sammeln und mit ihrer Unterstützung sowie unter massivem Einsatz der zahlreichen weiblichen Waffen, die ihr zu Gebote standen, den autokratischen Onkel nach und nach auszuschalten, am Ende sogar zur Abreise zu bewegen. Damit rückte aber nun wieder der Erbstatthalter selbst in den Mittelpunkt des politischen Kampfes. Die oranienfeindliche Partei der »Aristokraten«, verstärkt durch junge demokratische Kräfte, ging 1785/86 zum offenen Angriff über, ließ den Erbstatthalter für abgesetzt erklären und vertrieb ihn und Wilhelmine aus Den Haag. Doch auch die »Patrioten«, wie sich die Anhänger dieser aristokratisch-republikanischen Sammlungsbewegung nannten, hatten ihre Rechnung ohne Wilhelmine gemacht.

Zunächst wollte die energische Prinzessin die Residenz im Alleingang zurückerobern. Ihrem verängstigten Gemahl erklärte sie: »Wissen Sie etwas Besseres? Ich bin bereit, Ihre Pläne zu unterstützen, aber wenn Sie keine haben, muß ich meine eigenen verfolgen!« Nachdem ihr Versuch, in das von den »Patrioten« besetzte Den Haag einzudringen, an der Wachsamkeit der Rebellen gescheitert war, wandte sich Wilhelmine an ihren in Berlin regierenden Bruder, König Friedrich Wilhelm II., der sich schließlich von ihr dazu bewegen ließ, fünfundzwanzigtausend preußische Grenadiere nach Holland zu schicken, die im Handumdrehen das ganze Land besetzten, dem republikanischen Spuk ein Ende machten und die alte Ordnung wiederherstellten.

Im April 1788 konnte Wilhelmines Gemahl, als wiedereingesetzter Erbstatthalter Wilhelm V., mit Preußen und Großbritannien eine »Ewige Allianz« schließen, die die Herrschaft der Nassauer über die Niederlande unter den militärischen Schutz der Vertragspartner stellte.

Dieses Arrangement der tatkräftigen Wilhelmine sicherte ihr und ihres willenslosen Gemahls Regiment bis zum Ausbruch der Französischen Revolution, deren Sieg der Partei der »Patrioten«, vor allem deren republikanischem Flügel, wieder Auftrieb gab. Zwar traten die Niederlande der europäischen Koalition gegen das neue Frankreich bei und ließen eine britische Armee ins Land. Aber die Revolutionsheere, unterstützt durch einen Aufstand der holländischen Republikaner, erwiesen sich als die Stärkeren. Im Winter 1794/95 brach der letzte Widerstand der Statthaltertreuen und ihrer Verbündeten zusammen; Wilhelmine und ihr Mann flüchteten nach England; die Erbstatthalterschaft wurde abgeschafft, und am 26. Januar 1795 konstituierten sich die Niederlande als Batavische Republik.

Nun war zwar nicht Holland, aber Nassau in Not! Alle noch vorhandenen Vermögenswerte der ehemaligen Statthalterfamilie, vor allem die ausgedehnten Domänen, wurden zugunsten des Staates eingezogen, ihre Schlösser geplündert und in Stabsquartiere und Lazarette umgewandelt, die Kunstschatze versteigert, und mit dem Erlös der ganzen Aktion bezahlten die Niederländer den Großteil ihres Hundert-Millionen-Gulden-Beitrages zum Kampf der verbündeten Republiken gegen die Tyrannen.

Durchlauchtig Hochgeboren – so lautete die offizielle Anrede des Erbstatthalters – saß derweilen jammernd im britischen Exil, verfolgte die für ihn so traurige Entwicklung –

die Konsolidierung des eng mit Frankreich verbündeten republikanischen Einheitsstaates und den Niedergang des Kolonialhandels – und starb im April 1806, nachdem er zuvor auf den Kontinent zurückgekehrt und für die gleichfalls verlorenen Gebiete seines Hauses in Deutschland auf Kosten enteigneter Bischöfe, Prälaten und Reichsstädte mit dem Fürstentum Fulda, der Grafschaft Corvey sowie mit der Stadt und Grafschaft Dortmund entschädigt worden war.

Wenige Wochen nach Wilhelms Tod, am 26. Mai 1806, wurden die Niederlande auf Napoleons Befehl in ein Königreich Holland umgewandelt, dessen Krone Louis Bonaparte erhielt. Und als dieser 1810 abdanke, erklärte gar ein kaiserliches Dekret aus Paris die Vereinigung Hollands mit Frankreich, da es sich ja bei den Niederlanden bloß um »eine Anschwemmung französischer Flüsse« handelte ...

Wilhelmine, des schwachen Wilhelms unbeugsame Witwe, blieb unverzagt obwohl auch ihr heimatliches Preußen geschlagen am Boden lag. »Siegen oder sterben, das ist das einzige, was uns übrigbleibt«, erklärte sie ihrem Ältesten, dem 1772 geborenen Erbprinzen Wilhelm, dem Napoleon inzwischen auch noch Fulda und die übrigen Entschädigungen in Deutschland wieder abgenommen hatte.

Nun, Wilhelmine und mit ihr die Oranien-Nassauer siegten tatsächlich, wenn auch mit fremder, wiederum preußischer Hilfe: 1813, nach Napoleons Rückzug aus Rußland und vernichtender Niederlage bei Leipzig, wagten sich in den Niederlanden die Anhänger der Statthalterpartei wieder an die Öffentlichkeit, proklamierten im Dezember die Unabhängigkeit des Landes von Frankreich und ganz Holland zum erblichen Fürstentum des Hauses Oranien-Nassau, doch erst ein preußisches Armeekorps unter Bülow jagte die französischen Besatzungstruppen davon und brach jeden Widerstand, der sich noch gegen die Thronbesteigung des aus dem Exil heimgekehrten Erbprinzen regte.

Auf dem Wiener Kongreß erhielt das neue Fürstentum einen enormen Gebietszuwachs, nämlich ganz Belgien, Luxemburg und einen schmalen Streifen von Nordfrankreich. Die Niederlande samt Belgien wurden zum Königreich, Luxemburg, das dem Deutschen Bund angeschlossen blieb, zum Großherzogtum erhoben, und beide Länder durfte fortan Wilhelmines Ältester, der nunmehrige König Wilhelm I., in Personalunion regieren. Diese Regelung sollte – vom englischen Standpunkt aus – ein gegenüber Frankreich widerstandsfähiges Bollwerk schaffen, zugleich die Niederländer ein wenig dafür trösten, daß ihnen die Briten während der Napoleonischen Kriege nach und nach fast ihr ganzes Kolonialreich weggenommen hatten. Immerhin bekamen die Holländer dann Java, Sumatra, Borneo, Celebes und die anderen Sunda-Insel zurück, auch einen Teil von Guayana sowie Curaçao; dagegen behielten die Engländer die Kapkolonie, Ceylon und einige andere besonders fette Beutestücke. Und dafür, daß ihr neuer König das Großherzogtum Luxemburg erhalten hatte, mußte er auf seine nassauischen Stammländer rechts der Lahn zugunsten seiner deutschen Vettern verzichten.

Wilhelm I. war mit dieser Regelung durchaus einverstanden, um so mehr, als er wenige Monate zuvor noch ein Prinz ohne Land und aller Güter beraubt gewesen war – ausgenommen einige kleinere Besitzungen in Schlesien und Posen aus der Mitgift seiner Mutter und die Reste des von der umsichtigen Wilhelmine nach England geretteten Hausschatzes. Diesen wieder aufzufüllen, sah er als seine vornehmste Aufgabe an, und die neue Königswürde bot ihm ausgezeichnete Möglichkeiten dazu.

Als vertriebener Erbprinz von Oranien hatte Wilhelm zunächst Zuflucht in Berlin genommen, war 1806 mit der Führung einer preußischen Division betraut und bei Jena ebenso unterlegen wie zuvor bei der Verteidigung Hollands. Als Kommandeur der zehntausendköpfigen Garnison hatte er dann vor Napoleon widerstandslos kapituliert, war 1809 ins österreichische Heer eingetreten und bei die Flucht geschlagen worden. Nach diesem umfangreichen persönlichen Beitrag zu den Kriegsanstrengungen der Verbündeten (deren Niederlagen er in keinem ursächlichen Zusammenhang mit dem Um-

stand gesehen hatte, daß ihre Heere nicht wie die Napoleons von den jeweils Tüchtigsten, sondern von Leuten wie ihm geführt wurden, deren Qualifikation sich meist nur mit dem Prädikat »Durchlauchtig Hochgeboren« umschreiben ließ), war Wilhelm zu der Überzeugung gelangt, genug geleistet zu haben, und hatte sich nach England abgesetzt. Dort, wo die umfangreichen Reste des Hausschatzes der Nassauer von seiner Mutter deponiert worden waren, hatte Wilhelm endlich ein ihm gemäßes Betätigungsfeld gefunden und seine wahren Talente zur vollen Entfaltung bringen können: Er war ein Kaufmann großen Stils geworden und hatte mit sehr vorsichtigen Spekulationen, einigem Glück, äußerster Sparsamkeit und zähem Profitstreben das Hausvermögen gewaltig vermehrt und daneben ein wenig Politik betrieben.

Nach seiner Thronbesteigung und von der energischen Mama einer neuen – wenngleich weit zahmeren – Wilhelmine, seiner Base, Schwester der Preußenkönigs Friedrich Wilhelm III., angetraut, widmete sich König Wilhelm I. weiter seinen Lieblingsbeschäftigungen: Er vergrößerte durch Geschäfte aller Art den Reichtum seines Hauses und versuchte gleichzeitig, seine Macht zu vermehren, wobei er in den Briten und den Preußen seine natürlichen Verbündeten sah. Vor allem mit dem Hof von Berlin fühlte er sich eng verbunden, denn schließlich waren nicht nur seine Frau und seine Mutter gebürtige Hohenzollern-Prinzessinnen, sondern auch drei seiner vier Kinder in Berlin geboren, und zwei von ihnen heirateten wiederum Hohenzollern. Er selbst gehörte als Großherzog von Luxemburg dem Fürstenrat des Deutschen Bundes an. Seine Neuerwerbungen, vor allem das reiche Belgien nebst Lüttich, betrachtete König Wilhelm nicht als den Niederlanden gleichberechtigt, eher als besetzte Gebiete, die es streng zu beaufsichtigen und kräftig zu schröpfen galt, etwa dadurch, daß man ihnen die alte und sehr hohe Staatsschuld der Niederlande mit aufbürdete. Umgekehrt verdächtigten ihn seine belgischen Untertanen ganz offen, mit ihren Steuern fleißig Privatgeschäfte zu betreiben.

Tatsächlich war die in der Verfassung garantierte Kontrolle der Staatsfinanzen durch das Parlament, die sogenannten Generalstaaten, worin die fast vier Millionen Belgier mit nur ebenso vielen Abgeordneten vertreten waren wie die knapp zweieinhalb Millionen Holländer, eine bloße Farce. Niemand wußte, wo die hohen Steuererträge wirklich blieben, und die Vermutung, daß König Wilhelm damit private Vermögensbildung betrieb, klang selbst oranientreuen Niederländern äußerst glaubhaft.

Jedoch nicht diese schon damals etwas fragwürdige Zweckentfremdung öffentlicher Mittel zu eigenem Nutzen nahmen die für Profitstreben und Knickigkeit stets viel Verständnis aufbringenden Untertanen in den Stammprovinzen ihrem König übel; erst als Wilhelm sich mit einer Belgierin, der Gräfin Henriette d'Oultremont de Wégimont, in einer das prüde Holland entrüstenden Weise einließ und sich nach dem Tode seiner Wilhelmine, die übrigens nichts von dem Elan und Charme ihrer gleichnamigen Schwiegermama gehabt hatte, sogar mit der (katholischen!) Belgierin zu verehelichen gedachte, wurden die Niederländer ernstlich böse. Am 7. Oktober 1840 gab König Wilhelm I. dem Druck der öffentlichen Meinung nach und entsagte dem Thron zugunsten seines ältesten Sohnes, der nun als Wilhelm II. König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg wurde. Wilhelm I. aber heiratete bald darauf, fast siebzigjährig, seine um zwei Jahrzehnte jüngere Freundin. Als Graf und Gräfin von Nassau lebten die beiden noch einige Jahre zusammen. Der Exkönig starb Ende 1843 in Berlin, die Gräfin 1864 auf dem dicht an der holländischen und belgischen Grenze gelegenen Schloß Rahe bei Aachen, das der sonst so sparsame Wilhelm ihr zum Geschenk gemacht hatte.

Wilhelm II., der nach der Abdankung seines Vaters 1840 König wurde, trat ein in vieler Hinsicht trauriges Erbe an: Belgien hatte sich 1830 von Holland getrennt und war, von dem Frankreich des Bürgerkönigs Louis Philippe militärisch unterstützt, ein selbständiges Königreich geworden, auf dessen Thron, nach längerem Hin und Her, Prinz Leopold von Sachsen-Coburg und Gotha, der Lieblingsonkel der Königin Victoria von England, berufen worden war; die niederländischen Staatsfinanzen hatten sich außerordent-

lich verschlechtert, nicht zuletzt durch die hohen Militärausgaben im Zusammenhang mit dem Abfall Belgiens, aber auch weil die Belgier, die weiterhin einen Beitrag von jährlich 8,4 Millionen Gulden zur Verzinsung und Amortisation der alten holländischen Staatsschuld zu leisten verpflichtet worden waren, die Zahlungen eingestellt hatten, da Wilhelm I. nicht bereit gewesen war, die belgische Unabhängigkeit anzuerkennen. Und schließlich hatte Wilhelm I. sein auf mehrere hundert Millionen Gulden geschätztes Privatvermögen (von dem ein kleiner Teil bereits ausgereicht hätte, die Finanznöte des von ihm geschröpften und dann verlassenen Landes zu beheben) größtenteils mit ins Exil genommen. So mußte Wilhelm II. eine neue große Staatsanleihe in Höhe von 127 Millionen Gulden aufnehmen, mit deren Hilfe eine Finanzreform durchgeführt werden konnte.

Die Lage besserte sich dann aber rasch, denn die Belgier nahmen die Zahlungen, wenn auch in bald vermindertem Umfange, wieder auf: Die Kolonien erbrachten dem Staat einen jährlichen Gewinn von nahezu zehn Millionen Gulden (von den Profiten, die Privatleute und auch das Königshaus selbst daraus zogen, ganz zu schweigen!), und infolge einer strikten Neutralitätspolitik konnten die Militärausgaben stark verringert werden.

Auch die privaten Finanzen Wilhelms II. besserten sich rasch, teils durch das reiche, väterliche Erbe, das ihm – wenn auch um all das vermindert, was seine Geschwister, Vettern und Kusinen sowie die Witwe des Exkönigs bekamen – 1843 zufiel, teils durch sehr beträchtliche Erbschaften seiner Gemahlin.

Wilhelm II. hatte 1816 die Großfürstin Anna Pawlowna geheiratet, eine Tochter von Zar Paul I. und Schwester Alexanders I. von Rußland, die nicht nur, wie ein Hofchronist es formuliert hat, »einen reichen Brautschatz und kaiserlichen Überfluß in die biederbürgerlichen Schlösser von Holland brachte«, sondern auch die Verwandtschaft mit einer Vielzahl millionenschwerer Großfürsten und Großfürstinnen, die dann samt und sonders Anna und ihren Gemahl in ihren Testamenten bedachten. (Nur am Rande sei hier vermerkt, daß natürlich auch diese russische Gemahlin Wilhelms II. eigentlich eine Deutsche war, wie sämtliche übrigen Ehepartner der Könige und Königinnen von Holland seit den Tagen Wilhelms I. bis heute, allen Hinweisen eifriger Hofbiographen auf die Internationalität des Hauses Oranien-Nassau zum Trotz: Ihre Mutter, die Prinzessin Sophie von Württemberg-Stuttgart, die sich später als Zarin Maria Feodorowna nannte, war – gegen eine Jahresrente von zehntausend Rubeln – von ihrem ursprünglichen Bräutigam, dem Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, an den Zarewitsch Paul abgetreten worden, und dieser, Annas Vater, war der älteste Sohn Katharinas II., einer gebürtigen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob deren Gemahl, Zar Peter [von Holstein Gottrop] oder Graf Soltykow, Katharinas bevorzugter Geliebter während der fraglichen Zeit, oder irgendein anderer Bettgefährte der Zarin als Erzeuger des Zarewitsch zu gelten hat.)

Die Zarentochter brachte indessen den Nassauern nicht nur eine wahre Flut von Gold und Juwelen ins Haus sowie reichen ausländischen Grundbesitz, der die Einkünfte des holländischen Königshauses noch beträchtlich vermehrte; zu ihrer Mitgift gehörte leider auch ein – wie es die amtlichen Geschichtsschreiber Hollands vorsichtig umschreiben – »genetisches Vermächtnis«, das in ihren Nachkommen »Spuren körperlicher und geistiger Schwächen« hinterließ, freimütiger ausgedrückt: Bei den sonst in dieser Hinsicht so braven Nassauern grassierten plötzlich, zum Entsetzen der sittenstrengen Holländer, die Wollust Peter des Großen, die ungezügelte Sinnlichkeit seiner Tochter Elisabeth, auch der ersten und zweiten Katharina, ganz zu schweigen vom Alkoholismus Peters III.!

Ersparen wir es uns, auf die vorwiegend traurigen, nur zum geringen Teil pikanten Folgen näher einzugehen, zumal sie sich für die weitere Vermögensbildung des Hauses

Nassau-Oranien eher negativ auswirkten. Nur insoweit sie die Dynastie um ein Haar zum Erlöschen brachten, sei einiges davon erwähnt:

König Wilhelm II. starb schon im neunten Jahr seiner Regierung. Sein ältester Sohn folgte ihm als Wilhelm III. im März 1849. Eine seiner allerersten Maßnahmen war, daß er einer Verminderung seiner Zivilliste zustimmte, was einerseits nötig war, um die im Volk schwelende Unzufriedenheit zu besänftigen, andererseits die Degenerierung deutlich machte, die die bis dahin in Geldfragen so robusten Nassauer befallen hatte. Von seiner württembergischen Gemahlin wurden Wilhelm II. drei Söhne geboren, von denen keiner den kränkelnden Vater überlebte: Einer starb an einer nicht genauer definierten Gehirnkrankheit; der zweite versank in geistige Umnachtung, und der dritte trank sich früh zu Tode, zum Glück nicht in den Niederlanden, sondern in Paris. Damit schien das Ende des Königshauses gekommen zu sein, zumal Wilhelm III. 1877 auch seine Frau verloren hatte.

Gleichzeitig war noch in anderer Hinsicht Holland in Not. Da war zunächst die leidige Lage der Staatsfinanzen, deren Defizit schon wieder die bedenkliche Höhe von vierzig Millionen Gulden erreicht hatte, nicht zuletzt infolge eines langen und blutigen Kolonialkrieges auf Sumatra, der alle Staatseinnahmen Niederländisch-Ostindiens verschlang, außerdem besorgniserregend hohe Verluste an Offizieren und Mannschaften verursachte, ohne daß ein Sieg in Aussicht war. Sodann hatte die Abschaffung der Sklaverei, zu der man um die Mitte der sechziger Jahre sogar in Westindien gezwungen war, hohe Entschädigungszahlungen an die bisherigen Sklavenhalter erforderlich gemacht, und noch nicht überall war es gelungen, als Ersatz für die Sklaverei den sogenannten »Kulturzwang«, ein sehr hartes, aber recht einträgliches Fronsystem, einzuführen, das sich auf Java glänzend bewährt hatte. Und schließlich war auch im Mutterland Anlaß zu großer Sorge – der verwitwete König Wilhelm III. hatte die Sechzig bereits überschritten; sein letzter noch lebender Sohn war geisteskrank, und als nächste hatte die deutsche Großherzogin von Sachsen-Weimar Anspruch auf den Thron der Niederlande. Kam sie in Holland an die Regierung, was zu befürchten stand, so wuchs die Gefahr, daß die Niederlande dem neuen, von Bismarck gegründeten Deutschen Reich angeschlossen würden und ihre Selbständigkeit verlieren könnten.

Nun, König Wilhelm III. machte zumindest allen Sorgen um den Bestand der Dynastie ein Ende: Eines Tages traf er die (verheiratete) Prinzessin Maria von Waldeck-Pyrmont und begann mit ihr einen Flirt, bei dem er sich zu der Erklärung hinreißen ließ: »Mit einer Frau wie Ihnen, Gnädigste, könnte ich noch eine Ehe wagen ...!«, worauf ihm die prompte Antwort zuteil wurde, zwei unverheiratete Schwestern stünden zur Auswahl bereit. Wilhelm entschied sich für die jüngere der beiden, die gerade zwanzigjährige Prinzessin Emma, die er 1879 heiratete, und schon bald darauf schenkte ihm seine um fast zweiundvierzig Jahre jüngere Gemahlin eine Tochter, die den Namen Wilhelmina erhielt.

Als Wilhelm III. 1890 nach langer Krankheit starb, wurde die gerade zehnjährige Wilhelmina zur Königin der Niederlande proklamiert; ihre Mutter, Königin Emma, führte für sie – wie schon zuvor für Wilhelminas Vater – die Regentschaft, bis die Prinzessin achtzehn Jahre alt war. Dann übernahm die junge Dame selbst – und nicht nur dem Namen nach – die Regierung, und es begann ein neuer Abschnitt sowohl in den Beziehungen zwischen Thron, Regierung und Volk der Niederlande als auch in der Vermögensbildung der Oranien-Nassauer.

Wilhelmina war von Anfang an entschlossen, wie ihre preußische Ahnin gleichen Namens, die Zügel fest in die Hand zu nehmen und sich von niemandem in der Ausübung ihrer Rechte, die sie sehr großzügig auslegte, hindern zu lassen. Das bekam sogleich ihr Premierminister zu spüren, dem die Achtzehnjährige das von der Regierung verfassungsmäßig ausgearbeitete Manuskript ihrer ersten Thronrede mit der kühlen Bemerkung

kung zurückreichte, sie pflege ihre Ansprachen selbst zu verfassen. Ein Admiral, der ihr behilflich sein wollte, als sie auf dem regennassen Deck eines von ihr besichtigten Kriegsschiffs ausgeglitten war, wurde von ihr mit den Worten abgewiesen: »Niemand darf die Königin berühren!« Und während ihre Regierung im Burenkrieg, der 1899 von den Engländern begonnen worden war, eine sehr vorsichtige Haltung einnahm, entsandte die junge Königin, unbekümmert um die Einwände ihres Premierministers und die Proteste der Königin Victoria aus London, den niederländischen Kreuzer »Gelderland« mit der Weisung nach Südafrika, den Burenführer Paul Krüger vor den Engländern nach Holland in Sicherheit zu bringen, womit sie sich bei ihrem Volk, aber auch in Deutschland, außerordentlich populär machte.

Ihre Selbstherrlichkeit bekam am meisten der Mann zu spüren, den sie sich 1901 zum Gemahl nahm: der vier Jahre ältere Herzog Heinrich zu Mecklenburg-Schwerin. Der Mecklenburger, Sohn des regierenden, steinreichen Großherzogs, mochte gehofft haben, in Den Haag eine Königsrolle spielen zu können und Herr über achtzig Millionen Untertanen in den Niederlanden und deren reichen Kolonien zu werden. Statt dessen bewilligte ihm Wilhelmina nicht einmal eine Apanage; Heinrich wurde durch Gesetz von jeder Mitwirkung an der Regierung ausgeschlossen und auf die Rolle eines Zeugungshelfers beschränkt, der seine Ehefrau und sein 1908 geborenes einziges Kind, eine Tochter mit Namen Juliana, allenfalls bei einem Pfadfindertreffen gelegentlich einmal vertreten durfte. Da ihm auch jede Mitwirkung bei der Erziehung Julianas verwehrt war, zog sich der Prinzgemahl bald völlig von den Seinen zurück. Er richtete sich in einem der vielen Landsitze der Königsfamilie häuslich ein, ging auf die Jagd und übte sich im Lenken von Vierergespannen. Wegen der vielen guten Ratschläge, die er, zumal Züchtern von Borstenvieh, gern erteilte, hieß er beim Volk schließlich nur noch der »Schweineprinz« (so jedenfalls lautet die offizielle Erklärung seines Spitznamens). Unbestritten ist indessen auch, daß seine Kutsche recht häufig vor einfachen Gastwirtschaften, sofern diese auch zum Ausschank von Schnaps berechtigt waren, sowie vor Freudenhäusern minderen Genres zu stehen pflegte. Kam dergleichen seiner Frau zu Ohren, so nahm Prinz Heinrich schicksalsergeben die Strafe hin, die Ihre gestrenge Majestät ihm auferlegte: sechs Wochen Stubenarrest

Übrigens, eines der Mädchen, mit denen sich Prinz Heinrich gelegentlich tröstete, rächte ihn nach seinem Tod im Jahre 1934 auf besonders grausame Weise, indem sie seiner trauernden Witwe, der Königin, einen furchtbaren Schmerz zufügte, und zwar an deren allerempfindlichster Stelle, dem Geldbeutel: Sie ließ Ihre Majestät respektvoll wissen, daß Prinz Heinrich geruht hätte, ihr zur Abgeltung geleisteter Dienste einen Scheck zu hinterlassen, der vom verewigten Herrn Prinzgemahl höchstderoselbst unterzeichnet wäre und – auf einen siebenstelligen Guldenbetrag lautete!

Wilhelmina hätte beim Empfang dieser Nachricht beinahe der Schlag getroffen – weniger wegen des neuerlichen, nun nicht mehr durch Stubenarrest zu ahndenden Fehltritts des armen Heinrich, sondern natürlich nur wegen der exorbitanten Höhe der Forderung!

Kronjuristen wurden diskret zu Rate gezogen, auch ein Kriminalist, der – wenngleich vergeblich – den Versuch unternahm, eine Urkundenfälschung nachzuweisen. Es stellte sich heraus, daß Heinrich, nach reichlichem Genuß von Schnaps, doch noch durchaus zurechnungsfähig, jener Frauensperson einen Blankoscheck ausgestellt hatte mit dem vor Zeugen, richtiger: Zeuginnen, klar geäußerten Wunsch, sie möge die Summe, die sie zu beanspruchen hätte, selbst einsetzen ...

Da half der Königin kein Jammern – sie mußte, wenn sie nicht einen Prozeß und den damit verbundenen weltweiten Skandal riskieren wollte, sehr tief in die Tasche greifen. Am Ende zahlte sie einen zwar durch zähes Feilschen verminderten, aber immer noch sechsstelligen Guldenbetrag, dem sie noch lange nachtrauerte (wenngleich eine respektlose Legende zu berichten weiß, sie hätte die Summe schließlich doch den Steuer-

zahlern aufgebürdet, nämlich durch eine dem Parlament gestellte und von diesem der armen Witwe natürlich nicht abgeschlagene Nachforderung für »unvorhergesehene Sonderausgaben im Zusammenhang mit dem Ableben Seiner Königlichen Hoheit, des Prinzen Heinrich der Niederlande«).

Wilhelminas Sparsamkeit, kaufmännisches Geschick und Geschäftstüchtigkeit waren in den Niederlanden beinahe sprichwörtlich und brachten ihr bei den für diese Eigenschaften leicht zu begeisternden Holländern beträchtliche Popularität ein. »Von ihrem Vater wurde ihr nur eine verhältnismäßig geringe Erbschaft hinterlassen«, behaupteten die Hofchronisten. Dabei vermieden sie geflissentlich die Relation zu definieren, von der sie bei dieser kühnen Feststellung ausgegangen waren, und sie vergaßen auch hinzuzufügen, daß sie lediglich das Privat-, nicht das Familien- oder Hausvermögen der Oranien-Nassauer meinten, dessen Umfang, wie wir noch sehen werden, alle Vorstellungen übertrifft. Sie begnügten sich mit der stolzen Feststellung: »Die junge Königin weiß die Erbschaft nutzbringend zu verwerten. Sobald in den Niederlanden oder in deren überseeischen Besitzungen eine neue Industrie aufgebaut wird, beteiligt sie sich nicht als Königin, sondern finanziert zum Vorbild für die anderen Wirtschaftler die Unternehmen aus ihrem Privatvermögen ...«

Tatsächlich gab und gibt es kein niederländisches Unternehmen von Weltgeltung, an dem das Königshaus nicht seit den Tagen Wilhelminas sehr stattliche Beteiligungen hält, an der Spitze natürlich der »Royal Dutch-Shell«-Erdöl- und Großchemie-Konzern, der aus der Fusion der britischen »Shell Company« mit der »Königlich Niederländischen Petroleumgesellschaft« im Jahre 1907 hervorgegangen ist. Dieser Zusammenschluß war das Werk des 1866 in Amsterdam geborenen »Royal Dutch-« und nachmaligen »Royal Dutch-Shell«-Generaldirektors, des 1920 in England geadelten Sir Henry Deterding.

Sir Henry, der 1939 in St. Moritz verstarb, war ein enger Geschäftsfreund der »kleinen Königin im Lilienreich«, wie der Dramatiker Edmond Rostand die junge Wilhelmina höchst poetisch zu nennen beliebte. Später hingegen wurde der »Royal Dutch-Shell«-Generaldirektor ein großer Bewunderer und Förderer aller »Bollwerke gegen den Bolschewismus«, insbesondere der Diktatur Adolf Hitlers.

Mit Hilfe der tatkräftigen Königin verschaffte Deterding seinem Konzern die Schürfrechte in den an Erdöl so reichen niederländischen Kolonien, und die tüchtige Wilhelmina handelte ihm dafür gewaltige Aktienpakete ab, die auch noch mit besonderen Vorrechten ausgestattet waren, und mit deren Hilfe sie an dem ungeheuren Aufschwung, den das Erdölgeschäft im Verlaufe des zwanzigsten Jahrhunderts nahm, in sehr erheblichem Maße profitieren konnte.

Auf diese und ähnliche Weise beteiligte sich die Königin noch an zahlreichen anderen, auch nicht-holländischen Großkonzernen, beispielsweise am »Anaconda-Kupfer«-Trust, dem größten Kupfererzeuger der Welt, ja sogar an der mächtigen »Shell«-Konkurrenz, dem aus John D. Rockefellers »Standard Oil Co.« hervorgegangenen ESSO-Konzern.

Im Laufe ihres Lebens sammelte die »kleine Königin im Lilienreich« Aktienpakete der bedeutendsten Großkonzerne im Nennwert von insgesamt rund zweihundert Millionen Dollar. Der Verkehrswert dieser Beteiligungen ist, zumal wenn man die bei einem Verkauf zu erzielenden Paketzuschläge berücksichtigt, überhaupt nicht zu schätzen, liegt aber sicherlich weit über zwei Milliarden Dollar!

Indessen war Wilhelmina, die 1898 ihre Regierungszeit mit einer Zivilliste von jährlich knapp einer Million Goldgulden begann und jedes davon irgendwie einzusparende Dubbeltje auf die hohe Kante legte, daneben auch noch die Millioneneinkünfte aus den umfangreichen Domänen ihrer Familie zur Verfügung hatte, von denen sie auch nicht einen Cent auszugeben pflegte, viel zu vorsichtig, als daß sie sich bei ihrer Kapitalanla-

ge allein auf Industrieaktien beschränkt hätte. Ihre Grundstücksgeschäfte, mit denen sie den riesigen Immobilienbesitz der Nassauer in den Niederlanden wie im Ausland um immer neue herrliche Objekte vermehrte, nahmen legendäre Ausmaße an. Und daneben hortete sie auch noch Gold in Barren oder gemünzt in Säcken. Nicht weniger als hundertfünfzig Millionen Golddollar, im heutigen Wert von weit über einer Milliarde Gulden, bildeten die krisenfeste Reserve, die sie sich in fünfzigjähriger Regierungszeit zu schaffen vermochte.

Diesen geradezu märchenhaften Reichtum, zu dem noch Unmengen kostbarster Juwelen sowie niederländische wie asiatische Kunstschatze kamen, wußte »Willemintje«, wie ihre Untertanen sie zärtlich nannten, hinter einer Fassade von Hausbackenheit, kleinbürgerlicher Knickerigkeit und biedersten Auftretens gut zu verbergen. Ihren Regierungsgeschäften ging sie vorzugsweise in Räumen nach, deren Plüschsessel und Zimmerlinden deutlich machten, daß sie von höfischem Prunk nichts hielt; ihre Untertanen sahen sie häufiger auf dem Fahrrad als in teuren Autos, und sie brachte es fertig, während des halben Jahrhunderts ihres Wirkens als Staatsoberhaupt nur insgesamt 450 Bankette zu geben, im Jahresdurchschnitt also nicht mehr als neun offizielle Essen, womit sie das absolute Minimum an Repräsentation und einen Weltrekord in sparsamer Haushaltsführung auf Kosten des Volkes erzielte.

Diesen Stil bewahrte sie natürlich erst recht in den dunkelsten Stunden ihrer Regierungszeit, nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf das neutrale Holland im Mai 1940, und in den fünf langen Jahren des Exils, die dann folgten. In London, wo sie sich zuerst aufhielt, lehnte sie die Einladung des englischen Königs, in seinem Palast oder auf einem der vielen Schlösser der Königsfamilie Quartier zu nehmen, erschrocken ab und zog in eines ihrer eigenen Häuser, am Eton Square. In den Vereinigten Staaten, der nächsten Etappe ihrer Flucht, verzichtete sie auf die Gastfreundschaft des Präsidenten Franklin D. Roosevelt und wohnte lieber in einem schlichten Bürgerhaus in dem Städtchen Lee, Massachusetts, wobei angemerkt sei, daß sie auch in der weltberühmten New Yorker Prominenten-Herberge »Waldorf-Astoria« ein Luxusappartement hätte beziehen können. Ein solches war nämlich für sie dort zeit ihres Lebens reserviert, weil sie, ständig auf Ausschau nach krisenfesten Anlagen, längst Eigentümerin dieses Hotel gewesen war, ja sie konnte auch auf der Insel Manhattan, also im Herzen New Yorks, wo die Preise der Grundstücke in so schwindelerregende Höhen geklettert sind, daß es sich nur noch Wolkenkratzer zu bauen lohnt, ganze Straßenzüge ihr angestammtes Besitztum nennen, hatten sich doch die Nassauer schon in den Tagen der holländischen Kolonie Neu-Amsterdam die besten Terrains gesichert und seitdem behalten. Und nachdem die Königin 1945 in ihr vom Kriege verwüstetes Lilienreich zurückgekehrt war, bezog sie wiederum ein einfaches Bürgerhaus und verschmähte die vielen Schlösser, die ihr zur Verfügung gestanden hätten, durch deren Benutzung aber nur gänzlich überflüssige Ausgaben entstanden wären.

An ihrem achtundsechzigsten Geburtstag, dem 31. August 1948, dankte Wilhelmina nach fünfzigjähriger Regierungszeit ab, und sie erklärte diesen Schritt ihrem Volke in einer Rundfunkbotschaft mit den Worten; »Ich bin zu müde. Die Last der überstandenen Jahre hat meine Kräfte geschwächt. Ich glaube, es ist besser, wenn ich die Verantwortung nun in die Hände meiner Tochter Juliana lege. Ich habe einen guten Kampf gekämpft. Ich bin am Ende meines Weges. Ich habe meinen Glauben bewahrt ...«

Wilhelminas Weg war indessen noch keineswegs zu Ende: Sie lebte noch fast fünfzehn Jahre, widmete sich bis zuletzt eifrig ihren zahllosen, sehr lukrativen Geschäften, betrieb daneben Landschaftsmalerei, schrieb – unter dem Titel »Einsam, aber nicht allein« – ihre Memoiren und wurde eine noch frömmere Christin als zuvor. Mit dem Titel einer »Prinzessin der Niederlande« und einer Jahrespension von vierhunderttausend Gulden, die natürlich unberührt auf ihr gewaltiges Bankkonto wanderte, bis sich eine günstige Anlage dafür fand, lebte die alte Dame teils in ihrem Schloß Roigenhock, teils auf ih-

rem offiziellen, vom Staat zu unterhaltenden Ruhesitz, dem Schloß Het Loo bei Apeldoorn. Und auf Het Loo starb sie, zweiundachtzigjährig, am 28. November 1962 in der Gewißheit, für ihre einzige Tochter und alle kommenden Oranien-Nassauer zumindest in finanzieller Hinsicht aufs beste gesorgt zu haben.



Wäre ihr einziges Kind, die Thronfolgerin Juliana, seit 1948 Königin, eine gewöhnliche Staatsbürgerin gewesen, so hätten sie die nach dem Ableben ihrer Mutter fälligen Erbschaftssteuern in größte Schwierigkeiten gebracht. Sie wäre gezwungen gewesen, Hunderte von Millionen Gulden flüssigzumachen, und das hätte mit Sicherheit enorme Kurseinbrüche an den Aktienbörsen, eine Baisse auf dem niederländischen Grundstücksmarkt und ein Chaos im Juwelen-, Kunst- und Antiquitätenhandel verursacht ... Doch natürlich brauchte Ihre Majestät Juliana Louise Emma Marie Wilhelmina, Königin der Niederlande, Prinzessin von Oranien-Nassau, Herzogin von Mecklenburg, Prinzessin zur Lippe-Biesterfeld und so weiter, wie sie mit vollem Namen und Titel heißt, keinen Cent an das Finanzamt abzuführen. Im Gegenteil! Sie, nun höchstwahrscheinlich* die reichste Frau und Monarchin der Welt, konnte bald darauf – wegen der allgemeinen Teuerung – eine kräftige Erhöhung der Bezüge durchsetzen, die das Parlament bislang ihr und ihrem Prinzgemahl bewilligt hatte.

* »Fortune« hat im Herbst 1988 in der schon mehrfach zitierten Liste der Dollarmilliardäre die arme Königin der Niederlande auf Platz 9 verbannt und schätzt ihr Vermögen auf lumpige 4,4 Milliarden US-Dollar! Aber da scheint das angesehenere amerikanische Fachblatt der Königin Beatrix, die sich gern als »verarmt« ausgibt, auf den Leim gegangen zu sein.

Im Jahre 1936, als das große Nachbarland, das Deutsche Reich, schon längst zu einer braunen Diktatur geworden war, hatte Juliana, damals siebenundzwanzig Jahre alt und noch Kronprinzessin, erstmals Heiratsabsichten geäußert. Der Mann ihrer Wahl war der um zwei Jahre jüngere deutsche Prinz Bernhard zur Lippe-Biesterfeld, der zu jener Zeit als Rechtsreferendar in der Zentralverwaltung des IG Farben-Konzerns tätig war.

Der junge Mann wurde in einem kleinen schweizerischen Kurort der gestrengen Brautmutter, Königin Wilhelmina, vorgestellt und fand nach sehr gründlicher Prüfung Gnade vor ihren Augen, obwohl es dreierlei an ihm auszusetzen gab: Er war, wenn man genau hinsah, nicht ganz ebenbürtig; er stellte – vom Standpunkt Wilhelminas aus – ziemlich unverschämte Ansprüche in bezug auf Hausherrnrechte und Apanage, und er war – zumindest zeitweise – Mitglied von Heinrich Himmlers berüchtigter SS gewesen.

Über seine Vorfahren, von niedrigem oder auch gar nicht von Adel, konnten sich die Königin und ihr demokratisches Land um so leichter hinwegsetzen, als es sich bei den bürgerlichen Ahnen des Prinzen um jene deutsch-amerikanische Familie Bohlen handelte, die sich – auf dem Umweg über die dann geadelten Halbachs – mit der Essener Großindustriellenfamilie Krupp verbunden hatte und somit zur internationalen High-Society gerechnet werden konnte. Was Bernhards Forderungen betraf – er verlangte, was Wilhelmina ihrem Heinrich verweigert hatte, nämlich die familiäre Stellung eines »Herrn im Hause«, auch in bezug auf die Erziehung der zu erwartenden Kinder sowie eigene Bezüge in Höhe von jährlich mindestens zweihunderttausend Gulden –, so war Juliana, damals noch ein recht scheues, von ihrer Mutter tyrannisiertes Mädchen, voll und ganz bereit, sich Bernhards Wünschen zu fügen, und in seine finanziellen Bedingungen willigte Königin Wilhelmina schließlich seufzend ein.

Wirklich peinlich war eigentlich nur der letzte Punkt, des Prinzen SS-Zugehörigkeit, an der das holländische Volk mit Sicherheit Anstoß nehmen würde. Doch Prinz Bernhard wußte auch diesen Einwand zu entkräften: Nur um sich das Universitätsstudium im Dritten Reich zu erleichtern, sei er einem SS-Motorsturm in Berlin beigetreten, den sein Freund, Walter Wunderlich, Sohn eines bekannten Gastwirts aus der Rankestraße, angeführt habe, und später hätte er bei günstiger Gelegenheit seinen Austritt erklärt, so daß

von engeren Bindungen nicht die Rede sein könnte, wie etwa bei seinem Vetter, dem Erbprinzen Ernst zur Lippe, der »Alter Kämpfer« und sogar Reichsstellenleiter der Nazi-Partei war ... Und zudem, so erklärte Prinz Bernhard seiner zukünftigen Schwiegermama, werde er sich bemühen, die Holländer vergessen zu lassen, daß er Deutscher, geschweige denn Nazi gewesen sei.

Damals hatten die Niederlande noch keine eigenen schrecklichen Erfahrungen mit Hitler und seinen Anhängern gemacht, und so konnte man sich mit Bernhards Erklärungen zufriedengeben. Am 7. Januar 1937 fand in Den Haag die prunkvolle Hochzeit der Kronprinzessin mit dem deutschen Prinzen statt. Das Volk jubelte, und es freute sich noch mehr, als ein Jahr später, am 31. Januar 1938, dem jungen Paar auf Schloß Soestdijk das erste Kind, Prinzessin Beatrix, geboren wurde, womit der Fortbestand der Dynastie Oranien-Nassau gesichert war.

Prinz Bernhard, der stolze Vater, machte sein Versprechen wahr und wurde Holländer mit Leib und Seele. Er bewies dies, wann immer man es von ihm verlangte: Kurz vor dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht im Mai 1940 ging er mit Schwiegermutter, Frau und Kindern ins Exil. Als »Wing Commander Gibbs« flog er von England aus Bombeneinsätze gegen Deutschland, blieb in ständigem Kontakt mit der Widerstandsbewegung im besetzten Holland und schlug einem niederländischen Hauptmann, dessen Gesinnungsäußerungen ihm verdächtig nazistisch erschienen, kurzerhand einige Zähne aus. (Als der so Mißhandelte nach dem Kriege Schadenersatz verlangte, ließ er ihm durch seinen Adjutanten ausrichten: »Seine Königliche Hoheit erwartet Sie mit Vergnügen, um Ihnen auch noch die restlichen Zähne auszuschlagen!«)

»Der Prinz der Niederlande«, wie Bernhards offizieller Titel seit 1948 lautet, kam bereits als Vater von drei Töchtern aus dem Exil zurück. Prinzessin Irene, die Zweitälteste, war 1939 noch auf Schloß Soestdijk zur Welt gekommen, Prinzessin Margriet 1943 in Ottawa. Im Jahre 1947 folgte noch eine vierte Tochter, Prinzessin Christina. Alle vier Schwestern bereiteten später, jede auf andere Weise, ihren Eltern, der Regierung und dem Lande erhebliche Schwierigkeiten, die sogar an der eigentlichen Quelle des oranien-nassauischen Reichtums, dem Thron der Niederlande, kräftig rüttelten.

Die vergleichsweise noch geringsten Sorgen bereitete Prinzessin Margriet, indem sie sich mit einem Bürgerlichen, dem Fabrikantensohn Pieter van Vollenhoven, verlobte und dann auch vermählte, aber immerhin sahen viele Oranientreue in dieser, wie sie fanden, Mesalliance eine weitere »Aushöhlung des monarchischen Gedankens«, nachdem Prinz Bernhard schon eine kräftige Modernisierung des Hofes durchgeführt und seine Töchter auf öffentliche Schulen geschickt hatte. Und als dann Margriets Bräutigam, der gerade seinen Militärdienst ableistete, schon nach dreimonatiger Rekrutenzeit zum Fähnrich befördert wurde, erhob sich wegen dieser »ungebührlichen Bevorzugung« ein Sturm der Entrüstung von anderer, dem Hause Oranien-Nassau weniger freundlich gesinnter Seite. Die Gemüter beruhigten sich erst wieder, als Pieter und Margriet im April 1948 ein Sohn geboren wurde, der den Namen Moritz und den Titel »Prinz von Oranien« erhielt. Erstmals in der Geschichte des Königshauses wurde nach der Geburt des Prinzen nicht der sonst übliche Salut geschossen, doch man fand dafür eine die Freunde und Gegner Oranien-Nassaus gleichermaßen zufriedenstellende Begründung: »Kanonenschüsse waren früher üblich, um der Bevölkerung so schnell wie möglich ein frohes Ereignis im Königshaus kundzutun. Die modernen Kommunikationsmittel ... machen Kanonenschüsse überflüssig.«

Weit unangenehmere Auswirkungen hatte eine Affäre, die um die – daran völlig unschuldige – jüngste Tochter, Maria Christina, genannt Marijke, 1956 entstanden war: Bei Marijke, die – wahrscheinlich infolge einer Infektionskrankheit ihrer Mutter während der Schwangerschaft – halb blind zur Welt gekommen war, hatte alle ärztliche Kunst versagt, und ihre Sehkraft weiter abgenommen. Ihre darüber verzweifelnde Mutter,

Königin Juliana, war schließlich darauf verfallen, eine Gesundheitsberaterin namens Greet Hofmans um Hilfe zu bitten, und diese Frau hatte bald außergewöhnlichen Einfluß gewonnen. Unterstützt von einigen religiös-sektiererischen Hofschranzen, mischte sie sich sogar in die Innen- und Außenpolitik der Niederlande ein. Bald waren Hof und Regierung gespalten in eine von der Königin angeführte Hofmans- und eine Anti-Hofmans-Partei, an deren Spitze Prinz Bernhard stand. Das Ganze blieb, zumindest in seinen Ursachen, der Öffentlichkeit verborgen, bis im Juni 1956 das bundesdeutsche Nachrichtenmagazin »Der Spiegel« einen – offenbar von dem erbitterten Prinzen Bernhard selbst inspirierten – Bericht veröffentlichte, in dem es hieß: »Aus dem Innern der holländischen Königsfamilie dringt das Rumoren eines Zwists, der die Monarchie erschüttert und zum ersten Mal republikanische Sentiments an die Oberfläche spült ...«

Die schonungslose Enthüllung des Treibens der Greet Hofmans am Hof der Königin schreckte die Niederlande auf und stürzte das Land – wie auch die Ehe von Königin Juliana und Prinz Bernhard – in eine ernste Krise. Hollands Presse verglich den Einfluß der Okkultistin Hofmans mit dem des 1916 von hohen Offizieren »zur Rettung des Vaterlandes vor dem Antichrist« ermordeten Mönchs Rasputin am russischen Zarenhof; die Königin war über die Indiskretion so verbittert, daß offizielle Kreise in Den Haag bereits von der Möglichkeit einer Scheidung Julianas von Prinz Bernhard sprachen, doch der Prinzgemahl, der die holländische Öffentlichkeit auf seiner Seite hatte und dem es gelang, die Hofmans-Clique Schritt für Schritt vom Hof zu entfernen, versöhnte sich dann wieder mit seiner Frau, und die Wogen glätteten sich ...

Nur wenige Jahre später, im Januar 1964, sorgte die zweitälteste Tochter, Prinzessin Irene, für eine neue Krise, diesmal solchen Ausmaßes, daß damit verglichen der Hofmans-Skandal wie ein Sturm im Wasserglas erschien: Wie ein Blitz aus heiterem Himmel war in Holland die Nachricht eingeschlagen, daß Prinzessin Irene offenbar römisch-katholisch geworden sei, denn im fernen Madrid, wo sie angeblich Sprachstudien trieb, hätte sie ein Reporter in der Kirche von San Geronimo beim Empfang der heiligen Kommunion beobachtet und fotografiert!

Die zunächst als völlig absurd empfundene und vom Hof energisch dementierte Meldung bestätigte sich jedoch binnen weniger Stunden und löste einen solchen Entrüstungssturm aus, daß Regierung und Monarchie ins Wanken kamen, zumal gleichzeitig bekannt wurde, Irene beabsichtige, eine eheliche Verbindung mit einem Angehörigen des vormaligen (und nunmehrigen) spanischen Königshauses einzugehen. Um die Empörung der Niederländer voll zu begreifen, muß man sich ihrer Entwicklung zur Nation erinnern, der spanischen Schreckensherrschaft, des Terrors der Inquisition, der systematischen Ausrottung der niederländischen Elite durch Herzog Alba, des acht Jahrzehnte währenden, äußerst schwierigen und opferreichen Befreiungskampfes unter Führung der Nassauer – kurz, einer Geschichte, die in den Niederlanden bis heute lebendig geblieben ist. Hinzu kamen realistische Erwägungen, welche Folgen ein neuerliches Aufreißen des Grabens zwischen Katholiken und Reformierten für das Land haben könnte, Entrüstung über das undemokratische, ja verfassungswidrige Verhalten eines Mitglieds des Königshauses, das – ohne die erforderliche Genehmigung durch Regierung und Parlament – schwerwiegende, die Thronfolge in Frage stellende Schritte unternommen hatte, und die ernste Sorge um den Bestand der Monarchie. Und zu allem Überfluß hatte sich Prinzessin Irene auch noch kurz zuvor in einem der großen Amsterdamer Tageszeitung »De Telegraaf« gewährten Interview recht lobend über das den meisten Holländern als faschistische Diktatur verhaßte Franco-Regime geäußert: »Man hat in Holland eine völlig falsche Vorstellung von Franco-Spanien«, hatte Irene zum Schluß ihrer Ausführungen erklärt, »davon habe ich mich selbst ausgiebig überzeugen können. Ich liebe Spanien und das spanische Volk und hoffe, noch oft hierher zu kommen.«

Irene, die »Francophile«, wie man die von Tradition und Glauben Abtrünnige spöttisch nannte, verhielt sich dann auch noch trotzig. Dem Ersuchen des aus dem Urlaub eilig zurückgerufenen Ministerpräsidenten, sofort nach Holland heimzukehren, wie auch dem gleichlautenden Befehl der Königin, leistete sie zunächst keine Folge. Und als daraufhin ihre Eltern zu einem Blitzbesuch nach Madrid aufbrechen wollten, wurden sie vom Premierminister zurückgepfiffen: Auslandsreisen der Königin und des Prinzen, ließ er die hohen Herrschaften wissen, bedürften einer Genehmigung durch die Regierung, die im speziellen Falle nicht erteilt werden könnte ...

Nach langem Ringen, bei dem abwechselnd der (katholische) Ministerpräsident Marijn und die Königin mit Rücktritt drohten, kam eine Einigung zustande, mit der niemand zufrieden war, ausgenommen die inzwischen nach Hause gekommene Prinzessin Irene und ihr bis dahin unbekannter heimlicher – und nun bald offizieller – Verlobter, Prinz Hugo Carlos von Bourbon-Parma, Thronprätendent der als strengste Hüter altspanischer Traditionen geltenden Karlisten und Konkurrent des von Franco favorisierten Prinzen Juan Carlos aus der alfonsischen Linie des Hauses Bourbon. Prinzessin Irene mußte auf die Zugehörigkeit zum niederländischen Königshaus verzichten, damit auch auf alle eventuellen Thronansprüche und Bezüge aus der Zivilliste, zudem sich verpflichten, ihren Wohnsitz außerhalb Hollands zu nehmen. Noch im April desselben Jahres heiratete sie ihren Bourbonenprinzen und lebt seitdem mit ihrem Ehemann in Madrid.

Kaum hatten sich die Wogen wieder geglättet, die Irenes Glaubenswechsel und spanische Heirat aufgewühlt hatten, da sorgte Julianes älteste Tochter, die sehr populäre, pausbäckige und energische Kronprinzessin Beatrix, für neuen Aufruhr, denn sie ließ ihre Eltern, den Hof, die Regierung und schließlich auch die künftigen Untertanen wissen, daß sie ebenfalls zu heiraten gedächte, und zwar – vielen Holländern stockte der Atem – einen jungen Deutschen!

Zwar waren die ja selbst ihrer Herkunft nach deutschen Nassauer noch nie, seit sie den Thron in Holland in erblichen Besitz nahmen, Ehen mit anderen als Deutschen eingegangen, und die guten Erfahrungen, die die Niederländer bis dahin mit Prinz Bernhard gemacht hatten, wären eigentlich dazu angetan gewesen, sie milde zu stimmen. Dennoch regte sich heftiger Widerstand gegen den deutschen Heiratskandidaten, der übrigens Claus von Arnsberg hieß, also kein Hocharistokrat war, aber mit Prinz Bernhard, seinem zukünftigen Schwiegervater, sehr entfernt verwandt ist.

Die energische Prinzessin, kräftig unterstützt von ihrem Vater, brach jeden Widerstand gegen ihre Heiratspläne; sie bekam ihren Claus, und dieser, zuvor Beamter im Bonner Auswärtigen Amt mit knapp 18.000 DM brutto Jahresgehalt, wurde Prinz der Niederlande und erhielt fortan eine zunächst auf umgerechnet rund 330.000 DM jährlich festgesetzte Apanage. Die prunkvollen Hochzeitsfeierlichkeiten, die im Frühjahr 1966 ganz Europa in Staunen versetzten, Hollands Steuerzahler rund 2,6 Millionen Mark kosteten und den Massenkommunikationsmitteln, zumal dem Fernsehen, den Boulevardzeitungen und der Regenbogenpresse wochenlang Gelegenheit gaben, in Superlativen zu schwelgen, machten Beatrix' Vermählung mit Claus zu einem historischen Ereignis, wobei sich die befürchteten anti-deutschen und anti-monarchistischen Krawalle in gerade noch erträglichen Grenzen hielten. Und es dauerte nicht lange, da hatte sich der eben noch als »Mof« beschimpfte Ehemann der künftigen Königin zu einem allseits beliebten neuen Prinzen der Niederlande gemausert, an dessen deutsche Abstammung kaum noch jemand einen Gedanken verschwendete. Hollands Königshaus hatte auch diesen Sturm heil überstanden.

Solchermaßen vielleicht ein wenig übermütig geworden, machte sich die Königin Juliana nun selbst daran, ihre eigene, sehr beträchtliche Popularität und die offenbar durch nichts ernstlich zu erschütternde Treue der Niederländer zu den Nassauern auf eine sehr

harte, weil zu peinlichen Vergleichen geradezu herausfordernde Probe zu stellen: Sie begann, über ihren Mangel an Geld und Wohnraum zu klagen!

Alljährlich mußte sie, so beschwerte sich die wahrscheinlich reichste Frau der Welt bei ihrem Premierminister, rund 2,5 Millionen Gulden aus ihrem Privateinkommen zuschießen, weil ihre Jahresbezüge aus öffentlichen Mitteln, damals umgerechnet 2,7 Millionen DM, einfach nicht ausreichten, die stark gewachsenen Ausgaben zu decken, die ihr als Monarchin des Landes erwüchsen. Sie hätte deshalb eine Gehaltserhöhung bitter nötig, und zwar um mindestens drei Millionen Gulden ...

Was ihre Wohnungsnot betraf, so wies die Königin darauf hin, daß ihre Privatpaläste Soestdijk bei Utrecht und Korte Voorhout in Den Haag zu klein wären; man könnte dort kaum mehr als hundert Gäste einladen. Das Schloß Het Loo bei Apeldoorn sei zwar größer, aber ohne jeden Komfort, und drei weitere Palais in Den Haag könnten allenfalls zu Büro Zwecken verwendet werden ... Natürlich hätte die Königin auch noch mancherlei über ihre vielen weiteren Schlösser und Schlößchen sagen können, aber es ging ja um ein sehr großes zentral gelegenes Gebäude, und die Regierung kam ihr in diesem Punkt bereitwilligst entgegen, indem sie das »Palais op de Dam« in Amsterdam, einen gewaltigen Prachtbau aus dem 17. Jahrhundert, für dessen Fundamente Frondienstpflichtige einst genau 13.659 Holzpfähle in den sumpfigen Untergrund hatten rammen müssen, zu renovieren versprach.

Jedoch auch nach der Instandsetzung, die mehr als das Doppelte des Voranschlags, nämlich rund fünfundsiebzig Millionen Gulden verschlang, erwies sich das »einzige große und repräsentative Palais des Landes« – wie der Regierungssprecher es nannte – als riesiges, unbewohnbares Ungetüm. Die mehr als zweihundert Räume des Schlosses hätten etwa ebenso viele Domestiken erfordert, und gerade Hauspersonal war für das »Palais op de Dam« kaum zu finden (nicht zuletzt deshalb nicht, weil es in seinen weiten Kellern zwölf Gefangenzellen, drei Folterkammern und vier Geiselszimmer gibt, wo wackere Putzfrauen beim Säubern immer wieder Knochenfunde machten, die zwar aus einer verhältnismäßig frühen Periode oranien-nassauischer Herrschaft und Vermögensbildung zu stammen scheinen, die aber auch in der Gegenwart noch Schrecken einflößen ...).

So residieren denn Königin Juliana und Bernhard, »Der Prinz der Niederlande«, weiter auf Schloß Soestdijk, dessen Unterhalt sie aus ihrem Privatvermögen bestreiten, sie beschäftigen und bezahlen aus eigener Tasche – einschließlich der Bediensteten in Den Haag –, insgesamt 279 Domestiken, darunter hauptamtliche Blumengießer und Silberputzer.

Ihre Tochter, die jetzige Königin Beatrix, und Prinz Claus samt ihrem 1967 geborenen Stammhalter Wilhelm-Alexander und weiterem Nachwuchs, die gemeinsam den Fortbestand der Dynastie auch für das 21. Jahrhundert garantieren, wohnen in ihren Kronprinzentagen auf Schloß Drakestijn, einem ganz antik eingerichteten, achteckigen Renaissance-Palast, in dem nur achtzehn weiße Telefone sie daran erinnern, daß sie im 20. Jahrhundert lebten; der übrige Komfort war gut versteckt. Die ganze Königsfamilie vereint sich gelegentlich zu Ferien am Mittelmeer, wo ihr im mittellitalienischen Portofino ein moderner Feriensitz nebst Privatstrand gehört, der den beziehungsreichen Namen »Zum glücklichen Elefanten« trägt.

Wegen der von Königin Juliana geforderten Apanage-Erhöhung gab es zwar einen langen Streit, wobei kecke Parlamentarier Ihrer Majestät sogar vorzurechnen wagten, daß sie – bei einer durchschnittlichen Jahresrendite, allein ihres privaten Inlandsvermögens, von mindestens hundertzwanzig Millionen Gulden – als von jeder Abgabe befreite Monarchin jährlich mindestens dreißig Millionen Gulden Einkommensteuer spare, und das sei eigentlich genug Gehalt, zumal es daneben ja auch noch den außerordentlich umfangreichen und wertvollen oranien-nassauischen Auslandsbesitz gäbe ... Aber die

Königin, als Nassauerin an Hartnäckigkeit in finanziellen Dingen auch den dickschädeligsten Knausern im Parlament weit überlegen, setzte sich am Ende doch durch. Sie hatte schließlich, als letztes, bislang noch stets wirksames Mittel, ihre Ziele zu erreichen, die Drohung mit ihrem Rücktritt. Und die nächste auf dem Thron, die inzwischen gekrönte Beatrix, würde sich – dessen waren sich die Niederländer bei der so überaus populären »Trix« gewiß – noch weit weniger in ihren angestammten Rechten und Forderungen eindämmen lassen als ihre Mutter.

Als Beatrix vor einigen Jahren ein Waldstück zu kaufen begehrte, das ihr von ihrem Schloß Drakestijn aus direkten Zugang zur königlichen Residenz bot, und sich der Eigentümer (und Vorbesitzer des Renaissance-Palais der Kronprinzessin), Freddie Freiherr Bosch van Drakestijn, hartnäckig weigerte, den gebotenen Kaufpreis zu akzeptieren und das Terrain herauszugeben, da bestürmte Beatrix die Regierung so lange, bis das Kultusministerium den renitenten Junker praktisch enteignete. Der Wald wurde Staatsbesitz; die Kronprinzessin konnte fortan ohne Umweg ihre Eltern besuchen und brauchte dafür gar nichts zu bezahlen. Sie konnte mit sich sehr zufrieden sein, und auch ihre Ahnen wären sehr stolz auf sie gewesen. Denn auf etwas verzichten, was man durch Zähigkeit doch noch – und am Ende umsonst – erlangen kann, das ist nicht, wenn man so sagen darf – nassauerische Art.

7 High-Society

Europas steinreiche Monarchen, die man, wenn sie sich nicht gerade zu Repräsentationszwecken verkleidet haben, für biedere Bäckerfrauen, erfolgreiche Schweinezüchter auf Großstadtbummel oder für die Inhaber einer etwas altmodischen Schnitt- und Posamentierwarenhandlung am Marktplatz eines Kreisstädtchens halten könnte, pflegen auch im 20. Jahrhundert, zumal in finanzieller Hinsicht, ihr Gottesgnadentum. Und einige von ihnen lassen oder ließen es sich auch nicht nehmen, in ihren Extravaganzen jenen orientalischen Potentaten nachzueifern (oder sie gar noch zu übertrumpfen), denen sie ansonsten nur mit arroganter Herablassung begegneten und noch begegnen: König Eduard VII. von England, beispielsweise, Victorias ungeratener Sohn, der von 1901 bis 1910 das Britische Weltreich regierte, führte nicht nur – wie heute noch seine derzeit regierende Urenkelin, Elisabeth II. – als Oberhaupt der Staatskirche den anspruchsvollen Titel eines »Verteidigers des Glaubens«, sondern auch ein Leben, als einer dessen Höhepunkte er sich im Salon des »Café Anglais« zu Paris das Playgirl Cora Pearl im Evaskostüm in einer riesigen (vorgewärmten) silbernen Bratenschüssel servieren ließ ...

Die ihrerseits sehr sittenstrenge Königin Wilhelmina von Holland begann etwa zur gleichen Zeit, den noch heute von ihrer Enkelin Juliana sorgsam gehüteten Schatz von 150 Millionen Golddollar anzulegen – etwa das Doppelte des gesamten niederländischen Staatshaushalts jener Jahre ...

Und Wilhelm II., weiland deutscher Kaiser und König von Preußen, ließ Ende 1902 seinen die Nachricht respektvoll vernehmenden Untertanen bekanntgeben, daß »in Neudeck, auf dem Gute des Fürsten von Donnersmarck, Seine Majestät soeben 1675 Stück Wild erlegt und mit dem als letztes geschossenen Tier, einem weißen Fasanhahn, den Abschluß der fünfzigtausendsten allerhöchstselbst erlegten Kreatur habe feiern können ...«

In exaltiertem Lotterleben, skrupellosem Raffen und größtenwahnsinniger Beutegier wurden sie und alle anderen Zeitgenossen aber noch in den Schatten gestellt von Leopold II., König der Belgier, dem zweiten Monarchen aus dem Hause Sachsen-Coburg und Gotha seit der Unabhängigkeit des kleinen Landes. Über Leopold, der Ende 1909 das Zeitliche segnete, schrieb einer seiner Biographen: »Sein mächtiger weißer Bart wehte über dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts wie das schneeige Symbol uner-sättlicher Begierde«. Uns braucht indessen weniger seine Mätressenwirtschaft zu interessieren, die darin gipfelte, daß er sich noch am 13. Dezember 1909, drei Tage vor seinem Tode und als letzten Beweis seiner Verachtung für die Nation, die sich von ihm hatte regieren lassen, mit der um mehr als fünf Jahrzehnte jüngeren, von ihm zur Baronesse de Vauglian erhobenen Caroline Lacroix standesamtlich und kirchlich vermählte, einer Dame, die er einige Jahre zuvor als Halbwüchsige in einer drittklassigen Pariser Absteige aufgelesen und die ihm zwei Söhne geboren hatte, deren Thronfolge er – wenn auch vergeblich – durch die späte Heirat zu sichern hoffte. Weit bedeutsamer und in ihren schrecklichen Folgen bis heute spürbar sind seine mit Skrupelloser Profitgier betriebenen Geschäfte, deren größtes die private Inbesitznahme und Ausbeutung eines an Bodenschätzen enorm reichen Gebiets von der 77-fachen Größe Belgiens, der Kongo-Kolonie, war.

Der amerikanische Zeitungsreporter und Glücksritter Henry Morton Stanley, der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf einer von seinem Verleger finanzierten Afrika-Expedition bis in Gebiete vorgedrungen war, die bis dahin noch keines Weißen Fuß betreten hatte, war mit seinem Vorschlag, das ganze Land und die dort lebenden Menschen für die Krone von England in Besitz zu nehmen, bei dem liberalen Premierminister Gladstone in London auf Ablehnung gestoßen. Stanley wandte sich daraufhin

an den für seinen – bislang unbefriedigten – Wunsch, wie seine niederländischen, britischen, französischen und deutschen Nachbarn reiche überseeische Kolonien zu erwerben und auszubeuten, in ganz Europa belächelten belgischen König Leopold II., den Coburger, wie man ihn seiner sehr provinziellen deutschen Herkunft wegen nannte. Leopold war sofort Feuer und Flamme, und es begann bald darauf des Coburgers Kongo-Abenteuer, finanziert durch des Königs Hofbankier und Berater, Léon Lambert, der Lucie de Rothschild, Enkeltochter des Pariser Firmengründers James, geheiratet hatte und in engsten Beziehungen zum schwiegerväterlichen Bankhaus stand.

»Das magische Stichwort, unter dem damals die Eroberung und Ausbeutung eingeleitet wurde, lautet: Die Völker Afrikas zivilisieren«, heißt es hierüber in Gert von Paczenskys packendem und erschütterndem Bericht: »Die Weißen kommen!«, der der Leidensgeschichte der Einwohner jenes Gebiets, das man später »Belgisch-Kongo« genannt hat, breiten Raum widmet. »Hier sei gleich das Urteil des berühmten belgischen Historikers Henri Pirenne wiedergegeben: ›Aber das war nicht mehr als ein philanthropischer Vorwand. Genau wie Heinrich der Seefahrer fünf Jahrhunderte vorher vom Kreuzzug gegen den Islam zur Ausplünderung der Reichtümer der afrikanischen Küste übergegangen war, ordnete jetzt Leopold seine Kampagne gegen die Sklaverei seinen Plänen zur imperialistischen Expansion unter.« Er versteht es, mittels einer durchaus bewundernswürdigen Diplomatie der von ihm vorgeschobenen ›Internationalen Assoziation für die Erforschung und Zivilisierung Zentralafrikas‹ die Anerkennung der Großmächte zu verschaffen. Dann schafft er es, das von ihr mit Beschlagnahme belegte Gebiet in den Freistaat Kongo zu verwandeln, der unter seiner persönlichen Souveränität steht. Der Freistaat ist sein Privatbesitz.«

Tatsächlich war – nicht zuletzt auf eifriges Betreiben des deutschen Kanzlers Fürst Otto von Bismarck hin – 1885 der Kongo-Staat entstanden, ein neutrales, zollfreies Gebiet, als dessen Privateigentümer Leopold II. anerkannt wurde. Mit Hilfe seines Landratters Stanley, der in den Jahren zuvor vier- bis fünfhundert Einzelverträge mit Stammeshäuptlingen und Dorfältesten – teils schriftlich, teils auch nur mündlich – abgeschlossen zu haben behauptete, hatte sich der Coburger die nun einmal nötigen »Rechtstitel« besorgt, die seinem »Zivilisierungswerk« einen Anschein von Legalität geben sollten.

Hatten die Anführer der kongolesischen Völker wirklich Verträge mit Leopolds Beauftragten abgeschlossen? Ein britischer Beobachter, Sir John Gray, meinte dazu: »Ich glaube wohl, daß in der Mehrheit der Fälle die in diesen Dokumenten genannten Personen sich irgendeiner Zeremonie der Blutsbrüderschaft mit Stanley selbst oder einem seiner Offiziere unterzogen haben. Aber ich glaube nicht, daß irgendeiner dieser Häuptlinge es so verstand, daß er alle Regierungsrechte für immer weggab ...«

Der für Leopold und Stanley einträglichste, zugleich aber auch umstrittenste Vertrag war der mit dem König von Boma. Des Coburgers »Kongo-Assoziation« behauptete kühn, der König hätte ihr seine Souveränität verkauft – für zwanzig Stück Stoff und zwei alte Vorderlader (die man ihm später natürlich wieder abnahm). Es versteht sich von selbst, daß die einheimische Majestät diese Auslegung als eine unverschämte Lüge entrüstet zurückwies, aber auch, daß das dem entthronten Monarchen nichts mehr nützte. Denn sein ferner weißer Kollege in Brüssel war selbst der oberste Richter, gegen dessen Entscheidung es keine Berufung gab, und er hatte zudem Soldaten mit Schnellfeuerwaffen, die nicht lange fackelten, wenn es Widerstand zu brechen gab.

Der durch diese dreisten Betrugs- und Willkürakte zum größten Grundbesitzer der Welt avancierte Coburger beutete seinen Schatz – so schrieb »Der Spiegel« im Juli 1960, als Belgisch-Kongo bereits in Flammen stand und das Joch der Fremdherrschaft nach acht Jahrzehnten abgeschüttelt hatte – »mit der Raffinesse und Brutalität eines feudalen Agrariers aus. Es begann, was der amerikanische Reise-Reporter John Gunther ›die verurteilsten und entsetzlichsten Greuel‹ nennt, ›die je die Entwicklung eines unerschlos-

senen Gebiets durch eine angeblich zivilisierte Macht begleiteten«. Der kaufmännisch versierte König ließ seine Agenten im Kongo vor allem nach Gummi und Elfenbein jagen, wodurch er sich eine Monopolstellung auf dem internationalen Rohstoffmarkt zu erobern gedachte. Jeder Neger war verpflichtet, bestimmte Mengen von Gummi und Elfenbein herbeizuschaffen. Wer sein Soll nicht erfüllte, wurde verstümmelt oder erschossen. Acht Millionen Kongo-Neger kamen dabei binnen weniger Jahre ums Leben. »Wenn ein Afrikaner seine Herren nicht zufriedenstellte, wurde ihm eine Hand oder ein Fuß – zuweilen beides – abgehauen«, berichtet John Gunther. »Um ihre Tüchtigkeit in diesem Geschäft zu beweisen, brachten die Aufseher der Arbeitsmannschaften ihren Vorgesetzten korbweise Menschenhände mit ...«

Diese simpelste Form brutaler Ausbeutung war aber nur der Anfang dessen, was König Leopold als sein »großes zivilisatorisches Werk« zu bezeichnen liebte. Weder er selbst noch gar seine Finanziers, Monsieur (seit 1897 Baron) Léon Lambert und »Messieurs de Rothschild Frères« an ihrer Spitze, hätten sich mit Elfenbein und Kautschuk zufriedengegeben. Die »Krondomäne«, wie Leopolds Privatstaat genannt wurde, vergab vielmehr Konzessionen an Plantagen-, Eisenbahn- und vor allem Bergbaugesellschaften – natürlich nicht umsonst, aber zu sehr vorteilhaften Bedingungen, wobei der König und seine engsten Geschäftsfreunde mit dicken Paketen von Gratisaktien bedacht wurden.

Für jeden gebauten Eisenbahn-Kilometer, der das erschlossene Land ja um vieles wertvoller machte, wurden die Bahngesellschaften mit 1500 Hektar Land belohnt. Die größten von ihnen, »Bas-Kongo-Katanga« sowie die Bergwerks-Konzerne »Union Minière du Haut Katanga« und »Forminière«, erhielten zusammen Konzessionen über Gebiete von der mehr als vierfachen Größe Belgiens. »Wie hoch die von Leopold aus seinen Privatdomänen erwirtschafteten Gewinne waren«, berichtete darüber Basil Davidson, »... kann jeder sehen, der eine Reise nach Brüssel und Umgebung macht. Viele jener wuchtigen öffentlichen Gebäude, nach den gediegensten Beispielen des schlechten Geschmacks der damaligen Zeit erbaut – die Paläste, Museen und Plätze mit Sternen in jedem Fremdenführer sowie ähnliche Monumentalbauten anderswo, zum Beispiel Leopolds Sommersitz an der Côte d'Azur – wurden bezahlt mit den Gewinnen aus dem Raubbau an Elfenbein und Gummi im Kongo. Während der ersten zehn Jahre warf die »Krondomäne« einen nachweislichen Profit von ungefähr drei Millionen Pfund Sterling (= 60 Millionen Goldmark) ab, Leopolds Dividenden aus seinen Aktien an den Konzessionen nicht gerechnet. Eine einzige dieser Gesellschaften erzielte um die gleiche Zeit nach sechsjähriger Tätigkeit einen Nettogewinn von ungefähr einer Million Pfund Sterling bei einem Investitionskapital von annähernd neuntausend Pfund ...«

Es war ein für den Coburger sehr schöner, vielversprechender Anfang, und er erwarb mit seinen am Kongo erbeuteten Millionen wertvollsten Grundbesitz im In- und Ausland, besonders an der französischen Riviera, dazu Hotelpaläste, Mietshäuser, aber auch Bergwerks- und andere Industriebeteiligungen, legte sich private Golfplätze und Rennställe an, kaufte Schlösser und Villen für seine vielen Mätressen und verjubilte täglich Tausende von Goldfranken in Bordellen, Spielclubs und Schlemmerlokalen. Er konnte sich das leisten und der Entwicklung mit Ruhe entgegensehen, denn die eigentlichen Riesengewinne standen noch aus. Sie wurden nicht von seiner »Krondomäne«, dem Kongo-Staat selbst, erbracht – dieser nahm, im Gegenteil, riesige Kredite auf, teils von den befreundeten Banken, teils aus öffentlichen Mitteln, erwirtschaftete trotz der barbarischen Ausbeutungsmethoden kaum noch irgendwelche Überschüsse und wurde schließlich, samt seiner gewaltigen Schuldenlast, dem belgischen Staat vom Coburger testamentarisch vermacht und noch vor dessen Tode formell übergeben; vielmehr waren es die von Leopold so großzügig mit hundertjährigen Konzessionen ausgestatteten Riesenkonzerne, die das große Geschäft machten und dem maßgeblich beteiligten Monarchen grandiosen Profit erbrachten.

Diese Konzerne, an der Spitze die »Union Minière du Haut Katanga«, die die reichste Provinz des Kongos beherrschte, verflochten sich mit südafrikanischen, rhodesischen, britischen und französischen Industrie- und Finanzgruppen, wobei – über die »Banque Lambert« – auch enge Beziehungen zur (mit Vatikan-Beteiligung arbeitenden) Banco di Roma und zur (in der Rothschild'schen Interessensphäre liegenden) Berliner Handelsgesellschaft hergestellt wurden, die heute noch bestehen. Nach dem Motto, daß eine Krähe der anderen kein Auge aushacken sollte, sprach man sich untereinander ab, sorgte für gleichbleibend hohe Preise am Weltrohstoffmarkt und beutete mit nahezu kostenlosen Zwangsarbeitern die überreichen Lager, vor allem an Kupfer, später auch an Uranerzen, unter mörderischen Arbeitsbedingungen aus.

Der offiziell aller Verantwortung ledige Leopold, der eigentliche Schöpfer dieses Dorados, konnte daheim seine Dividenden kassieren und eine Goldfranken-Million auf die andere häufen. Und seit Leopolds Tod haben sich die Gewinne der Gesellschaften, zumal durch die Ausbeutung der seitdem entdeckten überreichen Kobalt-, Industriediamanten- und Uranerzvorkommen sowie weiterer großer Kupferlager, noch vervielfacht. Zwischen 1950 und 1959, dem letzten Friedensjahr im Kongo, wies allein die »Union Minière« einen Gewinn von 31 Milliarden Franken, mehr als 2,6 Milliarden DM, aus. Und Generalgouverneur Ryckmans erinnerte sich in seiner Abschiedsrede voller Trauer an die schöne Zeit von 1927 bis 1939, in der die Bergwerksgesellschaften von Belgisch-Kongo auf 1,7 Milliarden Franken eingezahltes Kapital 4,2 Milliarden Franken Gewinn machen konnten, die anderen Gesellschaften »nur« 3,6 Milliarden Franken.



Dieser kleine Ausflug in die jüngere Kolonialgeschichte sollte nur am Beispiel des Kongo-Abenteurers zeigen, wie und woher jener Reichtum gewonnen wurde, der nicht nur die belgische Oberschicht, sondern auch die der anderen Kolonialmächte so wohlhabend und die stürmische Industrialisierung Westeuropas überhaupt erst möglich gemacht hat. Der Bericht wäre jedoch unvollständig ohne einen kurzen Hinweis auf die Wandlung in der belgischen Kolonialpolitik, die nach dem Tode Leopolds II. eintrat: Die von allen Seiten erhobenen Anklagen gegen die in des Coburgers Privat-Kolonie verübten »Kongo-Greuel« – die, nebenbei bemerkt, kaum schlimmer waren als die (und nicht nur in etwas weiter zurückliegender Zeit) von den anderen Kolonialmächten angewandten Ausbeutungsmethoden – veranlaßten die belgische Regierung, einen gänzlich neuen Kurs einzuschlagen: Die systematischen Grausamkeiten hörten auf; die Arbeitsbedingungen wurden erheblich gemildert, und an die Stelle des rücksichtslosen Raubbaus an Menschen und Rohstoffen trat eine patriarchalische Behandlung der Eingeborenen, ihre teilweise Entproletarisierung, eine Intensivierung der Landwirtschaft durch allmählich verbesserte Zucht- und Anbaumethoden sowie eine mit großen Investitionen verbundene Industrialisierung der Katanga-Provinz.

Man entwickelte auch ein Rezept, das die reiche Kongo-Kolonie vor allen künftigen Gefahren von innen und außen schützen sollte: die Einwanderung von Weißen wurde – durch hohe Kautionen, die dafür gestellt werden mußten – so niedrig wie möglich gehalten; Rassen-Spannungen wurden sorgsam vermieden und den Eingeborenen jegliche Informationen über die Lebensverhältnisse außerhalb der Kolonie, vor allem im belgischen Mutterland, vorenthalten. Das ging so weit, daß kein Kongolese jemals den Boden Belgiens betreten durfte, und kam er durch Zufall, etwa als Seemann, doch einmal dorthin, so wurde ihm die Rückkehr in die Kolonie für immer verwehrt.

»Behandelt sie gut, aber haltet sie dumm!« war und blieb bis 1960 die Devise der belgischen Kongo-Politik. Das wirkte sich vor allem auf dem Gebiet des Bildungswesens aus, und tatsächlich hat es bis zur Unabhängigkeit unter den rund zwölf Millionen Eingeborenen der Kolonie nicht einmal so viele Graduierte einer belgischen Universität gegeben, wie man an den Fingern einer Hand abzählen kann. Mehr als neunundneunzig

Prozent der Kongolosen erhielt, wenn überhaupt, nur eine meist von Ordensschwwestern vermittelte Elementarbildung.



Es ließe sich noch mancherlei anführen, was das »große zivilisatorische Werk« König Leopolds II. und seiner Geschäftspartner noch deutlicher als das erscheinen ließe, was es wirklich war, nämlich ein gigantischer, mit äußerster Brutalität begonnener und von den Erben des Coburgers, dem belgischen Staat, sanfter und schlauer fortgesetzter Raubzug, bei dem nur einige Dutzend Großaktionäre, darunter das belgische Königshaus, auf Kosten eines geschundenen Volkes sowie auch der belgischen Steuerzahler Riesenvermögen erwarben.

Indessen sei – nicht zur Verteidigung des Kolonialismus, sondern um der historischen Wahrheit willen – auch einiges erwähnt, was das Vorgehen dieser modernen Raubritter in etwas milderem Licht zeigt: Einmal sei daran erinnert, daß die zweifellos aus reiner Profitgier betriebene Kolonisierung eben doch, als unvermeidliches Nebenprodukt, auch die Zivilisation in zuvor davon unberührte Gebiete gebracht hat, wenngleich meist nur in sehr bescheidenem Umfang und oft auf sehr grausame Weise; zum anderen aber darf man nicht vergessen, daß die weißen Kolonisatoren vielerorts schon barbarische Systeme der Ausbeutung durch eingeborene Herrscher antrafen, deren sie sich dann, wenn sie wollten, nur zu bedienen brauchten. Waren die angestammten Fürsten der Kolonialgebiete bereit, sich mit einer Schein-Souveränität zu begnügen, sich unter den »Schutz« der weißen Eroberer zu stellen und – natürlich auf Kosten ihrer Untertanen – einen gewaltigen jährlichen Tribut zu entrichten, dann durften sie häufig ihre Throne und Thronchen behalten, wenngleich sie dann zusehen mußten, wie sich die neuen Oberherren die allerdicksten Rosinen aus jenem Kuchen herauspikkten, den sie und ihre Vorfahren jahrhundertlang als ihr alleiniges Eigentum hatten betrachten können.

Trotzdem fuhren einige der Vasallenfürsten europäischer Kolonialmächte gar nicht schlecht bei dieser, sagen wir, Teilung der Macht, konnten sie sich doch im Schutz der Kanonen und Schnellfeuergewehre ihrer neuen Partner noch weit mehr herausnehmen als zuvor, ihre Untertanen noch kräftiger schröpfen und dabei sicher sein, daß das Volk die Schuld an der Verschlechterung der Zustände allein den »weißen Teufeln« gäbe. Musterbeispiele für diese Art der Zusammenarbeit auf dem Gebiet kolonialer Ausbeutung sind die indischen Fürsten, die mit den Briten schon in den Tagen der »Ostindien-Kompanie«, zunächst unfreiwillig, dann immer lieber und schließlich mit wahrer Begeisterung kollaborierten, an ihrer Spitze der bedeutendste einheimische Herrscher des dann zum britischen Kaiserreich Indien proklamierten Subkontinents, der jeweilige Nisam von Haiderabad.

Die Dynastie der Nisams ist, zumal für indische Begriffe, noch ziemlich jung, wenngleich älter als die der Coburger in Belgien und Großbritannien. Nur drei Jahre nachdem die Hannoveraner auf den Thron von England gekommen waren und ihre kostspielige Mätressenwirtschaft begonnen hatten, machte sich im Herzen Indiens der dort vom Großmogul unter dem Titel »Nisam-ul-Mulk«, »Ordner des Staates«, eingesetzte turkmenische Vizekönig Asaf Dschah in einem für ihn günstigen Augenblick unabhängig und begründete mit diesem Akt des Verrats jenes Herrscherhaus, das bis in die jüngste Vergangenheit hinein den größten und reichsten Staat Indiens »regiert«, richtiger: ausgebeutet hat.

Zu der Zeit des Abfalls von Haiderabad, wie sich das den Süden Indiens bald dominierende Reich des ersten Nisams nannte, waren nicht die Engländer, sondern die Franzosen die Mächtigsten unter den europäischen Eindringlingen an den Küsten der Halbinsel. Doch ihre von Colbert gegründete Handelskompanie stand in ständigem Kampf mit den anfangs wenig erfolgreichen Briten, die an der riesigen Beute der Franzosen nur all-

zu gerne teilgehabt hätten, und natürlich suchten und fanden beide Seiten Verbündete unter den ebenfalls rivalisierenden indischen Herrschern, wobei der Nisam von Haiderabad, weniger durch weise Voraussicht als durch eine Kette von Zufällen, ins antifranzösische, also englische Lager geriet.

Das hätte für ihn verhängnisvoll werden können, wäre nicht um 1750 ein junger Mann aus Shropshire, Robert Clive, ursprünglich Schreiber im Dienste der britischen »Ostindien-Kompanie«, zum Retter der Interessen Englands und seiner Verbündeten geworden. Sein großes militärisches Geschick ließ Clive schnell Karriere machen. Und nachdem er in zwei außerordentlich blutigen Feldzügen die Franzosen und ihre indischen Alliierten vernichtend geschlagen, riesige Beute gemacht und die britische Herrschaft in Indien so gefestigt hatte, daß sie die nächsten zwei Jahrhunderte überstehen konnte, kehrte er 1760 nach England zurück, wo ihn der zu dieser Zeit noch nicht völlig in Wahnsinn verfallene König Georg III. mit der erblichen Peerswürde belohnte. Lord Clive of Plassey, wie er nun hieß, reiste dann noch einmal nach Indien, wo sich inzwischen auch der Großmogul selbst unter britischen Schutz begeben hatte. Von diesem ließ sich der edle Lord mit drei Provinzen, darunter Bengalen, »belehnen«, wodurch er der britischen »Ostindien-Kompanie« ein Gebiet mit mehr als fünfzehn Millionen Einwohnern hinzugewann. Anfang 1767 verließ Lord Clive dann Indien für immer und traf in England mit so märchenhaft reichen Schätzen ein, daß die verbitterten Aktionäre seiner Kompanie gegen ihn Anklage erhoben. Sie konnten ihrem einstigen Schreiber nachweisen, daß er durch »Beschlagnahmen«, Verkauf von Fürstenthronen, Erpressungen unter Benutzung der Folter und auf sonstige Weise mehrere Millionen Pfund Sterling, nach heutigem Wert Milliardenbeträge, vereinnahmt hatte, wogegen an sich – vom Standpunkt der Aktionäre aus – nicht das Geringste einzuwenden gewesen wäre, wenn Lord Clive alles an die Kompanie abgeführt hätte, was natürlich nicht geschehen war. Es kam dann zwar zu keiner Verurteilung Clives – vermutlich, weil er den Untersuchungsrichtern gegenüber nicht knauserig war –, aber er machte dann selbst, nach reichlichem Genuß von Opium, seinem Leben mit einem Pistolenschuß ein Ende. Seine glücklichen Erben, die aus sehr begreiflichen Gründen den Familiennamen ablegten und sich Herbert nannten, wurden 1804 zu Earls of Powis erhoben, und ihre Nachkommen sitzen noch heute auf herrlichen Schlössern sowie im britischen Oberhaus.

Während aus den minderbemittelten Clives millionenschwere Lords Powis wurden, erlangten die Nisams von Haiderabad als Verbündete der siegreichen Briten 1763 im Frieden von Paris die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit. Allerdings mußten sie schon drei Jahre später – wenn auch gegen eine finanzielle Entschädigung – einen Teil ihres Landes an die Engländer abtreten, die sich dafür bereit fanden, 1768 einen ewigen Freundschaftsvertrag mit Haiderabad abzuschließen.

Diese Freundschaft, die den Nisams ihre Thronrechte garantierte, kostete natürlich etwas: Sie verpflichtete Haiderabad, Tribut zu zahlen und Truppen zu stellen, auch der ehrwürdigen »Ostindien-Kompanie« ein Handelsmonopol einzuräumen, ihr kostenlose Arbeitskräfte sowie beträchtliche Mengen aller wertvollen Landesprodukte zu lächerlich geringen Preisen zu liefern und umgekehrt allerlei teuren Tand abzunehmen.

Und fast hundert Jahre später – an die Stelle der »Ostindien-Kompanie« war schon die Krone von England getreten – mußte der gerade regierende Nisam, der mit seinen Zahlungen in erheblichen Rückstand geraten war – und zwar aus Gründen, die die Briten zwar voll zu würdigen wußten, aber nicht zum Anlaß eines Moratoriums zu machen bereit waren, weil das nur ein schlechtes Beispiel gegeben hätte – auch noch seine reiche Nordprovinz Bihar unter die Verwaltung der Briten stellen. Immerhin zahlten sie ihm dafür alljährlich eine hübsche Prämie: 1876, im Jahr der Krönung der Königin Victoria zur Kaiserin von Indien, umgerechnet etwa 1,2 Millionen Goldmark – genug, einen Teil der Kosten jener wertvollen Geschenke zu decken, die der Nisam seiner mit ihm auf ewig befreundeten Oberherrin nach London schickte.

Mir Sir Mahbab Ali Khan Fatih Dschang – so hieß der im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert regierende Nisam – und die meist mohammedanische Oberschicht seines Landes brauchten indessen nicht, wie man meinen könnte und wie es die überwältigende Mehrzahl seiner rund zehn Millionen Hindu-Untertanen wirklich tat, am Hungertuch zu nagen. Es standen nämlich Seiner Erhabenen Hoheit zehn Prozent von allen Bruttoeinnahmen seines noch immer stattlichen Reststaates zu, und auf dieses Privileg legte der Nisam mindestens ebensoviel Wert wie auf den Salut von einundzwanzig Kanonenschüssen, der ihm von Briten wie Indern gleichermaßen zu entbieten war. Bei diesem Zehnten handelte es sich immerhin um die jährliche Summe von 38 Millionen Rupien (oder rund 50 Millionen Goldmark der Zeit vor 1914). Dazu kamen natürlich noch mancherlei sonstige Einnahmen, gehörten doch zu des Nisams Kronomänen auch die reichen Goldminen von Golconda, auch die reichsten Diamantenfelder, die man damals kannte, sowie die Staatsbahn, genannt »The Nizam's Guaranteed Railway«. Außerdem verfügte der Nisam, neben seinen zahlreichen Schlössern und Sommerpalästen (von denen einer, Falaknuma, »Wie im Himmel«, hieß), auch über den ausgedehntesten und wertvollsten städtischen und landwirtschaftlichen Grundbesitz. Rund anderthalb Millionen kleine und mittlere Unternehmer waren seine Mieter und Pächter, und diese, meist Moslems, hatten wiederum Untermieter und -pächter, bei denen das Gros der Bevölkerung im Tagelohn stand.

Der sehr prunkliebende Sir Mahbab, der seinen Stammbaum auf den Schwiegervater des Propheten Mohammed, Abu Bekr, zurückführen konnte, wählte, ehe er 1911 tiefbetrauert sich zu seinen Vätern versammelte, aus der sehr stattlichen Anzahl von Prinzen, die ihm sein dreihundertköpfiger Harem im Laufe der Jahrzehnte geboren hatte, den ältesten Sohn seiner Favoritin, einer für ihre Schönheit und Klugheit gleichermaßen berühmten Hindu-Tänzerin, zum Nachfolger.

Dieser neue Nisam, Seine Erhabene Hoheit Mir Sir Osman Ali Khan Bahadur Fatih Dschang, der mehr als viereinhalb Jahrzehnte lang regierte, konnte den märchenhaften Reichtum seiner Dynastie noch ganz beträchtlich vermehren, einmal dadurch, daß er der unter seinem Vater eingerissenen Verschwendung energisch Einhalt gebot, zumal auf dem Gebiet der Wohltätigkeit, was zur Folge hatte, daß die Bevölkerungszunahme stark nachließ und Haiderabad, fast so groß wie die Bundesrepublik Deutschland, heute noch etwa die gleiche Einwohnerzahl aufzuweisen hat wie um 1890, nämlich knapp siebzehn Millionen, wobei Hunger und Seuchen als natürliches Regulativ wirken; zum anderen gelang es Sir Osman, wie wir ihn kurz nennen wollen, seine Einnahmen erheblich zu steigern.

Das alte Vorrecht der Nisams, durch ihre weiten Lande zu reisen, bei Provinzgouverneuren, Großkaufleuten und Bankiers ungebeten abzusteigen und sich von ihren so geehrten Gastgebern nach eigener Wahl reich beschenken zu lassen, war unter Sir Osmans Vater ein wenig in Vergessenheit geraten. Der neue Nisam brachte den schönen alten Brauch wieder zu voller Blüte, reiste von einem Reichen zum anderen, erbat sich und erhielt von ihnen vornehmlich Gold, Juwelen und Grundstücke und wurde immer wohlhabender. Auch geruhte der neue Nisam, einen anderen Brauch ein wenig abzuwandeln: Wenn an bestimmten Feiertagen die Notabeln seines Reiches ihn besuchten und Kostbarkeiten vor ihm ausbreiteten, auf daß er diese durch Berührung mit seinen erlauchten Fingern segnete, so ließ er die Schätze einsammeln und behielt sie als Geschenk, was zuvor nicht üblich gewesen war, revanchierte sich allerdings durch Gegengeschenke wie Drehbleistifte oder billige Feuerzeuge.

Während seiner langen Regierungszeit machte Nisam Sir Osman nur einer einzigen Familie auch seinerseits Kostbarkeiten zum Präsent, sogar ohne dafür mit mehr als Orden, Titeln und signierten Porträtfotos in feuervergoldeten Rahmen belohnt zu werden. Dem englischen Königshaus, denn um dieses handelte es sich natürlich, schickte der Nisam bei jedem Anlaß stets einige seinem märchenhaften Reichtum entsprechende

Angebilde, und im Zweiten Weltkrieg schenkte er Georg VI., Kaiser von Indien, eine Staffel »Spitfire«-Jäger für dessen Royal Air Force.

Doch gerade diese für den geizigen Nisam sehr schmerzlichen Opfer zahlten sich nicht aus. 1947 ging die britische Herrschaft über Indien zu Ende; der letzte Vizekönig, Lord Louis Mountbatten, blieb zwar noch bis zum Sommer 1948 Generalgouverneur, aber just während dieser Zeit machte der neue Premierminister Nehru das Reich des Nisam gewaltsam zu einem Teil der Indischen Union; seine Luftwaffe bombardierte Haiderabad, wobei dreitausend Untertanen Seiner Erhabenen Hoheit den Heldentod für Nisam und Vaterland starben, und von da an war es mit der Souveränität Sir Osmans vorbei. Bis 1956 durfte er noch weiterregieren, wenn auch nach Weisungen aus Neu-Delhi; dann schickte ihn Nehru in Pension.

Mit nur noch zwei Millionen Pfund Sterling jährlicher Rente aus öffentlichen Mitteln kam sich Sir Osman wie ein Bettler vor. Er löste seinen Harem auf und behielt nur noch zwölf seiner dreihundert Gespielinnen; seine Flotte von Rolls-Royce-Luxuskarossen wurde aus der riesigen Marmor-Garage geholt und versteigert; auch die Elefanten ließ er verkaufen, die Paläste schließen und die meisten der rund zehntausend Hofbediensteten entlassen.

Indessen war der Nisam beileibe nicht so arm, wie er tat: Es blieben ihm, neben der Staatspension, ja noch die Einkünfte seiner Ländereien, Mietshäuser und Bergwerke, und er erhielt auch nach wie vor die Geschenke seiner ihn verehrenden Untertanen, deren Wert auf durchschnittlich etwa vierzig Millionen Mark im Jahr geschätzt wurde. Und dann hatte er schließlich auch noch seine kleinen Ersparnisse ...

Wie reich der nun schon greise Entthronte – er wurde 1971 fünfundsiebzig Jahre alt – wirklich gewesen ist, weiß niemand, wußte nicht einmal er selbst. Die Gold- und Diamantenvorräte in den mit Starkstrom gesicherten Kellern seiner Paläste repräsentieren Werte, die ausreichen könnten, nicht nur Haiderabad, sondern ganz Indien mit Schulen, Krankenhäusern und Volksküchen zu versehen. Doch das ist bloße Theorie; schon der Versuch der Ministerpräsidentin Indira Gandhi, dem Nisam und zwanzig Dutzend weiteren abgesetzten Potentaten die Staatspensionen zu streichen, scheiterte. Seine Erhabene Hoheit, seine Erben wie auch seine nicht ganz so reichen Kollegen beziehen weiter ihre Renten und lassen sie meist unberührt auf ihre ausländischen Bankkonten fließen.

Der nach dem Nisam von Haiderabad zweitreichste Staatspensionär, der Gaekwar von Baroda, der 1968 in einer Londoner Privatklinik starb, war zwar nur mit umgerechnet 160.000 Mark jährlicher Pension von Nehru ins Exil geschickt worden, hinterließ aber ein Milliardenvermögen. Als er im Zweiten Weltkrieg zum Gaekwar (»Beschützer der Kühe«) des drei Millionen Einwohner zählenden Landes aufgestiegen war, erbte er von seinem Großvater umgerechnet knapp eine Milliarde Mark, ließ bei seiner Hochzeit aus massiv goldenen und silbernen Kanonen Salut schießen und schenkte der Royal Air Force ebenfalls eine »Spitfire«-Staffel.

Aga Khan III., der mit dem in England erzogenen Lieblingssohn und Erben des Nisams, dem Prinzen von Berar, wie auch mit dem Gaekwar von Baroda, einem großen Pferde- und Frauenliebhaber, gut bekannt war, pflegte zu sagen, der Nisam von Haiderabad könnte das Becken eines öffentlichen Hallenbades mit Diamanten füllen, der Gaekwar hingegen nur seinen eigenen, kaum wesentlich kleineren Swimmingpool mit Goldstücken.

Und mit dieser Äußerung eines selbst nicht eben arm gewesen Mannes, die unserer Phantasie die Möglichkeit gibt, uns auszumalen, wie reich indische Fürsten noch heute sind, bietet sich uns erstmals die Gelegenheit, jenes Band zu erkennen, das einige hundert, allenfalls tausend Männer und Frauen – und wenn man ihren jeweiligen Familien-Clan hinzurechnet, höchstens zwanzigtausend –, also nicht einmal 0,01 Prozent der zi-

vilisierten Menschheit, unsichtbar und ausnahmsweise ohne Rücksicht auf Hautfarbe, Religion, Nationalität und sonstige Unterschiede miteinander verbindet: der Besitz nicht mehr genau zu beziffernder, ja noch kaum schätzbarer Reichtümer, der ihnen das Recht gibt, sich als die Spitzen der Gesellschaft, als internationale High-Society, anzusehen und für die 99,99 Prozent ihrer Mitmenschen, die nicht dazu gehören – je nach Charakter und Temperament –, Verachtung, Gleichgültigkeit oder auch Mitleid zu empfinden.

Zu dieser internationalen High-Society gehörte der 1968 verstorbene »Hüter der Kühe«, der Gaekwar von Baroda, ebenso wie der zum Lord Mountbatten of Burma und Vizekönig von Indien avancierte Enkel Louis der zielstrebigsten Julie Hauck, nachmaligen Gräfin Hauke und Prinzessin von Battenberg; Louis' Neffe Philipp, Herzog von Edinburgh genauso wie der Prinz von Berar und Erbe des Nisams von Haiderabad; der greise Exkönig Eduard VIII. von England, Herzog von Windsor, ebenso wie seine ihm und seiner Familie eng befreundeten Bankiers, die Barone de Rothschild, und natürlich zählte zu dieser *crème de la crème* auch Seine Hoheit Aga Sultan Sir Mohammed Schah Aga Khan III., der 1957 das Zeitliche segnete.



Der Titel »Aga Khan« ist erst wenig mehr als hundert Jahre alt, doch die Dynastie, der Aga Khan III. und sein Enkel, der gegenwärtige Aga Khan IV., entstammen, geht – mindestens der Überlieferung nach – auf Fatima, die Tochter des Propheten Mohammed zurück. Die Aga Khans regieren keinen Staat, sitzen auf keinem Thron, sondern herrschen über die mohammedanische Sekte der Ismaeliten als deren geistliches Oberhaupt und Verkörperung Gottes auf Erden; ihre unumschränkte Macht über mehr als zwanzig Millionen Gläubige, die sich über die ganze islamische Welt verteilen, rührt vor allem von ihrer Fähigkeit her, auf Erden wie im Himmel unfehlbar göttliche Gerechtigkeit zu üben, läßliche Sünden schon in dieser Welt durch Verhängung von Bußen oder Auferlegung von Wallfahrten, schwere Vergehen durch Ausschluß aus der Gemeinschaft und ewige Verdammnis zu ahnden sowie die Plätze des Paradieses zu verteilen.

Der Großvater des 1957 verstorbenen dritten Aga Khan begann mit der Vermögensbildung großen Stils. Er lebte am persischen Hof und mobilisierte von dort aus den Glaubenseifer der Ismaeliten, vor allem ihre Spendenfreudigkeit, die bis dahin gering gewesen war. Sein Sohn und Nachfolger, der zweite Aga Khan, konnte sich schon mit einer Schwester des Schahs von Persien vermählen und in einem Palast in Karatschi das Leben eines sehr reichen Mannes führen. Schon mit acht Jahren trat der dritte Aga Khan 1895 die Nachfolge seines verstorbenen Vaters an, wurde in England auf den vornehmsten Schulen und Universitäten ausgebildet und als Vierundzwanzigjähriger auf Weltreise geschickt. In Indien, Afghanistan, Persien, Arabien, Marokko, Tanganjika und auf Sansibar begrüßte er seine Anhänger, nahm ihre enormen Spenden entgegen und notierte sich dann die Namen der Anwärter auf bequeme, schattige und huren-reiche Plätzchen im Paradies, besuchte auch König Eduard VII. (und dessen »Marlborough Boys«), erörterte mit Seiner Majestät – so jedenfalls das offizielle Kommuniké – »Möglichkeiten einer Reform des religiösen Lebens in Indien« (daneben sicherlich auch gemeinsame Hobbies wie Rennpferde und Huris sowie mit »Berties« Freunden, den Herren de Rothschild, aussichtsreiche Anlagen für die auf der Weltreise gesammelten Gelder) und ließ sich dann auf der bald darauf stattfindenden Moslemitenkonferenz zum geistlichen Oberhaupt der siebenzig Sekten wählen, was ihm noch größeren Einfluß, vermehrtes Einkommen sowie einen Platz im Hohen Rat des Vizekönigs von Indien einbrachte.

Seine Haupteinnahmen bestanden zwar nach wie vor aus den regelmäßigen Geschenken seiner viele Millionen Mitglieder zählenden Gemeinden sowie den speziellen Gaben einzelner großer Sünder, aber daneben gelang es ihm, noch eine weitere und sehr originelle Quelle des Wohlstandes zu erschließen, die aus seiner zunehmenden Korpulenz

über Nacht einen wichtigen Aktivposten in seiner ohnehin sehr erfreulichen Bilanz machte: Er ließ nämlich einen etwas in Vergessenheit geratenen, schönen alten Brauch wieder aufleben und sich – erstmals im Jahre 1934 in Karatschi anlässlich seines fünfzigsten Dienstjubiläums – in purem Gold aufwiegen, das seine Gläubigen zu stiften hatten. Zehn Jahre später, 1944, mitten im Zweiten Weltkrieg, erbat sich der inzwischen noch etwas dicker und anspruchsvoller gewordene Aga Khan eine Wiederholung der einträglichen Prozedur, diesmal in Diamanten. Und 1954 verlangte und erhielt er, abwechslungshalber in Bombay, reines Platin – für umgerechnet etwa 35 Millionen Mark!

Natürlich so beeilte sich seine unter Leitung eines früheren »News Chronicle«-Redakteurs stehende Public-Relations-Abteilung bekanntzugeben – behielt der Aga Khan nur den zehnten Teil seiner gewaltigen Einnahmen für sich selbst; das allermeiste, so hieß es, stiftete Seine Hoheit mit bekannter Großzügigkeit für allerlei nützliche und wohltätige Zwecke.

Aga Khan III. war tatsächlich kein Knauser: Er bewilligte Unsummen für Ballette, betätigte sich nicht allein als Sammler, sondern auch als Mäzen der zeitgenössischen Malerei und gab allein für den Pferderennsport und sein eigenes, sehr erfolgreiches Gestüt in Irland während der letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens nahezu eine halbe Milliarde Mark aus!

Es wäre indessen verfehlt, nun anzunehmen, Aga Khan III. hätte sich darauf beschränkt, die Spenden seiner Gläubigen zu kassieren und sogleich mit vollen Händen wieder auszugeben. Er war vielmehr ein sehr geschickter Geschäftsmann mit ausgezeichneter Witterung für große Gewinnchancen. Gemeinsam mit den Rothschilds und der Königin Wilhelmina der Niederlande stieg Aga Khan III. schon sehr zeitig ins Erdölgeschäft ein, beteiligte sich aber auch am Erz- und Kohlenbergbau, an Schiffahrtsgesellschaften und am Getreidehandel. Seine Interessen verteilten sich über die ganze Welt, wobei die Schwerpunkte das Britische Weltreich, vor allem Indien, und Europa waren.

Daneben erwarb Aga Khan III. auch ungeheure Mengen von Grund und Boden in mehr als dreißig Ländern, unterhielt zweiunddreißig Paläste und baute sich an der französischen Riviera das Palais Yakymour, wo er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte. Dort widmete er sich auch den Hobbies seines Alters: seiner einzigartigen Sammlung von Rubinen, deren Wert auf rund hundert Millionen Mark geschätzt wurde, dem vom Rollstuhl aus betriebenen Spiel an der Börse und seiner schönen Beguin, der einstigen »Miß France« Yvette Labrousse, mit der er in vierter Ehe verheiratet war.

Aus seiner zweiten Ehe – mit der Ballerina des Monte-Carlo-Balletts Teresa Magliano – stammt Aga Khans III. ältester Sohn, Ali Khan; ansonsten hatte er nur noch einen weiteren Leibeserben, Sadruddin Khan, von seiner dritten Gemahlin, der schönen Gastwirtstochter André Carron. Doch als für den greisen Aga Khan die Zeit gekommen war, einen Nachfolger zu bestimmen, da erklärte er, auch als Vater unfehlbar: »Mein Ali ist zu warmherzig ...«, und seinen Sadruddin zog er nicht einmal in Erwägung.

Nun wäre Warmherzigkeit an sich ja kein Hinderungsgrund gewesen, Ali zum gottähnlichen Oberhaupt von Millionen Gläubigen aufsteigen zu lassen, doch der Aga hatte wohl mehr das Khansche Wirtschaftsimperium im Auge, zumal das Ölgeschäft, das harter und unsentimentaler Führung bedurfte. Denn des jungen Alis Playboytum, ein sehr bewegtes, geradezu hektisches Liebesleben – »Man war nicht chic, wenn man noch nicht mit Ali geschlafen hatte«, bekannte einmal ein Hollywood-Star, der, wie das US-Nachrichtenmagazin »Newsweek« erläuterte, »chic gewesen war« – und selbst sein stattlicher Whisky-Konsum, häufig in Gesellschaft mit seinem Freund Errol Flynn, hätte auch die frömmsten Ismaeliten nicht schockieren dürfen: Die Gläubigen wissen ja, daß ein Aga Khan unmöglich sündigen kann! Und selbst wenn er einmal Alkohol, den der Prophet so streng verboten hat, versehentlich zum Munde führt, so verwandelt sich das Teufelsgebräu noch vor der Berührung mit seinen göttlichen Lippen in reines Wasser ...

So bestimmte denn Aga Khan III. wohl nur im Hinblick auf die Notwendigkeit einer straffen Führung der Konzerninteressen Alis Sohn aus erster Ehe (mit einer Engländerin), den 1937 geborenen Karim Khan, zu seinem Nachfolger, und dieser wurde nach dem Tode seines Großvaters als gerade Zwanzigjähriger Aga Khan IV. und Oberhaupt der Ismaeliten-Sekte. Drei Jahre später verlor er auch seinen Vater: Ali Khan war am Steuer seines Wagens in der Nähe von Paris tödlich verunglückt; das Starmannequin Bettina, das ihn begleitet hatte, kam mit dem Leben davon und gehört seitdem – wohl zugleich stellvertretend für die vielen, vielen anderen – als Quasi-Witwe mit zum Khan-Clan.

Zusammen mit der Begum Yvette, mit der neuen »Heiligen Mutter« Salima (die aus England stammt, einst Fotomodell war und nach glücklicher Scheidung von ihrem ersten Gemahl, Lord Crichton-Stuart, von Karim Aga Khan IV. zur Begum erkoren wurde), mit Karims 1949 geborener Stiefschwester Yasmin (aus Ali Khans kurzer Ehe mit dem Hollywood-Star Rita Hayworth) sowie mit Karims nur wenig älterem Onkel, Prinz Sadruddin Khan, der seinerseits, wenn auch nur für kurze Zeit, die geschiedene zweite Frau des Großindustriellen Heinrich Baron Thyssen-Bornemisza, das einstige Fotomodell Nina Sheila Dyer ehelichte, war nun auch die schöne Bettina überall mit dabei, wo sich der größere, nicht gerade durch Repräsentations- oder Konzernverpflichtungen abgehaltene Teil der internationalen High-Society jeweils ein Stelldichein gab – etwa in Marbella an der spanischen Costa del Sol, wo – um nur einige repräsentative Beispiele zu nennen – der betagte Reichskanzler-Enkel und Sachsenwald-Milliardär Fürst Otto von Bismarck, Frankreichs Finanzmagnat Baron Guy de Rothschild, der Johannisberg-Schloßherr Fürst Paul Alfons von Metternich-Winneburg, auch der Exgemahl der FIAT-Agnelli-Enkelin Ira zu Fürstenberg, Prinz Alfonso zu Hohenlohe-Langenburg, und der milliardenschwere bundesdeutsche Großaktionär Georg von Opel (Onkel des zu internationalem Playboy-Ruhm gelangten, dabei auch wirtschaftlich recht aktiven Brigitte-Bardot-Exgemahls Gunter Sachs) standesgemäße Feriensitze unterhielten; wo man in der Stierkampf-Arena gelegentlich Karim Aga Khan IV. an der Seite von Fürstin Gracia von Monaco, geborenen Kelly, sehen konnte, auch Prinzessin Irene von Bourbon-Parma, gebürtige Prinzessin der Niederlande, oder Fürstin Lee Radziwill, geborene Bouvier, die Schwester von Jacqueline Onassis, verwitweten Kennedy, und wo in der Bucht die Luxusjachten steinreicher Leute aus aller Welt vor Anker gingen, etwa die der Enkel des »blutigen Hektor« Trujillo, der als Diktator von Santo Domingo viele hundert Millionen Dollar aus Staats- und »beschlagnahmten« Privatvermögen auf eigene Auslandskonten »transferiert« und damit den enormen Reichtum seines Hauses begründet hat, oder auch die hochseetüchtige Motorjacht »Antinous II« des mit Hetty, geborener Prinzessin von Auersperg, verheirateten Krupp-Erben (und Oranien-Nassauer-Verwandten) Arndt von Bohlen und Halbach, der sich den jungen Prinzen (und Windsor-Mountbatten-Neffen) Ruprecht von Hohenlohe-Langenburg zum ständigen Begleiter, den milliardenschweren Erbprinzen Johannes von Thurn und Taxis zum (kaum erreichbaren) Vorbild in Fragen der Finanzstrategie erkoren hatte ...

☞ oder in St. Moritz, wo sich dann die meisten der Genannten zu vergnüglichem Wintersport trafen, vermehrt um einige ski-(oder auch nur après-ski-)begeisterte Vertreter der großbürgerlichen bundesdeutschen Geldelite, exotische Fürstlichkeiten und Amerikaner der Multimillionen-Dollar-Klasse ...

☞ oder auf den Bahamas, in Acapulco, an der Côte d'Azur, zum Pferderennen in Aseot, Longchamp oder Baden-Baden, an der Costa Smeralda (die Karim Aga Khan erschlossen hat), zum Karneval in Rio de Janeiro, zum Golf in Mohammedia oder zur »Met«-Premiere in New York ...

Und natürlich waren und sind sie samt und sonders, bei aller exaltierten Herzlichkeit, mit der sie sich zu begrüßen pflegen, der felsenfesten Überzeugung, daß nur sie selbst

und vielleicht noch einige andere die Auserwählten sind, alle übrigen jedoch entweder kaum erträgliche Parvenüs, dekadente Restposten oder schmarotzender Anhang.

Die niederländische Königsfamilie blickte, wenn sie beispielsweise beim Wintersport in St. Moritz dem Schah Reza Pahlewi und den Seinen begegnete, mit nur mühsam unterdrückter Verachtung auf den damaligen Herrscher von Persien. Denn der Schah, der sich »König der Könige« nennen ließ und 1967 zu seiner ebenso verspäteten wie exzessiv kostspieligen Krönung den Imperialwagen, die goldene Krönungskutsche der Kaiser des einstigen Heiligen römischen Reiches deutscher Nation, für 750.000 Mark in Wien nachbauen und nach Teheran fliegen ließ, hatte – außer Öl – wahrlich nicht viel zu bieten: Sein Vater, der sich vom einfachen Soldaten zum Kosaken-Obersten hochgedient, dann seinen schwächlichen kaiserlichen Herrn verjagt und, erst als gewöhnlicher Diktator, dann als neuer Schah, seine Herrschaft über ein bettelarmes Volk von trachomverseuchten Analphabeten zu sehr intensiver privater Vermögensbildung benutzt hatte, war im Zweiten Weltkrieg wegen Konspiration mit den Nazis von den Alliierten zur Abdankung gezwungen worden. An seine Stelle hatten die Siegermächte sein damals 21-jähriges Playboy-Söhnchen gesetzt, das sie als ihre Marionette betrachten durften. Auch als dann der Schah erwachsen und zu einem echten, ungemein grausamen Tyrannen herangereift war, hatte er sich auf dem Pfauenthron nur mit Hilfe des amerikanischen Geheimdienstes halten können. Und als die CIA in den späten siebziger Jahren die Lage in Teheran falsch einschätzte, war es ja dann auch schnell vorbei mit der Herrschaft der Pahlewi; der inzwischen verstorbene Schah konnte noch von Glück sagen, daß ihn die Amerikaner nicht an sein Volk auslieferten.

Aber die seinerzeitige Verachtung der niederländischen Königsfamilie für den – damals noch mächtigen – Schah war nichts Außergewöhnliches. Fast jeder hat an fast jedem etwas auszusetzen, und alle Europäer und Orientalen von hohem Rang blicken gemeinsam mit tiefer Verachtung (und unverkennbarem Neid) auf ihre Kollegen aus der Neuen Welt, deren oft gigantische Reichtümer zwar mit kaum anderen Methoden erworben worden sind als die großen Vermögen ihrer blaublütigen Verächter, aber meist erst in jüngerer Vergangenheit, auf noch raschere und gelegentlich noch rücksichtslosere Weise sowie ohne den Versuch einer Rechtfertigung durch Adelstitel und Privilegien.

Und dabei gibt es auch unter den Milliardärsfamilien Amerikas solche, bei denen die Grundlagen ihres Reichtums bereits im alten Europa und zu einer Zeit gelegt worden sind, als man dort weder den Namen Rothschild noch den der Bismarcks überhaupt kannte; als sich die Herrschaft der Coburger noch auf achtzehn Quadratmeilen Wald und Ackerboden beschränkte und ihr Zwergstaat unter einer Schuldenlast von einer Million Gulden (bei 70.000 Gulden Jahreseinnahmen) fast zusammenbrach; als die Mountbattens noch schlichte Haucks, die Torlonias noch längst keine Fürsten, die Nassauer Prinzen ohne Land waren und die Bernadottes nicht einmal genau wußten, wo Schweden eigentlich lag, geschweige denn, wer es regierte.

8 Die Reichsten der Reichen

Überlassen wir die zur internationalen High-Society von heute zählenden Geldgiganten nun wieder sich selbst, ihren einträglichen Geschäften, Heiraten und Erbschaften, ihren kostspieligen Zerstreuungen, abwechslungsreichen Flirts und tiefen gegenseitigen Abneigungen und kehren wir noch einmal zurück in jene Epoche, in der zumeist die Grundlagen ihres Reichtums gelegt worden sind (und der sie selbst in ihrer ganzen Frivolität, unbekümmerten Verschwendungssucht und arroganten Geringschätzung aller Hungerleider entsprungen zu sein scheinen), in die Zeit des Rokokos. Damals gab die hauchdünne Oberschicht von Frankreich für die Hautevolée der ganzen halbwegs zivilisierten Welt den Ton an, für die französische Aristokratie wiederum der Hof von Versailles und für diesen jahrelang eine einzige Frau: Jeanette Antoine Poisson, Marquise de Pompadour. Sie hatte 1741 als Neunzehnjährige einen Neffen ihres vermutlichen Vaters, einen Untersteuerpächter Lenormant d'Etiolles, geheiratet und diesem zwei Kinder geboren, war 1745 von den für das leibliche Wohl König Ludwigs XV. zuständigen Hofschranzen in den umfangreichen Mätressenpark Seiner Majestät eingereicht worden und dort alsbald zur Favoritin aufgestiegen. Als solche hatte sie bestimmenden Einfluß auf die gesamte französische Politik gewonnen und diese beherrschende Stellung bis zu ihrem Tod im Jahre 1764 halten können, weil sie, nachdem ihre eigenen unbezweifelbaren Reize ein wenig verblichen waren, persönlich die Aufsicht über den Nachschub für des Königs Bett übernommen hatte.

Die Marquise, deren jährliche Ausgaben, vornehmlich für Garderobe und Kosmetika, auf 1,5 Millionen Franken geschätzt wurden, konnte für sich binnen sechs Jahren noch zwanzig Millionen Franken auf die hohe Kante legen, wobei ihr der Leibarzt des Königs, François Quesnay, der zugleich ein berühmter Nationalökonom und Begründer der sogenannten »physiokratischen Schule« war, als Anlageberater diente.

Sie sorgte indessen nicht für sich selbst, sondern auch für andere, vor allem für ihre Verwandtschaft und ihre Günstlinge; indem sie ihren als Strategen völlig unfähigen Freund Soubise zum Oberbefehlshaber machte, gab sie Friedrich II. von Preußen, dem »Alten Fritz«, Gelegenheit zu vielen glänzenden Siegen; Choiseul vertraute sie die Leitung der auswärtigen Politik an, was im Frieden von Paris den Nassauern die Sicherung ihrer Erbstatthalterschaft in den Niederlanden, den Hannoveranern auf dem Thron von England die Herrschaft über Kanada, Indien und weitere wertvolle Teile des bis dahin französischen Kolonialreiches und dem Nizam von Haiderabad die Anerkennung seiner Souveränität einbrachte. Dem Hofmedikus, »Physiokraten« und Finanzberater Quesnay aber, den die Marquise – und dann natürlich auch ihr ganzer Anhang – für einen neuen Konfuzius hielt, weil er den Ackerbau (durch das gemeine Volk) und den Großgrundbesitz (der aristokratischen Kapitalisten) als die einzig natürlichen und nützlichen Wirtschaftsfaktoren, jede Industrialisierung hingegen als äußerst schädlich bezeichnete, verschaffte die Pompadour maßgeblichen Einfluß auf die Wirtschaftspolitik im Königreich und damit bald auch internationales Ansehen.

Von Quesnays Ruf und Stellung bei Hofe profitierte von 1763 an auch ein junger Mann aus dem Handwerkerstand, der gelernte Uhrmacher Pierre Samuel Dupont (mit dem wir uns noch näher beschäftigen werden), denn des »Physiokraten« Ruhm und Einfluß überdauerte – wie auch der des erfolglosen Marschalls Soubise und zunächst auch der Choiseuls – den frühen Tod ihrer mächtigen Gönnerin, der Marquise de Pompadour, im Jahre 1764.

Choiseul, der durch den für Frankreich so verlustreichen Frieden von Paris verblüffenderweise sehr populär geworden war und 1763 noch die Insel Korsika dem französi-

schen Königreich einverleiben konnte (was zur Folge hatte, daß die bis dahin dem korsischen Patriotismus huldigende Advokatenfamilie Buonaparte in Ajaccio über Nacht ihre Liebe zu Frankreich und den Bourbonen entdeckte und sich dafür mit Bargeld, Pfründen, einem Adelsbrief sowie Freiplätzen für die Ausbildung von vier Familienangehörigen, darunter mit einem an der Militärschule für den kleinen Napolione, belohnen ließ), mußte 1770 die Leitung der Staatsgeschäfte an einen unfähigen Höfling abgeben, weil er der neuen Favoritin Ludwigs XV., der gelehrten Putzmacherin Marie Jeanne Lange, nunmehrigen Gräfin Dubarry, wegen ihrer schlichten Herkunft und früheren Gewohnheit, sich nach getaner Arbeit des Abends noch auf den Straßen von Paris nach zahlungskräftigen Liebhabern umzusehen, nicht den einer königlichen Mätresse gebührenden Respekt bezeigt hatte.

Quesnay, Soubise und die anderen Günstlinge der Pompadour-Ära aber konnten sich in ihren Positionen bei Hofe halten, und dies kam dem jungen Dupont sehr zugute. Nachdem dieser, auf Veranlassung seines Gönners Quesnay, einen Essay mit dem Titel »Reflexionen über den Wohlstand des Staates« und einen anderen über die Vorzüge des Getreidehandels geschrieben hatte (über Themen also, mit denen sich oberflächlich zu beschäftigen bei Hofe gerade für sehr chic galt, denn das Königreich stand am Rande des Bankrotts und im Lande herrschte Hungersnot), wurde Dupont mit der Abfassung von wirtschaftlichen Statistiken beauftragt und erhielt 1765 sogar eine Ernennung zum hauptamtlichen und auskömmlich dotierten Redakteur eines Regierungs-Bulletins mit dem anspruchsvollen Titel »Journal de l'Agriculture, du Commerce et des Finances«.

Wie kam ein gelernter Uhrmacher zu solcher Berufung? Nun, der inzwischen fünfundzwanzigjährige Pierre Samuel Dupont hatte sich durch eifriges Selbststudium eine ziemlich umfassende Bildung verschafft, auch einige Jahre lang die Lateinschule besuchen können, war zudem von rascher Auffassungsgabe, hatte Witz was damals bei Hofe weit höher geschätzt wurde als Wissen, und war von einem adligen Vetter in Quesnays akademischen Zirkel eingeführt worden, wo er sich bald als eine Art von Sekretär nützlich zu machen verstanden hatte. Er war sogar der Erfinder der Bezeichnung »Physiokratie« für die von Quesnay entwickelten, uns heute recht bizarr dünkenden Theorien, vor allem aber der eifrigste, gläubigste und am deutlichsten seiner Bewunderung Ausdruck gebende Schüler des großen Meisters Quesnay.

Dupont hatte – neben echter Begeisterung – mancherlei gute Gründe für solchen Eifer: Er benötigte einmal dringend der Protektion, denn er verfügte noch über keinerlei regelmäßiges Einkommen; es fehlte ihm der Adel, ohne den im damaligen Frankreich keiner Karriere machen konnte; er war zudem Angehöriger einer verfolgten religiösen Minderheit – nicht Jude, wie der um diese Zeit um eine Einschaltung in die Finanztransaktionen des Kurfürsten von Hessen-Kassel bemühte Meyer Amschel Rothschild, sondern Hugenotte –, und er wollte heiraten ...

Seine Braut war eine um etwa vier Jahre jüngere, natürlich katholische Beamtentochter, die in einem winzigen Städtchen namens Nemours, knapp achtzig Kilometer südlich von Paris, bei ihrer älteren Base lebte und Marie Le Déé genannt wurde, und kaum hatte Dupont seine Anstellung als Redakteur erhalten, da hielt er um Maries Hand an. Die Familie des Mädchens zögerte lange, aber schließlich willigte sie seufzend ein, und am 28. Januar 1766 konnte das sehr glückliche junge Paar in Paris vor den Traualtar der Kirche St. Sulpice treten. Dem eigentlich unüberwindlichen Hindernis des Unterschieds in der Konfession war der Bräutigam dadurch ausgewichen, daß er feierlich versichert hatte, kein Hugenotte zu sein, woraufhin ihm noch ein schriftliches Versprechen abverlangt worden war, für die gutkatholische Erziehung seiner künftigen Kinder zu sorgen, was er durch seine Unterschrift bekräftigt hatte.

Acht Monate nach der Hochzeit – Pierre Samuel und Marie Dupont hatten sich gerade erst in einer Mietwohnung in der Rue du Faubourg St. Jacques häuslich eingerichtet –

wurde der junge Ehemann seines Postens als Redakteur des amtlichen Wirtschafts-Bulletins enthoben, weil die Zensur in einem seiner Artikel Spuren von Kritik an einer der vielen Willkürmaßnahmen der Regierung gefunden zu haben meinte. Die Duponts hätten nun, ohne Einkommen und Reserven, vor dem Nichts gestanden, wäre ihnen nicht sogleich einer der damals mächtigsten »Physiokraten« zu Hilfe gekommen. Dieser Retter in der Not war Anne Robert Jacques Baron Turgot de l'Aulne, seit 1761 Intendant der Provinz Limoges. Er nahm sich des eifrigen Schülers seines Freundes Quesnay an, ernannte ihn zu seinem Statistiker und hielt ihn mit guthonorierten Aufträgen, die Dupont von seiner Wohnung in Paris aus erledigen konnte, über Wasser.

Als den Duponts als erstes Kind 1767 ein Sohn geboren wurde, übernahm ein anderer älterer und vermögender »Physiokrat« die Patenschaft: Victor Riquetti, Marquis de Mirabeau, Besitzer der Herrschaft Bignon bei Nemours und (unerhört strenger und grausamer) Vater des als Vorkämpfer gegen das despotische und verrottete System der Bourbonen und als erster zum Widerstand aufrufender Sprecher des Dritten Standes in der Versammlung der Generalstände von 1789 berühmt gewordenen Grafen Mirabeau, der an den Folgen seiner vielen und langen, auf Betreiben seines Vaters gegen ihn verhängten Kerkerstrafen schon im Frühjahr 1791 starb und der Französischen Revolution höchstwahrscheinlich eine andere Wendung gegeben hätte, wenn er länger am Leben geblieben wäre.

Nach dem älteren Mirabeau wurde der Dupont-Stammhalter auf den Namen Victor, nach seiner Mutter auch Marie getauft. Sein stolzer Vater aber gründete im folgenden Jahr, 1768, eine eigene Zeitschrift, die er »Les Ephémérides du Citoyen« [Abreißkalender der Bürger] nannte, was nicht nur recht forsch und bürgerstolz klang, sondern worin er auch tapfere Aufsätze gegen die Sklaverei, für eine einzige Grundsteuer, gegen die Einschränkung der Presse- und Gewissensfreiheit und für die Hebung der Volksbildung schrieb.

Vor allem aber arbeitete nun der inzwischen neunundzwanzig Jahre alt gewordene einstige Uhrmacher an seinem ersten großen Werk, dem er den Titel »Physiokratie oder die natürliche Konstitution der für die menschliche Rasse vorteilhaftesten Regierungsform« gab. Es erschien 1770 und wurde ein großer Erfolg, nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa und sogar in den Kolonien, besonders in Amerika. Ein begeisterter Leser, Benjamin Franklin, schrieb an Pierre Samuel Dupont in aufrichtiger Bewunderung, er wünschte sich sehnlichst, ihn und einige andere wackere »Physiokraten« mitsamt ihren guten Gemahlinnen nach Philadelphia holen zu können, auf daß sie dort ihre Grundidee, Hebung des Ackerbaus und Beseitigung der Industrie, verbreiten helfen konnten ...

Der Brief erreichte die Duponts in Paris am Jahresende 1770. Frau Marie war zu dieser Zeit wieder schwanger, und ihr Mann wandte sich diesmal an den hohen Gönner in Limoges, den Baron Turgot, mit der Bitte, er möge Pate des erwarteten Kindes werden. Turgot erklärte sich gern dazu bereit und machte auch sogleich Vorschläge für die Namensgebung: »Wenn es ein Junge sein sollte«, schrieb er, »wollt Ihr ihn dann nicht zu Ehren von Freiheit und Frieden Eleuthère Iréné nennen? Bei einem Mädchen wären die Namen Eleuthérie Irénée ebenso gut ...«

Es war dann ein Junge; er kam am 24. Juni 1771 zur Welt und erhielt – unter der Patenschaft des einflußreichen Intendanten Turgot – wunschgemäß die Namen Eleuthère Iréné, dazu sicherlich auch ein schönes Patengeschenk. Aber trotz seines so freiheitlich-friedlichen Namens und des »physiokratischen«, ackerbaufördernden und industrie-feindlichen Gedankengutes, das ihm sozusagen schon in die Wiege gelegt wurde, sollte er zum Begründer des gigantischsten Industriekonzerns und der mächtigsten Rüstungsschmiede der Welt werden, seinen Aufstieg im wesentlichen kriegerischen Ereignissen verdanken und sogar – hier hätte seinem Vater sicherlich der Atem gestockt – selbst noch Negersklaven halten ...



Im Jahre 1771, als in Paris dem Ehepaar Dupont der zweite Sohn Eleuthère Iréné geboren wurde, handelte in Frankfurt am Main Meyer Amschel Rothschild noch mit Münzen und war auch gerade Vater, wenn auch noch keines Stammhalters, sondern einer Tochter geworden, die dann den Namen Schönche erhielt und später den wohlhabenden Kaufmann Benedikt Moses Worms ehelichte. Giovanni Torlonia, späterer Fürst von Civitella-Cesi, trieb sich zu dieser Zeit als siebzehnjähriger Hausmeisterssohn noch allnächtlich in den unbeleuchteten Straßen Roms herum, ständig auf der Hut vor der päpstlichen Polizei und auf Ausschau nach begüterten Fremden, mit denen vielleicht ein Geschäft zu machen war ...; Carlo Buonaparte, Napoliones Vater, bereitete um diese Zeit seine Gesuche um Geldzuwendungen an den König von Frankreich vor, für die er sich dann das Armenrecht bescheinigen ließ ...; die Coburger regierten noch ihren Zwergstaat, ohne zu ahnen, daß sie bald die Throne von Großbritannien und Belgien besteigen, über ein die ganze Erde umspannendes Weltreich herrschen und sogar die Kaiserkrone von Indien würden gewinnen können ...; in den reichen Niederlanden führte der Braunschweiger das Regiment und hielt den schwachen Prinzen Wilhelm V. von Oranien wie einen Gefangenen ...; in London war König Georg III. vorübergehend geistig wieder so klar, daß er die durch Clive so enorm reich gewordene »Ostindische Kompanie« zwang, einen Teil ihrer gehorteten Überschüsse an die königliche Schatzkammer abzugeben, wogegen er mit der Erhöhung der Abgaben in den nordamerikanischen Kolonien, besonders in Boston, auf hartnäckigen Widerstand stieß, was ihn sehr verbitterte ...; und in Landau in der Rheinpfalz, beim dort als Besatzung stationierten Régiment d'Alsace des Königs von Frankreich, putzte zu dieser Zeit der künftige Großvater der Prinzessin Julie von Battenberg und Urahn des heutigen Prinzen Charles von Wales, der Korporal Hauck, noch die Stiefel seines Herrn Oberst, des Grafen Brühl, während man in Polen, wohin es den Gefreiten Hauck bald verschlagen sollte und wo Katharinas II. Exliebhaber, König Stanislaus II. August Poniatowski, regierte, bereits von einer bevorstehenden Teilung des Landes munkelte ...

Zwei Jahre später suchte der Polenkönig einen Erzieher für seinen Kronprinzen (der nie den Thron besteigen sollte, denn bis 1795 wurde Polen ja restlos aufgeteilt, der König zur Abdankung gezwungen), und seine Wahl fiel auf den »physiokratischen« Schriftsteller Pierre Samuel Dupont, dessen Ruhm bis nach Warschau gedrunken war. Er ließ Dupont ein verlockendes Angebot machen: Ein stattliches Salär nebst Aufwandsentschädigung, freie Wohnung im Königspalast, Domestiken, Wagen und Pferde, den Titel eines Direktors des königlich polnischen Bildungsrates, das Ganze garantiert für zehn Jahre, und nach Ablauf dieser Zeit einen hohen Orden nebst einem Bonus von hunderttausend Franken, wovon ein Drittel schon bei Annahme des Postens bevorschußt werden sollte.

Pierre Samuel Dupont akzeptierte sofort und ohne Zögern. Er wäre vermutlich auch mit der Hälfte des Gebotenen noch sehr zufrieden gewesen, denn die französische Zensur hatte Ende 1772 seine Zeitschrift verboten, und er war seither auf die Trinkgelder angewiesen, die ihm kleine und kleinste europäische Fürstenhöfe dafür zukommen ließen, daß er sie in monatlichen Briefen mit Wirtschaftsnachrichten aus Paris zu beglücken versuchte. Mit dem Vorschuß in Höhe von 33.000 Franken beschlossen Pierre Samuel und Marie Dupont, Grundbesitzer zu werden, was ja durchaus den »physiokratischen« Lehren entsprach. In der Nähe von Maries Heimatstädtchen Nemours fanden sie ein hübsches Gut, wofür ihr Geld als Anzahlung gerade reichte, nannten es »Bois des Fossés« (weil der zum Gut gehörige Wald von einigen tiefen Gräben durchzogen war) und brachen alsdann mit ihren beiden kleinen Söhnen nach Warschau auf, wo man sie, als sie dort nach langer und sehr beschwerlicher Reise mit den Kutschen der (zumeist Thurn und Taxisschen) Post im Herbst 1773 eintrafen, sehr freundlich aufnahm.

Sie hatten sich schon gut eingelebt und wären sicherlich volle zehn Jahre, vielleicht auch noch länger, in Warschau geblieben, wo sie dann mit den Haukes bekannt geworden wären, hätte man sie nicht schon nach einem Jahr wieder nach Frankreich zurückgerufen, wo – am 10. Mai 1774 – die gefürchteten schwarzen Pocken dem Lotterleben Ludwigs XV. ein Ende gemacht hatten und wo nun dessen Enkel als Ludwig XVI. neuer König von Frankreich geworden war.

Der gerade zwanzigjährige, dickliche, sehr schüchterne und etwas beschränkte Thronerbe, der seit vier Jahren mit der noch etwas jüngeren österreichischen Kaisertochter Marie Antoinette verheiratet war, hatte von seinem hochseligen Herrn Großvater eine Hinterlassenschaft übernehmen müssen, um die man ihn nicht beneiden konnte: Unter der Herrschaft der Gräfin Dubarry war die Staatsschuld auf die für damalige Verhältnisse geradezu phantastische Summe von viertausend Millionen Goldfranken angewachsen! Die Dubarry konnte der neue König mitsamt ihren Günstlingen davonjagen, die Schulden aber blieben ...

Also berief der König einige Männer, von denen man sich am Hofe wahre Wunder erhoffte, in die wichtigsten Staatsämter, darunter Turgot an die Spitze des Finanzressorts. Und Turgot ließ sofort den Monsieur Dupont, Verfasser des berühmten Werkes »Physiokratie oder die natürliche Konstitution der für die menschliche Rasse vorteilhaftesten Regierungsform« und Vater seines Patenkindes Eleuthère Iréné, aus Warschau kommen, war dieser doch genau der Mann, den er brauchte.

Als die Duponts gegen Jahresende 1774 in Versailles eingetroffen waren und sich dort häuslich eingerichtet hatten, waren schon die Reformen in vollem Gange, mit deren Hilfe Turgot und seine Amtskollegen die völlige Zerrüttung des Staates und den Untergang der Monarchie abzuwenden, mindestens aber aufzuhalten hofften. Die ersten Maßnahmen, darunter so humane und vernünftige wie die Abschaffung der Folter und die Aufhebung der Leibeigenschaft wie auch der Zünfte, erhielten zunächst sogar Beifall von der Hofgesellschaft. Man fand es plötzlich sehr chic, modern und fortschrittlich zu sein. Aber die Begeisterung für diese neue Mode verebte sehr rasch, als Turgot erhebliche Einsparungen bei Hofe, Kürzung der Apanagen, Aufhebung der Pfründen und sogar gewisse Einschränkungen im Haushalt des Königs und der Königin vorzuschlagen wagte. Der schüchterne Ludwig, der bereit gewesen wäre, Turgots Vorschlägen zuzustimmen, sofern man ihm nur seine eigenen Spielereien, die Jagd, sein Bastelkabinett und die häufigen großen und sehr teuren Feuerwerke gelassen hätte, wurde alsbald von den Anführern der verlotterten, habgierigen und fanatisch ihre Privilegien verteidigenden Hocharistokratie bestürmt, sich von dem Pfennigfuchser Turgot nur ja nichts vorschreiben zu lassen, und da sich die junge, dummlich-arrogante Königin an die Spitze derer stellte, die von den Reformen und der Sparsamkeit genug hatten und endlich wieder unbelästigt ihren frivolen Schäferspielen, ihren Modetorheiten und ihrer hemmungslosen Verschwendung nachgehen wollten, gab Ludwig XVI. denen nach, die am lautesten jammerten und wies Turgot in seine Schranken. Die Höflinge gratulierten artig Ihrer Majestät und verfaßten zierliche Gedichte zur Verherrlichung der Retterin ihrer Pfründen, und Turgot mußte es sich nun sogar gefallen lassen, für die Mißernte und die anschließende Hungersnot verantwortlich gemacht zu werden, die 1775 sogar zu Volksaufständen, dem sogenannten Mehlkrieg, führten. Marie Antoinette, geschmeichelt von dem Ruhm, den sie sich bei Hofe erworben hatte, setzte ihre Intrigen gegen Turgot und einen anderen verhaßten Reform-Minister, Malesherbes, eifrig fort. Und an einem schönen Tag im Mai 1776 war es dann erreicht: Turgot und Malesherbes wurden vom König, der es nicht mehr ertragen konnte, daß seine hübsche Gemahlin ihm damit ewig in den Ohren lag, unter Angabe fadenscheiniger Gründe ihrer Ämter enthoben und vom Hofe verbannt. Mit ihnen mußten auch alle ihre Mitarbeiter gehen, darunter Pierre Samuel Dupont, und während man im Schloß zu Versailles die Vorbereitungen für ein großes Gartenfest (mit Super-Gala-Feuerwerk) traf, um die weise Entscheidung Seiner

Allerchristlichsten Majestät gebührend zu feiern, mußten die Duponts wieder umziehen, diesmal immerhin auf ihr eigenes, wenn auch noch nicht ganz bezahltes Landgut »Bois des Fossés« bei Nemours, und Pierre Samuel begann wieder, Wirtschaftsbulletins für die Höfe der deutschen Kleinstaaten sowie für die Könige von Polen und Schweden zu schreiben, in denen er den Majestäten und Serenissimi über die katastrophale Lage der französischen Staatsfinanzen und das wüste Treiben des Hofes von Versailles ausführlich berichtete (wobei anzunehmen ist, daß sich die meisten seiner Kunden mehr für die vergnüglichen Anlässe der Verschwendung als für deren traurige Folgen interessierten).

Während Marie Dupont das Gut bewirtschaftete, hielt sich Pierre Samuel, der ja schließlich Stoff für seine Informationsbriefe sammeln mußte, sehr häufig in Paris auf wo er fleißig die Salons besuchte und mit Turgot, aber auch mit Vergennes, der der neue Außenminister war, mit dem Marquis de Mirabeau und auch mit Necker, dem Nachfolger Turgots im Finanzressort, sowie mit stets wohlunterrichteten Salonlöwen wie dem eleganten Abbé de Périgord (Bonapartes späterem Außenminister, der sich dann Talleyrand zu nennen bevorzugte) ins Gespräch zu kommen suchte. Bei solchen Gelegenheiten legte Pierre Samuel Dupont natürlich auch die Orden an, die ihm seine Abonnten hin und wieder zu verleihen pflegten, wobei nur seine königlich-schwedische Auszeichnung mit dem ovalen, mit einer goldenen Garbe geschmückten Medaillon des Wasa-Ordens am grünen Bande (für besondere Verdienste um die Agrikultur), die erst 1772 von König Gustav III. anlässlich seiner Krönung gestiftet worden war, einiges Aufsehen erregte.

Duponts Dekorationen machten mindestens auf den Außenminister Vergennes den erhofften Eindruck, denn 1780 wurde Pierre Samuel nach vierjähriger Zwangspause wieder gnädig in den Staatsdienst aufgenommen, und zwar vom Außenministerium, das ihn beauftragte, über seine »physiokratisch« gesinnten Freunde in London Gespräche mit der britischen Regierung anzubahnen mit dem Ziel der Bereinigung aller Rivalitäten zwischen England und Frankreich auf dem Gebiet des Handels, einem Ende der kostspieligen Kriege zwischen den beiden Ländern und der Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika durch London.

Nach über zweijährigen Verhandlungen, an denen Dupont auf seine Weise mitwirkte, kam 1783 der Frieden von Versailles, weitere vier Jahre später auch ein britisch-französischer Handelsvertrag zustande, doch die Rolle, die Pierre Samuel dabei spielte, ist später, zumal von Amerikanern, weit überschätzt worden. Immerhin trugen die diplomatischen Aufträge den Duponts dreierlei ein: ein gutes Einkommen, das es ihnen ermöglichte, alle Schulden, die noch auf »Bois des Fossés« lasteten, nach und nach zu tilgen; das Wohlwollen des damaligen Vertreters der USA in Paris, Thomas Jefferson, was sich später als sehr nützlich erweisen sollte, und eine kleine Anerkennung vom Hofe in Versailles, die dem schüchternen König weniger abverlangte als ein Schulterklopfen: die Erhebung des Sieur Pierre Samuel Dupont in den Adelsstand kraft »lettre de noblesse«.

Fortan bevorzugten es der so Geehrte und seine schon halbwüchsigen Söhne, sich nicht mehr Dupont zu nennen, zumal dieser Name in Frankreich so häufig ist wie in Deutschland Müller oder Schmidt, sondern »du Pont«, was zumindest in der Schreibweise andeutet, daß der Namensträger die unterste Stufe des Adels erklommen hat. Und außerdem blieb bei Pierre Samuel du Pont, wie auch wir ihn nunmehr nennen wollen, eine tiefe Dankbarkeit gegenüber Ludwig XVI. zurück, weil dieser etwas schwachköpfige junge Mann ihn, den einstigen Uhrmacher und Hugenotten, mit einem Federstrich nun auch äußerlich aus der namenlosen Masse seiner Untertanen ein wenig hervorgehoben hatte.

Natürlich war auch Madame Marie du Pont sehr beglückt über die Auszeichnung, die der Familie zuteil geworden war, doch ihre Freude währte nicht lange: Sie starb schon

bald darauf, im Herbst 1784, vermutlich an Typhus. So erlebte sie nicht mehr den weiteren Aufstieg ihres Gatten im vorrevolutionären Frankreich, dessen Zustände er dereinst zum Ärger der Zensur so herb getadelt hatte, konnte sich auch nicht mehr freuen über die Karrieren, die ihre Söhne Victor und Iréné mit väterlicher Protektion einschlagen konnten: Im Oktober 1787, nur knapp zwei Jahre vor dem Sturm auf die Bastille, konnte der zum Handelsdirektor und Mitglied des Staatsrats avancierte Pierre Samuel du Pont die Ernennung seines gerade zwanzigjährigen Ältesten, des großen und stattlichen, in den Salons und Boudoirs schon sehr erfahrenen Victor, zum Sekretär an der französischen Gesandtschaft in New York erreichen. Und im selben Jahr war auch der erst sechzehnjährige Eleuthère Iréné, dank der guten Bekanntschaft seines Vaters mit Antoine Lavoisier, dem berühmten Chemiker, dessen – natürlich ehrenamtlicher – Assistent geworden.

Lavoisier, der für die weitere Entwicklung der du Ponts eine entscheidend wichtige Rolle spielt, war 1771 mit achtundzwanzig Jahren einer der Generalpächter der Steuern geworden, was ihm zwar einerseits den für ihn noch sehr folgenschweren Haß des geplagten Volkes, aber andererseits ein Vermögen eintrug, mit dessen Hilfe er seine wissenschaftlichen Arbeiten in völliger wirtschaftlicher Unabhängigkeit betreiben konnte. Aufgrund seiner Erfindungen auf dem Gebiet der Schießpulverherstellung, die bahnbrechend waren, hatte man ihn 1776 mit der Oberleitung der königlichen Salpeter- und Pulverfabriken betraut, und bei dieser Aufgabe durfte ihm der jüngere du Pont-Sohn später zur Seite stehen. Vom Spätherbst 1787 an war Eleuthère Iréné die meiste Zeit über in Essonnes, wo sich die wichtigste Schießpulverfabrik Frankreichs befand, und er blieb dort bis 1791, als Lavoisier zum Kommissar des Nationalschatzes ernannt wurde.

Doch bis dahin hatte sich sehr viel ereignet: Hungersnot und hoffnungsloses Elend beim einfachen Volk, üppigste Verschwendung bei Hofe, wo man offenbar blind war für das, was im Lande vor sich ging, eine korrupte Verwaltung und eine lasterhafte, habgierige, in seichten Vergnügungen schwelgende Aristokratie und Geistlichkeit. Das war zwar schon unter Ludwig XV. kaum anders gewesen, doch die Gegensätze hatten sich nun so weit zugespitzt und das einst feste Gefüge des absolutistisch und zentralistisch regierten Staates war so morsch geworden, daß es nur noch eines Anstoßes bedurfte, alles zusammenbrechen zu lassen. Ganz Frankreich blickte auf Paris, die alles beherrschende Hauptstadt, wo die Entscheidung fallen mußte, und aus dem ganzen Land strömten Männer und Frauen in die Hauptstadt, arme Teufel, die dort leichter ihren Hunger zu stillen hofften; bewaffnete Banden, die auf Raub aus waren, intelligente junge Leute, die auf ihre große Stunde warteten; Sektierer, Landstreicherinnen, ambitionierte Politiker und neugierige Müßiggänger. »Es gibt keine Sicherheit mehr in Paris«, schrieb Iréné du Pont an seinen Bruder Victor, der schon in Amerika war. Außerdem konnte er ihm berichten, daß König Ludwig XVI. nach langem Hin und Her die Wahl einer verfassunggebenden Versammlung genehmigt hätte.

Pierre Samuel du Pont, Herr auf »Bois des Fossés« bei Nemours und in der Politik schon erfahren, wurde als Vertreter des Dritten Standes, der Bürgerschaft seines Bezirks, in diese verfassunggebende Versammlung entsandt. In diesem ersten Parlament, dem er angehörte, war er, verglichen mit den Unnachgiebigen der erzreaktionären Hofpartei, ein gemäßigter Linker, der die Entlassung der Reformminister durch Ludwig XVI. und ihren Ersatz durch Männer des *Ancien régime* als unerhörten Affront empfand und auch entsprechend tadelte, und der den Sturm auf die verhaßte Bastille jubelnd begrüßte.

Vom Standpunkt der radikalen Revolutionäre aus war der Abgeordnete du Pont de Nemours – die Anfügung der Bezeichnung des Bezirks, den man vertrat, an den Familiennamen wurde bald allgemein üblich – jedoch ein Mann der Mitte, der keineswegs die Monarchie beseitigen, sondern sie lediglich reformieren wollte. Und später, als es keine Hofpartei mehr gab und die Revolution sich in jakobinischen Terror verwandelte, da

war du Pont de Nemours ein Girondist, ein Mann des rechten Flügels, der mit den Konterrevolutionären konspirierte. Schon als er im Oktober 1789, vier Monate nach dem Bastille-Sturm, gegen die weitere Ausgabe von Papiergeld sprach, wäre er um ein Haar von aufgebracht Zuhörern aus dem Volk gelyncht und in die Seine geworfen worden. Nur das Eingreifen der Nationalgarde bewahrte ihn davor, und in die Reihen dieser »Volksmiliz zur Verteidigung der revolutionären Errungenschaften« (die in Wirklichkeit mehr eine Selbstschutz-Organisation des um Leben und Eigentum bangenden Bürgertums war) trat damals auch Eleuthère Iréné du Pont ein, nachdem ihn die Angestellten der staatlichen Pulverfabrik zu ihrem Leutnant gewählt hatten.

Auch Victor kam aus Amerika zurück, und im August 1790 verschaffte ihm ein eifriger Saaldiener einen Platz auf der stets überfüllten Zuschauertribüne, so daß er dabei sein konnte, als die Nationalversammlung seinen Vater, den Deputierten du Pont de Nemours, zu ihrem Präsidenten wählte.

Im folgenden Jahr wurde die neue Verfassung verabschiedet, und aufgrund einer ihrer Bestimmungen, die besagte, daß Mitglieder der bisherigen Nationalversammlung erst nach dreijähriger Pause erneut Abgeordnete werden durften, mußte du Pont de Nemours aus dem Parlament ausscheiden. Er blieb aber weiterhin politisch aktiv und zählte sogar zu den vier Geheimeratern des schon entmachteten, aber noch nicht verhafteten Königs, den er zu einer etwas gescheiterten, vielleicht die Monarchie noch rettenden Politik zu bewegen versuchte.

Offiziell aber hatte Pierre Samuel kein Amt mehr und auch keine Diäten; seine Bezüge aus der Staatskasse, die 1789 noch rund dreißigtausend Franken betragen hatten, waren von den immer radikaler und mächtiger werdenden Jakobinern drastisch gekürzt worden, und mit seinen Publikationen, die er in eigener Druckerei herzustellen begonnen hatte, konnte er kaum noch Einnahmen erzielen: Die Zeit des Interesses für »Physiokratie« war in Frankreich vorüber ...

Doch es fand sich – wie stets bei dem in dieser Hinsicht sehr glücklichen du Pont – ein Retter in der Not: der steinreiche Lavoisier, Irénés Chef, erklärte sich bereit, den du Ponts gegen eine Hypothek auf »Bois des Fossés« – zu vier Prozent Zinsen und rückzahlbar binnen zwölf Jahren – die stattliche Summe von 710.000 Franken zu leihen.

Etwas um dieselbe Zeit heiratete Iréné ein sechzehnjähriges Mädchen aus Metz, die Krämerstochter Sophie Madeleine Dalmas, nachdem er den heftigen Widerstand seines bereits sehr adelsstolzen Vaters gegen eine solche sinn- und nutzlose Liebesheirat »unter Stand« hatte überwinden können. Dies wiederum gelang ihm kurioserweise vor allem dadurch, daß sich auch sein – inzwischen als französischer Generalkonsul nach Amerika zurückgekehrter Bruder Victor dem Vater gegenüber sehr energisch gegen eine solche, nach seiner Meinung die Familie kompromittierende Vermählung ausgesprochen hatte. Der Vater nämlich war zu dieser Zeit sehr schlecht auf Victor zu sprechen. Was er damals über seinen Ältesten dachte, läßt eine spätere Tagebucheintragung erkennen, die zugleich einen Einblick in seine eigenen, seit dem Tode seiner sparsamen Frau ziemlich zerrütteten Finanzen gibt: »Mein Sohn Victor«, notierte Pierre Samuel, »mit großen Fähigkeiten ausgestattet, energisch, vornehm, ehrlich, mit Gerechtigkeits-sinn und ungewöhnlicher Gewandtheit begabt, kam an den Rand des Ruins, und er würde sich noch völlig ruiniert haben, wenn das Schicksal nicht vorher uns zugrunde gerichtet hätte. Er verschwendete vierzigtausend Franken sehr töricht, weil ich vornehm war, Chevalier, Grundherr, Staatsrat, und weil ich mit den Ministern zusammenarbeitete. Er hielt es für seiner unwürdig, Ordentlichkeit und Sparsamkeit zu üben, das Prassen zu unterlassen, sich selbst einen Namen zu machen, anstatt von meinem zu zehren. Ich glaube, daß jetzt der Verlust meines Vermögens und meiner Stellung, die Gefahr, die für ihn darin liegt, die Verwandtschaft mit mir zugeben zu müssen, sowie das Wachstum seines eigenen Verstandes ihn endgültig gebessert haben ...«



Im Sommer 1793, als die sogenannte Schreckensherrschaft begann, war Pierre Samuel du Pont de Nemours tatsächlich nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch ruiniert. Er hatte zusammen mit Iréné – auf seiten der dann vom Volk niedergemetzelten Schweizergarde die Tuileries verteidigen geholfen, der Königsfamilie das Entkommen ermöglicht und war dabei von Jakobinern erkannt worden. Nun mußte er sich versteckt halten und um seinen Kopf bangen, während das Gut und die Druckerei vor die Hunde gingen.

Köpfe saßen sehr locker in diesen Monaten, und nicht nur in Paris. In Lyon, beispielsweise, wo der Oratorierbruder Joseph, nunmehriger Deputierter Joseph Fouché de Nantes (und späterer Graf Fouché, Herzog d'Otrante) im Auftrag des Konvents wütete, wurden binnen weniger Wochen sechzehnhundert wirkliche oder vermeintliche Gegner der Revolution hingerichtet. Bald darauf mußte auch Fouché selbst um seinen Kopf zittern: Robespierre, der »seeegrün-unkorruptierbare« Tugendwächter der Revolution, hatte seinen Bannfluch auch gegen ihn geschleudert.

Im Frühjahr 1794 erreichte Robespierres Terror seinen Höhepunkt. Die Gefängnisse waren überfüllt, und zu denen, die auf ihre Hinrichtung warteten, gehörte auch Pierre Samuel du Pont de Nemours, den die Gendarmen doch noch erwischte hatten. Er war Ende April 1794 überraschend verhaftet worden, wenige Tage nachdem sein aus Amerika heimgekehrter Sohn Victor eine junge Aristokratin, Gabrielle de la Fite de Pelleport, geheiratet hatte.

Zur eigenen Sicherheit, aber auch, um so dem Vater vielleicht nützen zu können, trat Victor, der elegante Diplomat, in die Gendarmerie ein; sein Bruder Iréné, dem seine Sophie inzwischen eine kleine Tochter, Victorine, geboren hatte, war noch immer Offizier der Nationalgarde, aber weder Victor noch Iréné vermochten ihrem Vater zu helfen. Pierre Samuels Hinrichtung war bereits beschlossene Sache. Er sollte – aber das erfuhren er und seine Familie natürlich erst später – am 30. Juni »seinen Kopf in den Korb spucken«, wie man es damals nannte, genau eine Woche nach der Hinrichtung des Vicomte de Beauharnais, des Gemahls der gleichfalls inhaftierten und zu späterer Exekution vorgesehenen Joséphine, der nachmaligen Kaiserin der Franzosen. Viele Freunde der du Ponts fielen in diesen Schreckenswochen dem Fallbeil zum Opfer, unter ihnen, am 8. Mai 1794, auch Vater du Ponts Hauptgläubiger und Irénés Lehrmeister, der große Chemiker, Schießpulverspezialist und einstige Generalpächter der Steuern Antoine Lavoisier. Doch Pierre Samuel du Pont de Nemours gehörte zu der glücklichen Minderheit, die Robespierres Sturz, seine Hinrichtung und das Ende der Schreckensherrschaft überlebten. Ende August wurde er aus der Haft entlassen und konnte auf sein Landgut zurückkehren, während Iréné in Paris blieb, wo er dann als Chef einer Kompanie der Nationalgarde einen letzten Versuch der Jakobiner, wieder an die Macht zu gelangen, niederschlagen konnte. Victor dagegen zog eilig die Gendarmerie-Uniform wieder aus und ließ sich vom Außenministerium als Konsul nach Charleston in Südkarolina entsenden, einer Stadt, deren aristokratisches Gepräge und gesellschaftliches Leben ihm und seiner jungen Frau außerordentlich zusagten.

Pierre Samuel du Pont de Nemours, inzwischen fast fünfundfünfzig Jahre alt, seit dem Tode seiner tüchtigen Marie in wirtschaftlichen Schwierigkeiten, fast ohne Einkommen und hoch verschuldet, begann nun auch, kaum daß er sich von den Strapazen der monatelangen Haft ein wenig erholt hatte, nach einem Ausweg aus seiner tristen Lage zu suchen. Die glücklichste Lösung schien ihm eine Heirat mit der noch sehr jungen Witwe seines hingerichteten Gläubigers Lavoisier zu sein, doch als er sie um ihre Hand zu bitten wagte, da ließ sie ihn nicht nur zornig abblitzen, sondern kündigte ihm auch noch die Hypothek auf »Bois des Fossés«, was ihren mittellosen Freier in solche Verzweiflung stürzte, daß er Selbstmordabsichten äußerte.

»Manchmal denke ich, daß ich dem allem ein Ende machen werde ...«, schrieb er in sein Tagebuch, aber dann kam ihm ein Gedanke, der ihn zwar nicht viel froher stimmte, doch immerhin fortfahren ließ: »... indem ich der Bürgerin Poivre schreibe, sie herkommen lasse und heirate. Aber das ist ein sehr radikaler Schritt ... Mein Kopf ist müde und mein Herz ist traurig, und die Traurigkeit wird immer größer ...«

Er heiratete dann tatsächlich die Bürgerin Françoise Poivre, Witwe eines wohlhabend gewordenen Kolonialbeamten und glühende Bewundererin seiner »physiokratischen« Werke. Am 26. September 1795 trat er mit ihr vor den Standesbeamten. Im folgenden Monat wurde er in den »Rat der Alten«, die erste Kammer des neuen Parlaments, gewählt, gründete nun auch sogleich wieder eine Zeitung, die er »L’Historien« nannte und begann, in rechte Opposition zur Politik des Direktoriums zu gehen, wo Joséphine de Beauharnais, Liebhaber Barras den Ton angab. Das Leben schien sich wieder zu normalisieren: Das Direktorium regierte nach dem Motto »Leben und leben lassen«. Von den fernen Kriegsschauplätzen kamen immer neue Siegesmeldungen, die Anlaß zu ausgelassenen Festen boten, und vor allem der erfolgreiche General Bonaparte, aber auch andere Feldherren, schickten reiche Beute in die verarmte Hauptstadt, wovon das Volk allerdings wenig hatte



Schon hoffte Pierre Samuel, daß seine gemäßigt rechten Freunde, die Girondisten, bald wieder Oberwasser bekämen, da machte am 18. Fructidor (4. September) 1797 ein Coup dreier Mitglieder des Direktoriums solchen Träumen ein Ende. Barras, der schon steinreich gewordene Geschäftemacher und Gönner des jungen Bonaparte, wollte sich zweier Kollegen im Direktorium entledigen, vor allem des aufrechten und ehrlichen Republikaners Carnot, um dann die Republik – gegen einen Herzogtitel und einen Haufen Geld – bei nächster Gelegenheit an Ludwig XVIII. zu verkaufen. Um seinen erfolgreichen Staatsstreich, bei dem ihm übrigens der Exdeputierte von Nantes, Joseph Fouché, gute und gutbezahlte Dienste leistete, republikanisch zu verbrämen, ließ Barras gleichzeitig einen Schlag gegen die Girondisten führen, die er beschuldigte, mit den Royalisten zu konspirieren. Unter den Verhafteten, die dann alsbald – mit ganz wenigen Ausnahmen – in die Fiebersümpfe Guayanas deportiert wurden und dort größtenteils zugrunde gingen, befanden sich auch Pierre Samuel du Pont de Nemours und sein Sohn Iréné. Gleichzeitig wurde ihre Zeitung verboten, die Druckerei dem Volk zur Plünderung überlassen ...

Daß Vater und Sohn du Pont dem Schicksal der anderen Verhafteten entgingen, verdankten sie einer Intervention der Madame de Staël, der geistreichen Tochter des ehemaligen Finanzministers Necker, deren Wort damals großes Gewicht hatte. So kamen sie noch einmal glücklich davon, konnten nach »Bois des Fossés« zurückkehren und – mit sehr unterschiedlichen Gefühlen – ihre Frauen, die schon alle Hoffnung aufgegeben hatten, wieder in die Arme schließen. Aber sie hatten während ihrer Haft beschlossen, den für sie allzu gefährlichen Boden Frankreichs zu verlassen und nach Amerika auszuwandern. Sie hätten sich kaum einen ungünstigeren Zeitpunkt aussuchen können, denn zwischen den USA und Frankreich war gerade – und ohne daß sie es wußten – ein Konflikt ausgebrochen: Die Nordamerikaner, deren anfängliche Begeisterung für Frankreichs große Revolution dem Abscheu vor der Schreckensherrschaft gewichen war, hatten alle Abmachungen mit der Regierung in Paris für nichtig erklärt, und die Franzosen rächten sich dafür mit Überfällen ihrer Kaperschiffe auf die Segler der USA, die ihnen reiche Beute brachten. Das wiederum schürte die frankreichfeindliche Stimmung in den Vereinigten Staaten.

Ohne eine Ahnung von dieser Entwicklung (und von noch manch anderem) zu haben, arbeiteten Pierre Samuel und Iréné auf »Bois des Fossés« einen Plan und, als dessen Hauptbestandteil, eine Werbeschrift zur Gründung einer Gesellschaft aus, mit deren Hil-

fe sie ihre Auswanderungspläne zu finanzieren gedachten. In ihrem Prospekt, den sie noch vor Jahresende 1797 druckten und an ihnen geeignet erscheinende Persönlichkeiten verschickten, versprachen sie den künftigen Aktionären der Gesellschaft Du Pont de Nemours Père, Fils & Cie. vor allem absolute Sicherheit, das Fehlen jeglichen Risikos sowie überreichen Gewinn, »die Gewißheit, Kapital zu besitzen, das sich binnen zwölf Jahren vervierfacht, wahrscheinlich verzehnfacht, möglicherweise verzwanzigfacht haben wird« ...!

Sie gedachten, am Ohio eine Kolonie – die Pierre Samuel bereits im voraus »Pontiana« getauft hatte – zu gründen, wobei ein in Kentucky gelegener Grundbesitz von dreitausend Hektar, der einem in Paris lebenden Bankier schweizerischer Herkunft, Jacques Bidermann, gehörte, den Kern bilden sollte. Die Kolonie sollte natürlich nach »physiokratischen« Grundsätzen aufgebaut und nur um einige Sägewerke, Ziegeleien, Mühlen, Töpfereien und Schmieden bereichert werden, mit deren Hilfe sich das Unternehmen autark zu machen hoffte. Es sollte ein Büro in New York und ein Hauptquartier in Alexandria, Virginia, eingerichtet werden, und die Gesamtkosten des Projekts wurden von den beiden genialen Planern auf vier Millionen Franken geschätzt, die durch Zeichnung von Aktien aufgebracht werden sollten.

Nun, die du Ponts fanden tatsächlich eine ganze Reihe von Interessenten, doch als es ans Einzahlen ging, traten die meisten von ihrem Zeichnungsversprechen wieder zurück. Nur 450.000 Franken kamen schließlich zusammen.

Etwa um dieselbe Zeit erhielt Victor du Pont vom Pariser Außenministerium die Anweisung, von Charleston nach Philadelphia überzusiedeln und das dortige Generalkonsulat zu übernehmen. Als er dort im April 1798 eintraf, war gerade bekanntgeworden, daß die französische Regierung versucht hatte, von dem damaligen Präsidenten der USA, John Adams, einen sehr hohen Geldbetrag zu erpressen. Die frankreich-feindlichen Gefühle der Amerikaner erreichten ihren Höhepunkt, und Adams, ohnehin antifranzösisch eingestellt, verweigerte dem neuen Generalkonsul das Agrément. Victor du Pont, dessen »glänzende Beziehungen zu höchsten amerikanischen Stellen« in den Werbeprospekten seines Vaters eine bedeutende Rolle gespielt hatten, sah sich nun gezwungen, nach Paris zurückzukehren, und als er dort im Sommer 1798 eintraf und von den kühnen Plänen seiner Familie erfuhr, war er außer sich vor Entsetzen über soviel Naivität und Leichtsinn. Aber schließlich beugte er sich dem Willen seines Vaters und erklärte sich seufzend bereit, das nun leider einmal gestartete und – da das eingezahlte Aktienkapital natürlich schon angegriffen worden war – nur, unter großen Schwierigkeiten wieder rückgängig zu machende Projekt zu unterstützen. Als erstes setzte er sich beim Bürger Talleyrand, dem einstigen Abbé de Périgord und nunmehrigen Außenminister, sehr nachdrücklich für eine amerikafreundliche Politik ein, und er hatte damit Erfolg: Das Direktorium ließ alle USA-feindlichen Maßnahmen einstellen, was sich dann sehr günstig auf die Stimmung der Amerikaner auswirkte.

Iréné und seine Frau mühten sich unterdessen mit der Auflösung ihres Haushaltes, kümmerten sich um den Verkauf der Druckerei und suchten einen zahlungskräftigen Käufer für »Bois des Fossés« zu finden. Vater du Pont, der eigentliche Initiator des Auswanderungsplanes, beschränkte seine Tätigkeit darauf, allen, die es hören (und vielen, die es nicht hören) wollten, sein großartiges Projekt zu erläutern.

Es dauerte bis zum Herbst 1799, ehe es den du Ponts endlich gelang, mit Victors Hilfe, der deswegen bei Außenminister Talleyrand vorstellig wurde, wenigstens ein Schiff aufzutreiben, das sie nach Amerika bringen sollte. Es war ein aufgebrachter amerikanischer Frachter mit dem Namen »American Eagle«, der schon so lange im Hafen von La Rochelle vor Anker gelegen hatte, daß er von der Behörde für nicht mehr seetüchtig erklärt worden war. Der Kapitän, dem die Mittel für eine gründliche Reparatur fehlten, der aber selbst sehnlichst auf eine Gelegenheit zur Heimkehr wartete, setzte das Schiff

schließlich selbst wieder instand oder behauptete es jedenfalls, um damit nach Amerika segeln zu können.

Es war auch allerhöchste Zeit, denn die Aktionäre begannen bereits unruhig zu werden; Madame Lavoisier und andere Gläubiger drängten auf Rückzahlung der geliehenen Gelder, und auch die Polizei zeigte sich wieder sehr interessiert an Pierre Samuel du Pont de Nemours und seinen verdächtigen Geldsammlungen, die ja auch für einen royalistischen Umsturzversuch hätten bestimmt sein können.

Als am 2. Oktober 1799 die alles andere als stolze »American Eagle« den Anker lichtete, waren nicht weniger als dreizehn Mitglieder des Du-Pont-Clans an Bord; Pierre Samuel; Victor, dessen Frau Gabrielle und ihre beiden in Amerika geborenen Kinder, die fast vierjährige Amélie und der zweieinhalbjährige Charles Iréné; Eleuthère Iréné, dessen Frau Sophie und deren beider, inzwischen ebenfalls vermehrter Nachwuchs: die siebenjährige Victorine, die gerade drei Jahre alte Eveline Gabrielle und der erst andert-halb-jährige Alfred Victor; sodann ein Bruder von Sophie, der vierundzwanzigjährige Charles Dalmas aus Metz, der sich den Auswanderern angeschlossen hatte, und Madame du Pusy, die Tochter von Madame du Pont senior aus deren erster Ehe, sowie ihr erst wenige Wochen altes Baby. Weitere Kinder von Madame du Pusy, betreut von Großmutter du Pont, waren bereits mit ihrem Vater, einem aus Frankreich nach Deutschland geflohenen Royalisten, von Hamburg aus nach Amerika abgereist.

Die Überfahrt der du Ponts – die nur eine Minderheit unter den Passagieren der »American Eagle« bildeten – wurde zu einer Strapaze sondergleichen. Das Schiff leckte, die Segel rissen, der Kapitän verlor bei einem Sturm alle seine nautischen Geräte; sie kamen vom Kurs ab, gerieten in neue Stürme, und mehr als einmal drohte das kaum see-tüchtige Schiff unterzugehen; dann ging ihnen der Proviant aus, die Mannschaft meuterte und versuchte, das Gepäck der Passagiere zu plündern; es kam zu Schießereien, und wenn ihnen nicht ein britisches Kriegsschiff begegnet wäre und sie wieder mit dem Nötigsten versorgt hätte, wären sie wohl nie ans Ziel gelangt. So erreichten sie doch noch, wenn auch völlig erschöpft, halb verhungert und fast erfroren, den mit Eis verstopften Hafen von Newport, Rhode Island – nach einer Seereise, die noch fast drei Wochen länger gedauert hatte als die des Christoph Kolumbus im Jahre 1492! Am Neujahrmorgen des Jahres 1800 betraten sie amerikanischen Boden, und das erste, was sie sich in ihrer neuen Heimat leisteten, war ein kräftiges, ausgiebiges Frühstück in einem gemütlichen, gutgeheizten Haus – wobei anzumerken ist, daß sie zur Erlangung dieser langentbehrten Genüsse das Risiko eingingen, mit dem Strafgesetz in Konflikt zu geraten, denn die ihnen ganz unbekanntem Bewohner besagten Hauses hatten sie nicht eingeladen, ja, hätten sie nicht einmal einladen können, denn sie waren abwesend ... »Ob als Bezahlung für das Essen Geld hinterlassen wurde oder nicht, darüber herrscht in den verschiedenen Versionen über diese Episode keine Einigkeit«, bemerkt hierzu ein Biograph des Hauses du Pont de Nemours. Gewiß ist nur, daß den du Ponts, ungeachtet ihres Betragens gleich nach der Ankunft, ein sehr ehrenvoller Empfang zuteil wurde: George Washington rühmte öffentlich die Verdienste Pierre Samuels um Frankreich und die USA; Thomas Jefferson, damals Vizepräsident, nannte den Senior der Sippe gar »den fähigsten Mann Frankreichs«, und Alexander Hamilton, Anführer der frankreich-feindlichen Föderalisten, der sich vielleicht ganz entschieden anders über die französischen Emigranten im allgemeinen und die du Ponts im besonderen geäußert hätte, wäre er von Pierre Samuel nicht sogleich zum Justitiar der Gesellschaft Du Pont de Nemours Père, Fils & Cie. und zum Rechtsanwalt der Familie bestellt worden, schloß sich dem Chor der Stimmen an, die die Übersiedlung der du Ponts nach Amerika als einen großen Gewinn für die jungen Vereinigten Staaten priesen.

Die Familie ließ sich zunächst in einem Vorort von New York nieder, mietete für die Gesellschaft ein repräsentatives Büro in der City und gab stolz bekannt, daß sie sich künftig unter der Führung eines der berühmtesten Nationalökonomien der Welt vorwie-

gend dem Ex- und Import, daneben auch dem Bankgeschäft sowie der Verwaltung und Anlage der ihr anvertrauten Vermögen zu widmen gedenke. Das war – wenn man von den ursprünglichen Ideen der »Physiokratie« und von den in Frankreich beschlossenen und den Geldgebern mitgeteilten Plänen ausgeht – schon recht verwunderlich. Aber noch weit erstaunlicher mußte es jedem erscheinen, der um die glänzenden politischen Verbindungen und die beträchtlichen fremden wie eigenen Kapitalien der du Ponts wußte, daß die Gesellschaft in den folgenden Monaten auch nicht den geringsten Erfolg zu verzeichnen hatte; vielmehr verwendeten die Clan-Mitglieder das mitgebrachte Geld teils für den eigenen Lebensunterhalt, teils zur umständlichen Vorbereitung von allerlei Geschäften, die dann nicht zustande kamen. So planten sie beispielsweise, Gold nach Spanien zu schmuggeln, und zwar in Bleibarren versteckt, wie sie die schnellen Segler damals als Ballast benutzten. Das Ende des Krieges zwischen Spanien und England machte aber auch dieses Projekt zunichte, noch ehe die Vorbereitungen abgeschlossen waren.

Schließlich hatte Iréné den für ihn ja recht naheliegenden Einfall, es mit der Schießpulverfabrikation zu versuchen: Er hätte herausgefunden, so teilte er der Familie mit, daß das für Jagdmunition verwendete amerikanische Pulver weit schlechter wäre als die Produkte, die vor mehr als einem Jahrzehnt bei Lavoisier in Essonnes hergestellt worden waren ...

Die Familie nahm Irénés Einfall ohne Begeisterung auf. Pulver herzustellen, meine Pierre Samuel, der sich gerade mit der Abfassung einer hochgelehrten Schrift über das amerikanische Bildungswesen die Zeit vertrieb, wäre eine kaum als aristokratisch, schon gar nicht als »physiokratisch« zu bezeichnende Betätigung, zudem wegen der ständigen Explosionsgefahr äußerst riskant. Iréné wandte ein, daß man ja auch bereit gewesen wäre, Gold zu schmuggeln, und so erreichte er immerhin, daß sein Vorschlag in die Liste der Projekte aufgenommen wurde, wenn auch erst an achter Stelle.

In den folgenden Wochen begann Pierre Samuel, sich für Irénés Plan mehr und mehr zu erwärmen, und er beschloß, seine beiden Söhne noch einmal zurück nach Paris zu schicken; Victor sollte neues Kapital auftreiben, Iréné dagegen Informationen und Ausrüstung für die Pulverfabrikation beschaffen.

Am 8. Januar 1801 reisten die Brüder nach Frankreich ab, und einen Monat später landeten sie in Le Havre. Ausgestattet mit enthusiastischen Berichten über die bisherigen Fortschritte ihres Unternehmens und äußerst optimistischen Kalkulationen der nach Verwirklichung von Irénés Idee zu erwartenden Gewinne, konnte Victor tatsächlich einige Freunde, darunter den Onkel der Madame de Staël, Louis Necker, dazu bewegen, ihm – als Zuschuß zum Startkapital der Pulverfabrik – zwölftausend Dollar anzuvertrauen, wengleich unter der Bedingung, daß die Firma Du Pont Père, Fils & Cie. die doppelte Summe zu investieren hätte.

Victor erreichte sogar noch mehr: Monsieur de Talleyrand, Außenminister des 1799 durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire an die Macht gekommenen Konsuls Napoleon Bonaparte, ließ sich dazu bewegen, den Bau einer französischen Munitionsfabrik in den Vereinigten Staaten als »im Staatsinteresse Frankreichs liegend« zu erklären; Iréné bekam daraufhin die Erlaubnis, in Essonnes die neuesten Fabrikationsmethoden zu studieren und dort sogar alle von ihm benötigten Maschinen zum Selbstkostenpreis zu erwerben.

Dieses Entgegenkommen Talleyrands hatte zwar auch politische Gründe, denn man wollte die USA gegen England stärken, zudem für alle Fälle einen Versorgungszentrum jenseits des Atlantiks schaffen; aber natürlich dachte der Außenminister auch ein wenig an sich selbst, denn er erbat sich (und bekam später auch) eine Beteiligung an dem Unternehmen ...

Noch wichtiger als die Kapitalbeschaffung, der äußerst billige Erwerb der Maschinen und die durch Talleyrands Entgegenkommen ermöglichte Information über den neuesten Stand der staatlichen Pulverfabriken in Frankreich aber war das, was Iréné, der einstige Schüler Lavoisiers, bei dessen Witwe in Erfahrung zu bringen vermochte. Trotz des gespannten Verhältnisses, das zwischen seinem Vater und Madame Lavoisier seinerzeit entstanden war, hatte Iréné der nun schon nicht mehr ganz so jungen, dafür aber für Komplimente um so empfänglicheren Dame artig seine Aufwartung gemacht und von ihr, der Witwe seines großen Lehrmeisters, bald auch die Erlaubnis erhalten, den wissenschaftlichen Nachlaß dieses bedeutendsten Schießpulver-Spezialisten seiner Epoche einzusehen. Ja, und dabei fand er Lavoisiers Aufzeichnungen für ein verbessertes Verfahren zur Herstellung von Pulver, das nicht einmal in Essonnes bekannt war ...

Während so die Brüder die Voraussetzungen für den Start der Pulverfabrikation schufen, wurde in den USA bereits die Basis für eine günstige Entwicklung des Absatzes der künftigen Produktion gelegt: im Februar 1801 war der große Du-Pont-Verehrer Thomas Jefferson zum Präsidenten der USA gewählt worden, und Pierre Samuel, davon höchst angenehm überrascht, hatte sofort die Arbeit an seinem Essay über das amerikanische Bildungswesen unterbrochen und dem alten Freund und neuen Regierungschef des Landes nicht nur sogleich seine Glückwünsche übermittelt, sondern auch die dringende Bitte, die neue Du Pont de Nemours'sche Schießpulverfabrik durch umfangreiche Staatsaufträge zu fördern und dem Unternehmen (obwohl es zu dieser Zeit noch nicht einmal gegründet war!) Schutz und Hilfe zu gewähren.

Zur eigentlichen Firmengründung kam es erst zwölf Monate später in Paris, wo Iréné am 21. April 1801 »eine Gesellschaft zur Herstellung von Pulver für militärische und sportliche Zwecke in den Vereinigten Staaten von Amerika« registrieren ließ. Das Gesellschaftskapital gab er mit sechsunddreißigtausend Dollar an, wofür achtzehn Aktien zu je zweitausend Dollar ausgegeben werden sollten. Die drei französischen Kapitalgeber – außer Louis Necker waren noch der aus der Schweiz stammende Bankier Bidermann und ein girondistischer Politiker, Duquesnoy, bereit gewesen, sich auf das Abenteuer einzulassen – sollten für ihre Einlagen von zusammen zwölftausend Dollar mit je einer Aktie bedacht werden; der Stammfirma Du Pont de Nemours Père, Fils & Cie. wurden dagegen für vierundzwanzigtausend Dollar – die dann übrigens nur zum Teil einbezahlt wurden – elf Aktien zuerkannt; die restlichen vier Aktien sollten für amerikanische Interessenten reserviert bleiben. Ferner wurde bestimmt, daß Iréné und die Stammfirma den Zeitpunkt der Ausschüttung von Dividenden allein zu bestimmen hätten, wobei der zu vergebende Betrag in dreißig Teile aufzuteilen wäre: achtzehn für die Aktionäre, neun für Iréné als den verantwortlichen Direktor und drei Teile für einen Fonds zur Finanzierung der notwendigen Bestechungen von amerikanischen Politikern und Beamten bei der Beschaffung von Staatsaufträgen ...

Im Juli 1801 waren alle Aufgaben, die sich die Brüder für diese Reise vorgenommen hatten, zufriedenstellend gelöst, doch während sich Victor nun noch einige Monate lang in Europa amüsierte, kehrte Iréné auf schnellstem Wege nach Amerika zurück. Er brachte nicht nur Kapital, Maschinen, Lavoisiers Formel und allerlei nützliche Informationen aus der Praxis von Essonnes mit, sondern auch einen Stamm von jungen Facharbeitern aus der staatlichen Pulverfabrik, die er mit Talleyrands gütiger Erlaubnis hatte abwerben dürfen.

Alles, was nun noch fehlte, war ein geeigneter Standort für die Produktionsanlagen. Erst einige Monate nach seiner Rückkehr und längerer Suche in verschiedenen Gegenden fand Iréné endlich ein Grundstück, das ihm zusagte und dessen Preis erschwinglich war: Es lag am Brandywine-Fluß in der Nähe von Wilmington, der damals etwa dreieinhalbtausend Einwohner zählenden größten Stadt des Staates Delaware ...



Heute wird Delaware »du Pont's Duchy«, »Herzogtum der du Ponts«, genannt; die führenden Mitglieder der Familie bezeichnen amerikanische Journalisten mit Vorliebe als »die Barone vom Brandywine«, und das nördlichste Delaware ist das »Châteaux country« der USA, weil es übersät ist mit Schlössern und prächtigen Landsitzen der Familie du Pont. Genau vierundzwanzig dieser Paläste liegen rund um Wilmington. Besonders berühmt ist der Herrensitz »Winterthur«, der in hundert Räumen die größte Sammlung amerikanischer Antiquitäten aus dem 17. bis frühen 19. Jahrhundert beherbergt. »Longwood« hat zweihundert Zimmer, tausend Morgen Park, davon sechs Morgen tropischer Gärten unter Glas, als weitere Attraktion eine gigantische Orgel mit zehntausend Pfeifen, die drei Kathedralen mit ihren Klängen erfüllen könnte und zu ihrem Transport vierzehn Eisenbahnwaggons benötigte. Das Schloß »Nemours« schließlich, dessen Gärten den Parks von Versailles oder Schönbrunn ebenbürtig sind, hat Portale, die aus dem Palast der Zarin Katharina der Großen stammen ...

Unwillkürlich muß man beim Anblick dieser Prachtentfaltung an Pierre Samuel du Pont, den Deputierten von Nemours, denken, der 1789 als erster die entschädigungslose Einziehung aller »Artikel des Prunkes«, speziell der Kirche und der Reichen, gefordert und auch für die Enteignung des gesamten Großgrundbesitzes gestimmt hatte. Seinen Nachkommen kann solche Reminiszenz nur noch ein Lächeln entlocken. »Die du Ponts«, bemerkte einmal ein amerikanischer Sozialkritiker, »haben mehr Yachten, mehr Orgeln, mehr Swimmingpools, mehr hocharistokratische Landsitze, mehr Badezimmer und mehr Diensthofen als jede andere Familie auf Erden, das englische Königshaus nicht ausgenommen ...«

Obwohl die Bezeichnung »de Nemours« eigentlich nur Pierre Samuel, dem Vater des Firmengründers Eleuthère Iréné, einst zugestanden hat, heißt die Familienfirma noch heute »E. I. du Pont de Nemours & Co«. Ohne die Beteiligungen, von deren Umfang man sich kaum eine Vorstellung machen kann und von denen noch die Rede sein wird, beschäftigte sie in den letzten Jahren durchschnittlich etwa hundertfünfzehntausend Arbeiter und Angestellte. Der Jahresumsatz betrug umgerechnet mehr als zwölf Milliarden Mark, und etwa ebenso hoch sind die Guthaben der (schuldenfreien) Firma.

E. I. du Pont de Nemours & Co ist heute der mit Abstand größte Chemie-Konzern der Welt. Er gehört – teils direkt, teils über Holdinggesellschaften – zu etwa 44 Prozent den du Ponts. Da die übrigen Aktien weit gestreut sind, beherrscht die Familie das Unternehmen völlig und stellt heute wie eh und je die maßgebenden Männer im Vorstand wie im Aufsichtsrat.

Die du Ponts haben aber darüber hinaus entscheidenden Einfluß auf eine ganze Reihe weiterer Konzernriesen: Ihre Beteiligung an »General Motors«, dem größten Automobilproduzenten der Welt, zu dessen europäischen Töchtern die bundesdeutsche Adam Opel AG zählt, mußte die Firma E. I. du Pont de Nemours & Co zwar aufgrund der Antitrustbestimmungen aufgeben, doch Insider bezweifeln ernstlich, daß sich dadurch die Machtverhältnisse bei »General Motors« wesentlich geändert haben, denn – so bemerkte schon Ferdinand Lundberg in seiner Untersuchung »Die Reichen und die Superreichen« – »der einzelne du Pont hat seine General-Motors-Anteile behalten, und sie alle zusammen bilden den größten bekannten Block in der Aktionärsversammlung des General-Motors-Konzerns ...

Über acht große Dachgesellschaften und sieben besondere Treuhandfonds ist die Familie du Pont als Ganzes mit dicken Paketen an einer Vielzahl von großen Unternehmen beteiligt. »Das größte dieser zusätzlichen Aktienpakete«, stellte Lundberg fest, »steckt in der gigantischen »United States Rubber Company«, die praktisch von den du Ponts kontrolliert wird ... Weitere Gesellschaften, bei denen einzelne Mitglieder der Familie du Pont, ihre Holdinggesellschaften und/oder Treuhandfonds kleinere Anteile besaßen, waren die »American Sugar Refining Company«, die »Mid-Continent Petroleum Corpo-

ration«, die ›Philips Petroleum Company‹ und die ›United Fruit Company‹ .. Die Familie du Pont grast auch noch auf anderen fetten Dollar-Weiden«: zwei Mitglieder haben die Firma Francis I. du Pont & Co selbständig zur zweitgrößten Börsen-Maklerfirma der Vereinigten Staaten gemacht, und Ehemänner von Damen aus dem Hause du Pont sind Hautgesellschafter einer anderen großen New Yorker Maklerfirma, »Messrs. Laird, Bissel und Meeds«.

Weitere du-Pont-Domänen sind die amerikanische Flugzeug-, Erdöl- und Stahlindustrie. Herbert von Borch, ein ausgezeichnete Kenner der Verhältnisse, bemerkt dazu: »Ihr Aktienbesitz in Großfirmen wie ›American Aviation‹, ›U. S. Steel‹, ›Bendix Aviation‹, ›Standard Oil‹ und anderen ist unübersehbar ... « Und Egon Jameson, der gleichfalls als Experte gelten darf, wies darauf hin, daß Pierre Samuel Eleuthère Iréné du Pont, ein Urenkel des Firmengründers, der 1954 im Alter von 84 Jahren starb, 1927 auch noch Präsident des gewaltigen Konzerns von »Bethlehem Steel« wurde. H. A. Carr, der Hofbiograph der Familie, schätzt ihr Gesamtvermögen vorsichtig auf drei Milliarden Dollar, nennt sie zugleich »die reichste Familie der Welt«, aber beeilt sich hinzuzufügen, daß es heute sechzehnhundert du Ponts gibt und ihre Anzahl stetig wächst, »um etwa hundert jährlich. Nur rund zweihundertfünfzig bilden die Kerngruppe, in deren Händen sich der Großteil des Familienvermögens befindet«.

Egon Jameson veranschlagt den kombinierten Reichtum der Kerngruppe auf etwa fünf Milliarden Dollar; Lundberg beziffert ihn mit 7,6 Milliarden, und er macht darauf aufmerksam, daß allein der Marktwert der von den du Ponts aufgrund der Antitrustgesetzgebung transferierten »General Motors«-Aktien 1964 genau 6,174 Milliarden Dollar betrug. Gerade diese Zahl hätte Lundberg stutzig machen müssen, denn sie ließe ja nur einen Rest von 1,5 Milliarden Dollar für das gesamte übrige Du-Pont-Vermögen zu ...! Aller Wahrscheinlichkeit nach beträgt das Gesamtvermögen der Familie heute eher zwölf Milliarden Dollar (wobei sicherlich niemand, nicht einmal der Führer des Clans selbst, eine genaue Schätzung wagen kann, zumal ja der Kurs der Aktien dauernd schwankt).

Weit wichtiger als der bloße Reichtum, dessen genaue Höhe in diesen Dimensionen ohnehin belanglos wird, ist die ungeheuere wirtschaftliche – und damit auch gesellschaftliche wie politische – Macht, die die Aktienpakete ihren Inhabern verleihen: Schon mit denen von »E. I. du Pont de Nemours & Co« nebst Konzerntochter »Remington«, mit »General Motors« samt »Adam Opel AG«, »United States Rubber«, »U. S. Steel« und »United Fruit«, fünf Konzernriesen, von denen mindestens die ersten drei völlig unter Kontrolle der du Ponts sind, beherrscht die Familie so weite Teile der amerikanischen wie der internationalen Wirtschaft, daß man sie getrost für noch mächtiger halten darf als selbst die Rockefellers, Morgans, Fords, Vanderbilts und Mellons (von denen manche individuell gewiß noch reicher sind als die einzelnen du Ponts) und bestimmt für mächtiger als die Roosevelts, Kennedys oder gar Reagans, auch wenn diese gerade einmal (auf Zeit und meist nur mit Hilfe von Wahlkampf-Zuwendungen von seiten der Superreichen) den Präsidenten der Vereinigten Staaten stellen dürfen

Auf jeden Fall sind die Damen und Herren, die in fünfter, sechster und siebenter Generation von dem einstigen Revolutionär und Deputierten des Wahlkreises Nemours, Pierre Samuel du Pont, abstammen oder in die Familie hineingeheiratet haben, heute nicht nur die ungekrönten Könige ihres Stammlandes Delaware, wo fast alle Schlüsselstellungen in Politik, Wirtschaft, Verwaltung, Justiz, Presse und Kirche in ihrer oder ihrer Beauftragten Hand sind; vielmehr gibt es in den USA, ja, in der ganzen Welt keine zweite verwandtschaftlich eng verbundene Personengruppe von größerem Einfluß und Reichtum als die Nachkommen jener halbverhungerten und fast erfrorenen Einwanderer, die am Neujahrmorgen des Jahres 1800 Küche und Speisekammer eines fremden Hauses am Hafen von Newport, Rhode Island, plünderten.

Der Aufstieg der du Ponts, die trotz ihrer mißlichen Lage am Morgen der Landung eine weitaus günstigere Startposition hatten als andere Flüchtlinge aus Europa – sie waren im Besitz einer beträchtlichen, wenn auch vornehmlich geliehenen Summe Geldes, trugen einen sehr aristokratisch klingenden Namen und verfügten über glänzende Beziehungen zur politischen und militärischen Führungsschicht der Vereinigten Staaten – hat sich dennoch weit langsamer vollzogen, als man annehmen könnte. Erst in den letzten fünfzig Jahren gelang ihnen der kühne Sprung aus der einige zigtausend Köpfe zählenden amerikanischen Oberschicht reichgewordener Industrie- und Finanzmagnaten an die Spitze der *crème de la crème* der internationalen Geld- und Macht-Elite, und in Gustavus Myers vor dem Ersten Weltkrieg veröffentlichten, 1916 erstmals in deutscher Übersetzung erschienenen Standardwerk »Die großen amerikanischen Vermögen« sind die du Ponts noch nicht einmal am Rande erwähnt!

Die Voraussetzungen für das Geldscheffeln ganz großen Stils aber legten sie dennoch schon vor fast hundert Jahren, und alles andere ergab sich dann bei passenden Gelegenheiten, insbesondere Kriegen, nahezu zwangsläufig. Nur in der Frühzeit ihrer industriellen Betätigung hatten die du Ponts, neben herben Mißerfolgen, auch mitunter ganz einfach Glück, wobei man ihnen jedoch Zähigkeit, Scharfsinn und Fleiß nicht absprechen kann – zumindest nicht Eleuthère Iréné, dem jüngeren Sohn des verhinderten »Physiokraten« Pierre Samuel du Pont »de Nemours«. Doch ehe wir uns ihm, dem Firmengründer, und den wichtigsten Stationen des Aufstiegs der Familie zuwenden, sei noch derer kurz gedacht, die dank ihres Renommees und ihrer ausgezeichneten Verbindungen Irénés Start erst ermöglichten, selbst aber scheiterten: seines berühmten Vaters und seines älteren Bruders Victor, des eleganten Diplomaten.

Schon im Frühjahr 1802 – nach vierzehn Monaten in der von ihm einst so hochgepriesenen Neuen Welt – kehrte Pierre Samuel du Pont wieder nach Frankreich zurück. Er gab vor, die – sehr zu Recht! – ängstlich und mißtrauisch gewordenen Geldgeber in Frankreich beruhigen und neues Kapital aufreiben zu wollen, doch wahrscheinlicher ist, daß ihm das Pionierdasein in der harten Praxis weit weniger behagte als in der noblen »physiokratischen« Theorie. Da er ohnehin abzureisen entschlossen war, ließ er sich von seinem alten Freund und Verehrer, dem Präsidenten Jefferson, mit einem halb-offiziellen diplomatischen Auftrag betrauen: Er wollte mithelfen, Frankreichs neuen Staatschef, den Konsul Bonaparte, zur Aufgabe eines Teils der französischen Interessen in Amerika und zum Verkauf der Kolonie Louisiana an die USA zu bewegen.

So reiste er also in doppelter Mission, einmal für die notleidende Firma, zum anderen für die Regierung der Vereinigten Staaten. Der Louisiana-Kauf kam, unter eifriger Mitwirkung des Amateur-Diplomaten du Pont, doch keineswegs durch ihn allein, tatsächlich zustande; Im Frühjahr 1803 trat Frankreich den USA für fünfzehn Millionen Dollar rund zwei Millionen Quadratmeter Land ab – nicht etwa nur den heutigen Staat Louisiana, sondern ein riesiges Gebiet, das sich vom Golf von Mexiko bis an die kanadische Grenze und vom Mississippi bis zu den Rocky Mountains hin erstreckte. Das war gewiß ein großer Erfolg, auch für du Pont, doch was die Interessen der Firma anging, so schadete er ihnen mehr als er ihnen nützte, obwohl er nicht bloß, wie ursprünglich geplant, nur einige Monate in Paris blieb, sondern fast anderthalb Jahrzehnte lang!

In dieser Zeit, da in Delaware die Schießpulverfabrikation mühsam anlief und von Iréné mit Hilfe der zunächst noch sehr bescheidenen Gewinne, die er sofort wieder investierte, allmählich verbessert und ausgeweitet wurde, wußte der alte Herr in Paris nichts Besseres zu tun als mit den hohen Profiten zu prahlen, die »sein« Unternehmen am Brandywine-Fluß bereits abwerfe. Natürlich wollten die französischen Aktionäre nun endlich Geld sehen; sie verdächtigten Iréné, der seinerseits nur flehentliche Bitten um neues Kapital über den Atlantik schickte, aber keinen Cent Dividende, ein Schwindler zu sein. 1811 mußte die Stammfirma, »Messieurs du Pont de Nemours Père, Fils & Co.«, in Paris den Konkurs anmelden. Die einzigen Aktiva waren die zwölf Aktien der

Pulverfabrik, die nur zum Teil bezahlt waren. Doch selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, so hätten sie weder ausgereicht, die Gläubiger zu befriedigen, noch wäre Iréné imstande gewesen, auch nur einen Bruchteil ihres – ohnehin fraglichen – Nennwertes dafür zu bezahlen. Seine Pulverfabrik war entsetzlich hoch verschuldet, und ohne daß er etwas davon wußte, hatten sich seine Verbindlichkeiten noch sehr beträchtlich vermehrt: Papa du Pont war nämlich so kühn gewesen, von keinem Geringeren als vom Außenminister Talleyrand hunderttausend Franken zu borgen, mit denen er in den Büchern der Stammfirma Irénés Pulverfabrik belastet hatte, obwohl er nur einen Teil dieses Betrages dem Sohn in Amerika zukommen ließ, den üppigen Rest aber für sich selbst verbrauchte ...

Talleyrand bekam sein Geld übrigens wieder, wenn auch erst zwanzig Jahre später. Zusammen mit weiteren achtzehn Millionen Goldfranken, die er sich während seiner Amtszeit erspart, nach Ansicht Napoleons, der davon etwas verstand, »ergaunert« hatte, hinterließ der einstige Geistliche sein riesiges Vermögen seiner schönen Nichte Dorothee, deren Urenkel sich des Reichtums heute noch erfreuen und in nicht minder vermögende Häuser einheirateten, unter anderem in das der Fürsten zu Fürstenberg ...

Talleyrand nahm übrigens, kaum daß Napoleon I. – der auf die du Ponts, aus Gründen, auf die wir noch zurückkommen werden, gar nicht gut zu sprechen war – abgedankt hatte, Pierre Samuel du Pont in seine Dienste, möglicherweise nur, um seinen Schuldner so besser im Auge zu behalten ... In dem für einen Sekretär stattlichen Alter von fünfundsiebzig Jahren durfte du Pont sogar schon in Fontainebleau die Abdankungsurkunde ausfertigen, nach deren Unterzeichnung der Exkaiser mit nur vierhundert Leibgardisten und vier Millionen Goldfranken Restvermögen nach Elba verbannt wurde. Und kaum hatte Napoleon im März 1815 Elba wieder verlassen und sich im Triumph zurück nach Paris begeben, da hieß es für den greisen du Pont noch einmal fliehen. Mit falschem amerikanischen Paß trat er eilig die Reise in das Land an, das er gar nicht mehr hatte wiedersehen wollen, und alsdann die beschwerliche Fahrt zum Brandywine-Fluß, wo die Pulverfabrik stand, von der er schon soviel erzählt hatte, ohne sie gesehen zu haben. Seine kranke Frau, die frühere Madame Poivre, ließ er allein in Paris zurück. Immerhin schrieb er ihr sogleich: »Ich habe das Werk gesehen. Es ist gigantisch! Unvorstellbar, daß ein einziger Mann in der Lage war, solche Dinge zu konstruieren und auszuführen ... Iréné ist ein großer Mann mit zehnmal mehr Begabung, Kühnheit und Ausdauer, als ich je zu hoffen gewagt habe ...«

Am 8. Juni 1815, knapp vier Wochen nach Papa du Ponts Ankunft am Brandywine, flog ein Teil der Pulverfabrik in die Luft. Neun der insgesamt sechsunddreißig Arbeiter kamen dabei ums Leben, und es entstand ein Sachschaden von rund zwanzigtausend Dollar. Ein Jahr später, im Juli 1816, explodierte wiederum eine Pulvermühle, und Iréné mußte sich dreißigtausend Dollar leihen, um die dringendsten Instandsetzungen vornehmen zu können ... Wiederum ein Jahr später, am 16. Juli 1817, brach ein Großfeuer in der Fabrik aus, das nur mit größten Anstrengungen soweit eingedämmt werden konnte, wie nötig war, um eine Explosion des ganzen Werks zu vermeiden. Bei den Löscharbeiten, an denen sich auch der fast achtundsiebzigjährige Pierre Samuel du Pont beteiligte, zog sich der alte Herr eine schwere Erkältung zu, von der er sich nicht mehr erholte. Er starb am 7. August 1817.

Jefferson sandte ein Beileidsschreiben, in dem es hieß: »Von keinem Mann, der je gelebt hat, könnte mehr Gutes mit mehr Wahrhaftigkeit gesagt werden ... Sein Ziel änderte sich nie: das Allgemeinwohl. Dafür hat kein Mann jemals eifriger oder ehrlicher gearbeitet, wovon monumentale Beweise künden ...«

Vermutlich hätte Jefferson, dessen Bewunderung für die du Ponts keine Grenzen kannte und der – auf Papa du Ponts Bitten hin – Victor du Ponts gerade zwölfjährigen Sohn Samuel Francis vom Präsidenten Madison zum Leutnant zur See hatte ernennen lassen,

ohne Zögern auch jedem anderen Mitglied der Familie bescheinigt, besser, ehrlicher und fleißiger zu sein als je ein Mensch zuvor. Doch andere Leute, sowohl hohen wie auch niedrigen Standes, teilten Jeffersons Ansichten durchaus nicht, wobei sie vor allem auf Victor du Pont verwiesen.

»Der arme Victor«, wie man ihn in der Familie mitleidsvoll nannte, war bei allen seinen Geschäften vom Unglück verfolgt worden. Nach seiner vergnüglichen und immer wieder verlängerten Europareise hatte er, ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben Talleyrands, Beziehungen zu Louis André Pichon, dem französischen Generalkonsul in Philadelphia, anzuknüpfen versucht, um in dessen ungewöhnlich trübe Geschäfte eingeschaltet zu werden. Es ging dabei um den gesamten Nachschub für die französische Expedition zur Wiedereroberung Haitis, bei der dann die meisten Soldaten ums Leben kamen, darunter das Gros der polnischen Legion.

Die Aussichten schienen Victor verlockend, denn Pichon war im Prinzip bereit, für das Expeditionskorps jeglichen Schund zu exorbitanten Preisen anzukaufen, vorausgesetzt, daß der jeweilige Armeelieferant zwei Drittel seines Profits an den Herrn Generalkonsul abführte, der seinerseits wohl mit seinem hohen Vorgesetzten in Paris, dem Außenminister Talleyrand, zu teilen hatte. Charles Maurice de Talleyrand-Périgord, einstiger Bischof von Autun und künftiger Fürst von Benevent und Herzog von Dino, war in dieser Art von Geschäften erfahren, hatte sie zudem selbst angebahnt, als er 1792-1795 in Amerika gewesen war, um dem jakobinischen Terror zu entgehen ...

Das einzige Hindernis, das der Aufnahme der profitablen Heereslieferungen durch Victor im Wege stand, war Vater du Pont, mit dessen Arroganz und Geschwätzigkeit Pichon bereits Bekanntschaft gemacht hatte. Also kam man überein, daß Victor eine selbständige Firma gründete, »V. du Pont de Nemours & Cie., New York«, der Papa du Pont, zumal er im Begriff stand, mitsamt der Stammfirma nach Paris zurückzukehren, großzügig die Ländereien in Kentucky überließ, die der schweizerische Bankier Bidermann in das Unternehmen einzubringen bereit gewesen war.

In den ersten Monaten ließ sich das Geschäft für Victor erfreulich gut an. Er durfte den vor Haiti liegenden französischen Schiffen jedwede Ausschußware schicken, die in New York aufzutreiben war, und Pichon zahlte prompt – mit Wechseln auf die französische Regierung –, wenn ihm nur sogleich seine Provision bar ausbezahlt wurde. Vielleicht wäre alles gut gegangen, und Victor hätte sich, wie er schon träumte, ein großes Vermögen gemacht, wäre nicht an Bord eines der Kriegsschiffe vor Haiti ein junger Mann gewesen, dem es dort bald zu heiß und zu langweilig wurde, so daß er mit einem der von Victor gecharterten Kauffahrer ausriß und in Baltimore an Land ging. Besagter Ausreißer war der neunzehnjährige Jérôme Bonaparte, Napoleons kleiner Bruder und nachmaliger König von Westfalen.

Jérôme brauchte natürlich Geld, das er sich von Victor du Pont zu leihen gedachte und auch erhielt, denn er kannte ja die Qualität der von Victor gelieferten Waren, auch die gesalzenen Preise, so daß er mit seinem Vorschlag, unter Umständen für Victor ein gutes Wort bei Konsul Bonaparte einzulegen, nicht nur ein offenes Ohr, sondern auch eine stets für ihn geöffnete Geldbörse fand. Victor war es denn auch, der Jérômes Hochzeit mit der achtzehnjährigen Elisabeth Patterson aus Baltimore finanzierte. Er konnte nicht ahnen, daß Napoleon, der sich wenige Monate später die Kaiserkrone reichen ließ, über diese Mesalliance seines kleinen Bruders in Wut geriet, die Ehe kurzerhand annullierte und Betsy Bonaparte, geborene Patterson, mit der Jérôme dann nach Europa reiste, unter strenger Bewachung in die USA zurückschickte.

Da auch die Haiti-Expedition gänzlich gescheitert war, hatte Kaiser Napoleon doppelten Grund, seinem Heereslieferanten Victor du Pont zu grollen. Er erließ ein Verbot, von Pichon ausgestellte und von Victors Beauftragten präsentierte Wechsel einzulösen, und als sich der Chef der Firma »V. du Pont de Nemours & Cie, New York« nun, etwas

ängstlich geworden, an seinen Vater in Paris wandte, schrieb ihm dieser zurück: »Eine Meinung bildet sich hier, die sehr schlecht für uns ist. Jedermann, der Santo-Domingo-Wechsel – haitische – besitzt, wird des Betrugers verdächtigt! Seine Ehre ist mehr oder weniger in Frage gestellt. Und wenn mich mein Ansehen auch ein wenig über diese Klasse erhebt, so ließ man es mich doch fühlen. Ich kam nicht in den Senat und nicht einmal in die Ehrenlegion!«

Das war gewiß traurig, aber Papa du Pont erhielt wenigstens die von ihm so heiß begehrte Auszeichnung, die Rosette der Ehrenlegion, später doch noch, wenn auch erst von dem dicken, asthmatischen und ängstlichen Bourbonenkönig Ludwig XVIII., der ihn auch zum Staatsrat ernannte und ihm den Lilienorden verlieh. Victor hingegen bekam von den hundertundvierzigtausend Dollar, die er von Jérôme und von der französischen Staatskasse – wenn auch mit unterschiedlich gutem Recht – fordern zu können vermeinte, keinen roten Cent. Im Jahre 1805 konnte er seine eigenen Gläubiger nicht mehr länger vertrösten und mußte Konkurs anmelden. Nach einem weiteren abenteuerlichen Versuch, als Gutsherr, Sklavenhalter und Ladenbesitzer sein Glück zu machen, gab er 1809 das völlig gescheiterte Experiment auf, überschrieb die Reste seiner Habe seinen Kreditgebern, verkaufte auch noch das als Sklavin zum Eigentum seiner Frau zählende Kindermädchen und trat mit dem Erlös die Reise an den Brandywine-Fluß an, um mit Frau und Kindern künftig Iréné zur Last zu fallen. Unterwegs ereilte ihn neues Mißgeschick: Zweimal lauerten ihm Gläubiger auf, die um ihr Geld geprellt worden waren, ließen ihn verhaften und so lange im Gefängnis festhalten, bis Iréné die zur Ablösung nötigen Summen geschickt hatte. Kurz, es war eine traurige Heimkehr, doch Victor und die Seinen wurden dennoch am Brandywine sehr liebevoll aufgenommen. Iréné machte seinem erfolglosen Bruder nicht die geringsten Vorwürfe – vielleicht schon deshalb nicht, weil er selbst kurz vor dem Bankrott stand ...

Von den eigenen Gläubigern bedrängt, durch die häufigen Explosionen in der Pulverfabrik zermürbt und finanziell immer wieder schwer geschädigt, außerdem belastet durch den Konkurs, sowohl des Vaters wie des Bruders, wußte Iréné oft kaum noch, wie er seine drei Dutzend meist irischen Arbeiter bezahlen sollte, die täglich vierzehn Stunden lang ihre strapaziöse und lebensgefährliche Arbeit verrichteten. Erst der Krieg, der 1812 zwischen den USA und Großbritannien ausbrach, half der Firma, die ständige Gefahr eines Bankrotts abzuwenden. Irénés Pulverfabrik erhielt gewaltige Regierungsaufträge – sie lieferte schon in den Jahren 1812/13 für mehr als zweihundertfünfzigtausend Dollar Pulver an die Armee und Marine! –, und wenn auch die Staatskasse nur sehr zögernd zahlte, so war doch die Lage nun weit günstiger als zuvor.

So sahen die du Ponts den Dingen schon ziemlich gefaßt ins Auge, als Jacques Bidermann, der Hauptgläubiger der Stammfirma, dessen Grundstücke Papa du Pont großzügig Victor überlassen hatte, aus Paris schrieb, er hätte Konkurs gemacht und würde nun seinen Sohn, den vierundzwanzigjährigen Jacques Antoine, nach Amerika schicken, um wenigstens die Reste seiner Habe zu retten.

Der junge Bidermann traf zu einer Zeit am Brandywine ein, als dort in Tag- und Nachtschicht gearbeitet wurde, um die Rüstungsaufträge erfüllen zu können. Er war davon tief beeindruckt, sah eine Chance, die väterliche Einlage doch noch zu retten und berichtete dementsprechend nach Frankreich. Später heiratete er Irénés zweitälteste Tochter Evelina, half seinem Schwiegervater, einen lästigen Partner aus der Frühzeit des Unternehmens namens Bauduy, der dreist seinen Anteil forderte, aus der Firma zu drängen und machte sich auch bei der Besorgung neuer Kredite, die für die Ausweitung der Kapazität erforderlich waren, sehr nützlich. Antoine Bidermann war es auch, der auf den glücklichen Einfall kam, den »armen Victor«, der sich derweilen am Brandywine als Schafzüchter ziemlich erfolglos betätigt hatte, in die Politik abzuschieben, wo er der Firma vielleicht von Vorteil bei der weiteren Beschaffung von lukrativen Staatsaufträgen sein könnte. Tatsächlich gelang es den vereinten Bemühungen der du Ponts und ih-

rer einflußreichen Freunde, Victor erst ins Repräsentantenhaus, dann in den Senat von Delaware zu bringen. Die Schafzucht und eine dazugehörige Wollspinnerei übernahm Victors ältester Sohn, Charles Iréné, unter dessen Leitung sie alsbald einen erfreulichen Aufschwung nahmen.

Victor wurde ein im Senat von Delaware sehr populärer Politiker, weniger wegen seiner gesetzgeberischen Arbeit, von der wenig zu bemerken war, als vielmehr durch seine stete Bereitschaft, mit den Kollegen, gleich ob Freund oder Gegner, einen feuchtfröhlichen Abend zu verbringen und ihn mit einem Pokerspiel zu beschließen, bei dem er stets verlor. Er geriet so immer tiefer in Schulden. Selbst der du Pontsche Hofbiograph H. A. Carr bemerkte, daß »seine Berufung in den Aufsichtsrat der ›Bank of the United States‹ nur als Sieg der Politik über den gesunden Menschenverstand angesehen werden kann«.

Anfang 1827 segnete Senator Victor du Pont de Nemours das Zeitliche, und sein jüngerer Bruder Iréné, der ihn trotz seiner vielen Schwächen sehr geliebt hatte, verfiel in einen Zustand tiefster Depression. Die Leitung der Firma, die in den Jahren vor 1820 infolge von Explosionen und Bankrotten Verluste in Höhe von mehr als zweihunderttausend Dollar erlitten hatte, ging – wenn auch nicht offiziell, so doch de facto – in die Hände von Antoine Bidermann über. Es war auch höchste Zeit dafür, denn die Aktionäre der Stammfirma und andere Gläubiger gebärdeten sich immer wilder, und einem von ihnen, dem Neffen und Erben jener Madame de Pusy, die als Tochter von Papa du Ponts zweiter Gemahlin die Familie nach Amerika begleitet hatte, wäre es fast gelungen, die Firma durch Gerichtsbeschluß liquidieren zu lassen, nachdem er zuvor Iréné öffentlich der Unterschlagung und Veruntreuung von Firmengeldern bezichtigt hatte, was sich als sehr kreditschädigend erwies.

Erst nach Irénés Tod – er starb im Oktober 1834, wahrscheinlich an der Cholera – konnte sich Antoine Bidermann mit allen Gläubigern der Firma in Frankreich arrangieren, sodann am 1. April 1837 die Gesellschaft neu organisieren und als »E. I. du Pont de Nemours Company« ins Handelsregister von Delaware eintragen lassen. Alleinige Inhaber waren Irénés sieben Kinder, drei Söhne und vier Töchter; Bidermann selbst, dessen Frau zu den Gesellschaftern zählte, verzichtete auf die Teilhaberschaft. Victors Kinder blieben von der Gesellschaft ausgeschlossen, doch sie und ihre Nachkommen gewannen nach und nach doch Einfluß auf das Unternehmen, das sich mit der Zeit zur Futterkrippe für die ganze Sippe entwickelte, denn sie schlossen – ähnlich den Rothschilds – Dutzende von Ehen mit den Vettern und Kusine der Irénéschen Linie. Den Anfang machte Samuel Francis du Pont, dank Jeffersons Protektion seit seinem zwölften Jahr Marineoffizier, der Irénés jüngste Tochter, Sophie, heiratete.

In den späten dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts, als die Firma unter der Leitung von Irénés Söhnen stand, entwickelte sich die Pulverfabrik zu einem blühenden Unternehmen, was weniger einer brillanten Führung zu verdanken war, die durchaus fehlte, als vielmehr der stetig steigenden Nachfrage nach Schießpulver und Sprengstoff. Die Eroberung des Westens, die Kriege mit den Indianern und mit Mexiko sowie Rodungen, Kanalbauten, Tunnelsprengungen und die Suche nach Bodenschätzen ließen den Bedarf an Explosivstoffen so gewaltig anwachsen, daß die Pulverfabrik mit den Anforderungen kaum Schritt halten konnte. Und als es dann zur großen Auseinandersetzung zwischen den Nord- und Südstaaten, zum Nordamerikanischen Bürgerkrieg kam, da mußten die Du-Pont-Arbeiter wieder Tag und Nacht arbeiten, obwohl man zahlreiche Hilfskräfte eingestellt hatte. Das Unternehmen wurde zur wichtigsten Munitionsfabrik der Nordstaaten.

Vielleicht hätten auch andere Firmen der Branche sich diese Stellung erkämpfen können, doch einmal war das Du-Pont-Pulver anderen Produkten noch immer qualitativ weit überlegen, zum anderen hatten die »Leute vom Brandywine« die besseren Bezie-

hungen zur Regierung und zum Militär. Samuel Francis du Pont war bis in den Rang eines Admirals aufgestiegen; Irénés jüngster Sohn, Henry, der sich bald zum autokratischen Chef des Familienunternehmens aufschwang, hatte 1861 das Kommando über die Staatsmiliz von Delaware und den Rang eines Generalmajors erhalten. Dies alles wirkte sich natürlich sehr günstig auf die Verhandlungen mit den militärischen Beschaffungsstellen aus. Und schließlich knauserten die du Ponts nicht, wie andere, mit finanziellen Zuwendungen an diejenigen, die Staatsaufträge vergeben konnten ...

Für das Prestige der du Ponts von großem Vorteil war auch die militärische Karriere von »General« Henrys Ältestem, Henry A., der im Bürgerkrieg die höchste Tapferkeitsauszeichnung der Vereinigten Staaten, die Congressional Medal of Honour, errang und zum Oberst befördert wurde. Da machte es wenig aus, daß Henry A.s Vetter, Alfred V. du Pont, eines Tages bei einer Schießerei ums Leben kam, die ausgerechnet in einem Etablissement stattgefunden hatte, in dem ein Angehöriger einer sich schon sehr vornehm gebenden Familie von Senatoren, Generalen und Fabrikanten, die bereits mit dem Obersten Richter und dem Bischof verwandt war, eigentlich nichts zu suchen gehabt hätte: in Maggie Paynes Bordell ... Die Presse von Delaware, sonst auf Skandale sehr begierig, unterschlug die Nachricht einfach, und die Zeitungen der Nachbarstaaten, die die Geschichte an die Öffentlichkeit brachten, waren so rücksichtsvoll, dem verblichenen Mitglied der reichen Munitionsfabrikanten-Sippe immerhin zu bescheinigen, daß er »zweifellos ein feiner alter Herr« gewesen wäre ...

Wichtiger als dieser und noch manch anderer Skandal in der Familie, deren Angehörige vorzugsweise Verwandte heirateten, war die Lösung, die das Familienoberhaupt, Henry du Pont, nach dem Ende des Bürgerkrieges fand, als die Regierung der Vereinigten Staaten ihre riesigen überschüssigen Bestände an Schießpulver zu Schleuderpreisen auf den Markt und damit die Hersteller an den Rand des Ruins brachte. Anfang 1872 schrieb er den fünf größten Pulverherstellern, er ersuche sie, in sein New Yorker Büro zu einer Besprechung zu kommen, »zum Zweck der Errichtung einer gerechten Angleichung der Preise und Verkaufsbedingungen für Pulver in den gesamten Vereinigten Staaten«. Alle Eingeladenen kamen, und das Ergebnis der Konferenz war die Gründung der »Gunpowder Trade Association« (GTA), auch Pulvertrust genannt. Die GTA sollte einerseits, zur Stabilisierung der Preise, die Regierungsbestände aufkaufen, deren Verschleuderung auf den Markt drückte, andererseits die Absatzgebiete im Westen der USA zurückerobern, die seit dem Bürgerkrieg verloren gegangen waren, und zwar mit Hilfe des zu Dumpingpreisen erworbenen Pulvers aus Heeresreserven.

Tatsächlich gelang es dem Pulvertrust, Dutzende von Pulverfabriken im Westen und Süden der USA in die Knie zu zwingen. Durch einen rigorosen Preiskrieg, massive Drohungen, politische Machenschaften, Pressekampagnen und mitunter auch durch Sabotage zwangen die Mitglieder der GTA alle Konkurrenten zur Aufgabe ihrer Selbständigkeit, zur Anerkennung der »Pulvertrust-Bedingungen« (worunter die Preisabsprachen zu verstehen waren) und schließlich zum Verkauf – meistens an E. I. du Pont de Nemours ... Schon 1879 beherrschte der Du-Pont-Konzern mit einem Marktanteil von mehr als sechzig Prozent den amerikanischen Sprengstoffmarkt.

»General« Henry du Pont tat noch ein übriges: Jeden Dollar, den er im Geschäft erübrigen konnte, legte er in Grundstücken an und erwarb so der Familie einen geradezu gigantischen Immobilienbesitz, der bald weit über Delaware hinausreichte. Doch die Ansammlung von Grundstücken war nur ein Hobby des sparsamen Alten, dessen roter Vollbart zum Alarmsignal für die ganze Industrie wurde: Wo »General« Henry auftauchte, da walzte er jeden Widerstand gegen die du Pontsche Expansionspolitik nieder. Die Hofbiographen der Familie preisen zwar Henry du Ponts Gutmütigkeit, doch scheint sie sich nur gegenüber seinen zahlreichen Nichten und Neffen geäußert zu haben. Wie der »General« mit seinen Kunden umsprang, davon legt ein Brief Zeugnis ab, den er einem Großhändler in Texas schrieb, der sich bitter über das Preisdiktat der von

du Pont beherrschten GTA beklagt hatte: »Wir sind eine Handelsgesellschaft – eine aus Einzelpersonen bestehende Firma«, teilte der Firmenchef dem Großabnehmer mit. »Wir sind keine Aktiengesellschaft noch waren wir je eine Körperschaft ... Wir leiten unser Unternehmen in allen Punkten und erlauben keinen Trusts oder Kartells, uns zu beherrschen. Wir machen unser Pulver selbst, und wir bestimmen auch die Preise, zu denen es von uns, von Ihnen und überall in der Welt, wo es angeboten wird, verkauft werden soll. Wir diktieren jeden Tag unseren Händlern die Preise, Termine und Bedingungen, um sie zu leiten, aber wir erlauben niemandem, uns zu diktieren, welche Preise, Termine und Bedingungen wir diktieren sollen. Wir diktieren selbst. Wenn wir es wünschen, können wir so schnell wie Telegramme unsere Orders weiterleiten, an jedem Punkt der Welt, an dem Du-Pont-Pulver verkauft wird, jederzeit die Preise ändern. Und kein Trust, kein Kartell, kein Völker- oder Personenverband kann uns daran hindern. Wir haben unseren Verkaufsmodus nicht geändert; er ist noch heute derselbe wie vor fast hundert Jahren, als unsere Firma gegründet wurde, und wir haben die Absicht, noch weitere hundert Jahre so weiterzuarbeiten.«

Abgesehen von der sehr kühnen Übertreibung, wonach E. I. du Pont de Nemours & Co von Anfang an Preise, Termine und Bedingungen diktiert hätte, während man doch in Wirklichkeit froh gewesen war, die Produkte zu gerade noch annehmbaren Preisen und mit sehr langen Zahlungszielen loszuwerden, war die stolze Sprache des angeblich so gutmütigen »Generals« Henry durchaus berechtigt, seine Darstellung der Lage völlig zutreffend: Die Firma du Pont hatte tatsächlich gegen Ende des 19. Jahrhunderts schon ein nationales Monopol für Schießpulver wie auch für Dynamit und sonstige Sprengstoffe, die inzwischen erfunden worden waren. Es gab in den USA nur noch ein anderes Unternehmen der Branche von einiger Bedeutung: die Firma Laflin & Rand, die sich innerhalb der GTA eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt hatte, mit der du Pont jedoch durch Preisabsprachen verbunden war. Neben dieser für die du Ponts so erfreulichen Marktsituation innerhalb der USA, die sich vor allem auf Armee- und Marinelieferungen günstig auswirkte, gab es natürlich auch noch internationale Abmachungen. Die Rüstungsindustrie Großbritanniens, Frankreichs, Rußlands, Deutschlands, Österreich-Ungarns und Italiens hatte untereinander und mit den Branchenkollegen der USA geheime Kartellabsprachen getroffen, wobei zum Beispiel für Panzerplatten und Granatzünder die Firma Krupp in Essen führend war und ihren Lizenznehmern die Preise vorschrieb, während die Schießpulver- und Sprengstoffhersteller die Welt unter sich in Interessenzonen aufgeteilt hatten. Unabhängig von allen nationalen Gegensätzen und den Interessen der jeweiligen Vaterländer, die von den Geheimabsprachen nichts wußten, waren zwei Dutzend Rüstungsindustrielle, unter ihnen die Herren du Pont aus Delaware, als kluge Geschäftsleute übereingekommen, sich nicht gegenseitig Konkurrenz zu machen, sondern gemeinsam für gute Konjunktur und hohe Preise zu sorgen – etwa so: Wenn Krupp in Essen an die deutsche Marine Panzerplatten verkaufte, die gegen handelsübliche Granaten gefeit waren, dann galt es zunächst, auch andere Kriegsflotten damit auszurüsten, alsdann Granaten auf den Markt zu bringen, die besagte Panzerplatten durchschlagen konnten, auch damit in allen zahlungskräftigen Ländern erst einmal ein gutes Geschäft zu machen und erst ein Jahr später mit neuen Panzerplatten herauszukommen, die auch den verbesserten Granaten widerstanden ...

Du Pont – und auf dem Panzerplatten-Sektor die Firma Bethlehem Steel – waren die amerikanischen Partner im internationalen Rüstungskartell, und wie ihre europäischen Kollegen hörten sie nicht nur, was bevorstehende Konflikte und Kriege anging, das Gras wachsen, sondern säten es auch gern einmal selbst, wenn es nicht von allein sprießen wollte, präziser: sie ließen die von ihnen abhängigen Zeitungen und Politiker dafür sorgen, daß der Bedarf an Waffen und Munition nicht zurückging, sondern sprunghaft anstieg.

Gegen Ende des Jahres 1897 äußerte ein jüngeres Mitglied der Familie du Pont während eines ausgelassenen Festes in New York einem Freund gegenüber: »Es wird bald Krieg mit Spanien geben!« Der Freund war anderer Meinung: »Wir Amerikaner«, sagte er, »sind doch viel zu vernünftig, um eine solche Auseinandersetzung anzufangen, und Spanien ist viel zu schwach, einen Angriff wagen zu können.« »Das spielt keine Rolle«, erwiderte der wohlinformierte junge Mann aus Delaware, »du wirst es sehen: Die Presse wird diesen Krieg auslösen!«

Es waren zwar tatsächlich die amerikanischen Zeitungen, die den Konflikt mit Spanien erst künstlich herbeiführten, dann kräftig schürten und nicht ruhten, bis die öffentliche Meinung den Krieg forderte und schließlich erzwang; doch die Blätter, die die Hetze betrieben, gehörten entweder den Rüstungskonzernen selbst oder fielen, durch finanzielle Zuwendungen noch dazu ermuntert, in den Chor mit ein, weil sie nicht gegen den Strom schwimmen wollten. Und der Zufall fügte es, daß die Kriegserklärung der USA an das Königreich Spanien zeitlich zusammenfiel mit dem Erwerb einer Lizenz für verbessertes, rauchschwaches Schießpulver durch die Firma du Pont. Doch die Bestände an nun veraltetem Braun- und Schwarzpulver waren noch so groß, daß man am Brandywine-Fluß erst an die Produktion nach dem neuen Verfahren heranging, nachdem im siegreichen Kampf gegen Spanien die bisherigen Produkte restlos verbraucht waren.

Dieses glückliche Zusammentreffen, in dessen Gefolge Spanien die morschen Reste seines Kolonialreiches verlor, die USA ihre Interessensphäre auf Mittelamerika, ja bis nach Ostasien ausdehnen konnten und zu einer Großmacht wurden, gab der Firma du Pont die Gelegenheit, der amerikanischen Regierung 2,2 Millionen Pfund braunes Würfelpulver zu liefern und die Kapazität aller Produktionsanlagen binnen vier Monaten zu verneunfachen. Außerdem war das Unternehmen nun völlig schuldenfrei und sehr liquide, denn Washington hatte die Lieferungen diesmal bar bezahlen können.

Zu dieser Zeit war »General« Henry du Pont, der jahrzehntelang Chef der Firma gewesen war, gestorben. Zu seinem Nachfolger hatte die Familie Eugene du Pont gewählt. Und da Eugene keine große Führerpersönlichkeit war, aber dennoch alles allein entscheiden wollte, kam die Sippe, deren jüngere Mitglieder sich davon Einfluß und Aufstiegsmöglichkeiten erhofften, auf den kühnen Einfall, die Familienfirma in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. »An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts«, bemerkte dazu Willard F. Muller in einer Studie über die Entstehung des Konzerns, »herrschte E. I. du Pont de Nemours & Co über ein riesiges Explosivstoff-Reich, dessen genaue Grenzen und Zusammensetzung viele der Teilhaber selbst nicht kannten.«

Des verblichenen »Generals« Ältester, Oberst Henry A. du Pont, der der Wortführer der Familienmitglieder war, die die Umwandlung des Unternehmens in eine Aktiengesellschaft befürworteten, sorgte zunächst dafür, daß die Gesetze des Staates Delaware so geändert wurden, daß die neue Gesellschaftsform »dem Unternehmen und den daran Beteiligten keinerlei Nachteile und zahlreiche Vorteile« brachte. Dazu mußte die Verfassung geändert werden, aber die du Ponts waren bereits so reich und mächtig, daß auch dies keine Schwierigkeiten machte. Seit damals ist Delaware ein Dorado für Aktiengesellschaften, ähnlich wie Nevada das Scheidungsparadies der USA geworden ist ... Die Hoffnungen der Jüngeren, daß die veränderte Gesellschaftsform ihnen Aufstiegs- und Führungschancen bescheren würde, erfüllten sich hingegen nicht. Eugene du Pont blieb auch weiterhin Alleinherrscher, umgeben von einer Schar gleichfalls schon hochbetagter Familienmitglieder, die dem Unternehmen wenig Interesse entgegenbrachten, und es gab keinen designierten Nachfolger für das Amt des Gesellschaftspräsidenten. So kam es, daß Anfang 1902, als Eugene du Pont einer Lungenentzündung erlag, die alten Herren im Vorstand den Entschluß faßten, das ganze Unternehmen zu verkaufen und den Erlös unter sich und ihre Erben zu verteilen.

Als zu fordernder Mindestpreis wurde die uns heute geradezu lächerlich erscheinende Summe von zwölf Millionen Dollar festgesetzt, und mit dieser Forderung wollte man an die einzige namhafte Firma der Branche herantreten, die es in den USA neben dem Du-Pont-Konzern noch gab: an Laflin & Rand.

In dieser Situation taten sich drei Urenkel des Firmengründers Iréné zusammen – Alfred I., Pierre S. und T. Coleman du Pont –, von denen der jüngste, Pierre, zweiunddreißig Jahre alt war, die beiden anderen sechsunddreißig. Infolge der zahlreichen Verwandteneheiraten in der Familie waren alle drei auf mehrfache Weise Vettern ersten Grades.

Auf Alfreds Vorschlag hin beschlossen die Cousins selbst den Konzern zu kaufen. T. Colemann, genannt »Coly«, sollte die Firmenleitung übernehmen; Pierre war als kaufmännischer, Alfred als technischer Direktor vorgesehen; das nötige Kapital wollten sie sich leihen.

Indessen war keine Kreditaufnahme nötig; die sehr überraschten alten Herren ließen sich herbei, den Konzern gegen vierprozentige Schuldverschreibungen und etliche junge Aktien im Gesamtwert von 15,3 Millionen Dollar an die drei kühnen Vettern zu verkaufen. Und wie entgegenkommend der Staat Delaware schon geworden war, läßt sich daran ermesen, daß die gesamte Transaktion an Steuern und Gebühren aller Art nicht mehr als 2100 Dollar kostete.

Unter »Coly« du Ponts sehr tatkräftiger Führung nahm der Familienkonzern einen geradezu gigantischen Aufschwung. Schon in den ersten Monaten seiner Präsidentschaft kaufte »Coly« die einzige noch halbwegs unabhängige Konkurrenzfirma, Laflin & Rand, samt allen ihren Tochtergesellschaften für nur sechs Millionen Dollar, die er mit vierprozentigen Industrieobligationen bezahlte. »Mit atemberaubender Geschwindigkeit wurden dann weitere Gesellschaften der Stammfirma du Pont einverleibt«, berichtete H. A. Carr in seiner GESCHICHTE EINER ERFOLGREICHEN INDUSTRIEDYNASTIE, und tatsächlich schluckte der Konzern zwischen 1902 und 1906 nicht weniger als vierundsechzig Unternehmen. Diese Machtkonzentration kam – so Carr – »zu ihrer logischen Vollendung«, als der Du-Pont-Konzern 1907 zwischen 64 und 74 Prozent der gesamten amerikanischen Explosivstoff-Produktion und 100 Prozent des von Privatfirmen erzeugten rauchschwachen Pulvers für militärische Zwecke herstellte. »Nur Rockefellers Standard Oil-Trust war ebensogut organisiert ...«

Verblüffenderweise ließ die amerikanische Presse dieser Jahre, die einen Feldzug gegen die Korruption und die Unterdrückung des freien Wettbewerbs durch Monopole führte, die du Ponts ungeschoren. Kein Mensch außerhalb ihrer Branche schenkte dem rücksichtslosen Machtstreben der Konzernleitung irgendwelche Beachtung, bis ein ehemaliger, ausnahmsweise nicht zur Familie gehöriger Du-Pont-Direktor, Robert Stuart Waddell, Alarm schlug. Waddell war bis 1903 Verkaufsleiter von E. I. du Pont de Nemours & Co gewesen, hatte sich aber dann mit einer eigenen Pulverfabrik selbständig gemacht und alle Angebote »Colys«, den Konzern zu beteiligen, barsch abgelehnt. Das war recht unklug von ihm, denn so trug er den Schaden ganz allein, als schon wenige Wochen nach Produktionsbeginn seine Fabrik in die Luft flog und völlig zerstört wurde.

Sabotage gehörte damals zwar zu den üblichen Methoden der großen Konzerne, wenn sie lästige kleine Konkurrenten ausschalten und den Rest der Branche einschüchtern und billig aufkaufen wollten. Aber Waddell, der offen von solcher Sabotage sprach, hütete sich, nun speziell die du Ponts für sein Unglück verantwortlich zu machen, denn es fehlte ihm jeglicher Beweis dafür. Statt dessen begann er, Briefe an die Redaktionen der großen Tageszeitungen sowie an einflußreiche Kongreßmitglieder zu schreiben, worin er behauptete, die du Ponts hätten sich ein klar gegen die Gesetze verstoßendes Pulver- und Sprengstoff-Monopol geschaffen, nutzten dieses aus, indem sie bei Rüstungsaufträgen stark überhöhte Preise forderten und wären nur deshalb noch nicht zur Verantwortung gezogen worden, weil sie die Republikanische Partei finanzierten.

»Wenn ein Beitrag zur Wahlkasse in Höhe von siebzigtausend Dollar genügt, um die Exekutive wie die Legislative der USA so zu verpflichten, daß sie den Bürgern unseres Staates zwölf Millionen Dollar wegnehmen und den Millionären dieses gigantischen Pulvermonopols zuschieben«, erklärte der einstige Du-Pont-Direktor auf einer Pressekonferenz, »dann sollen die wenigen noch unabhängigen Pulverfirmen und die Wähler des Landes das jetzt auch erfahren!«

Da die Administration des Präsidenten Theodore Roosevelt gerade einen heftigen Kampf gegen die Trusts, Kartelle und Monopole führte, fanden Waddells Vorwürfe Gehör. Am 30. Juli 1907 erhob die Bundesregierung Anklage gegen E. I. du Pont de Nemours & Co, Inc., wegen Verstoßes gegen das Antitrustgesetz von 1890, den sogenannten Sherman Act. Der Generalstaatsanwalt und Justizminister, der die Ausarbeitung der Anklage in die Wege leitete, war übrigens der damals achtundfünfzigjährige Enkel eines Mannes, an den die du Ponts, zumal wenn sie von Victor abstammten, keine besonders guten Erinnerungen hatten: Er hieß Charles Joseph Bonaparte und war ein direkter Nachfahre des Königs von Westfalen, Jérôme, aus dessen Ehe mit »Betsy« Patterson. Das konnte für die du Ponts nichts Gutes bedeuten!

Nun, der Prozeß dauerte fünf Jahre. Als endlich das Urteil gesprochen wurde, leitete »Coly« den Konzern bereits seit neun Jahren und hatte in dieser Zeit für sich und seine beiden Vettern ein Nettoeinkommen von fast 45 Millionen Dollar erwirtschaftet, so daß die du Ponts den Dingen mit Fassung entgegensehen konnten. Tatsächlich befand das Bundesgericht die Firma für schuldig, jahrelang – zuerst durch die GTA, dann auch durch direkte Ankäufe und Fusionen – »den Wettbewerb unterdrückt und dadurch ein Monopol errichtet« zu haben.

Das hörte sich sehr gefährlich an, doch die Konsequenzen, die das Gericht dann aus seinen eigenen Feststellungen zog, konnten den du Ponts allenfalls ein spöttisches Lächeln entlocken. Da die Richter nicht wußten, wie sie den Konzern zerbrechen sollten, forderten sie die du Ponts auf, sich mit der Bundesregierung zusammzusetzen und selbst Pläne für die Auflösung des Trusts und eine Reorganisation des Konzerns auszuarbeiten! Es war fast so, als erhielte ein schuldig gesprochener Angeklagter die Erlaubnis, sich selbst eine Strafe auszudenken. Der Kommentar eines sehr prominenten amerikanischen Juristen jener Tage zu diesem ersten Antitrust-Prozeß gegen die Firma du Pont lautete: »Eine der größten Farcen der amerikanischen Justizgeschichte!«

Inzwischen war Präsident William Howard Taft, Republikaner wie Roosevelt und auch die du Ponts, ins Weiße Haus eingezogen und hatte den – zumindest der Öffentlichkeit gegenüber – trustfeindlichen »Teddy« Roosevelt abgelöst. Taft lag herzlich wenig daran, den lieben du Ponts Unannehmlichkeiten zu bereiten, zumal er sie aus seiner Tätigkeit als Kriegsminister recht gut kannte. Doch gerade wegen dieser guten Bekanntschaft wollte er nicht mit dem Konzernpräsidenten T. Coleman du Pont verhandeln, den er als »aalglatt und krumm wie ein Widderhorn« im Gedächtnis hatte (was sich nicht etwa auf körperliche Mängel »Colys« bezog, der ein hochgewachsener, blendend aussehender Mann und großer Frauenheld war). Man einigte sich auf Vetter Alfred I. du Pont, den technischen Direktor des Konzerns, als Verhandlungspartner der Regierung, was auch der Öffentlichkeit gegenüber einen besseren Eindruck machte, denn Alfred gehörte nicht – wie »Coly« – dem republikanischen Parteiausschuß von Delaware an, der einerseits für seine korrupsionsfördernden Methoden bekannt war, andererseits Präsident Taft mit in den Sattel geholfen hatte.

So machte sich also der ehrenwerte Alfred I. du Pont nach Washington auf und wurde von Präsident Taft und dem neuen Generalstaatsanwalt Wickersham freundlich empfangen, wobei zu bemerken ist, daß George W. Wickersham, der Mr. Bonaparte abgelöst hatte, zuvor Justitiar des Du-Pont-Konzerns gewesen war, also als ein guter Kenner der Verhältnisse gelten durfte.

Wie zu erwarten stand, nahmen die Verhandlungen einen für die du Ponts sehr erfreulichen Verlauf, zumal Alfred ja darauf hinweisen konnte, daß die Vettern bei dem Aufbau ihres Monopols auf die Weisheit und Gesetzeskenntnisse ihres Rechtsberaters, zur »Tatzeit« also des »lieben George« Wickersham, angewiesen gewesen wären ...

Aber das schließliche Resultat übertraf dann doch selbst die kühnsten Erwartungen: Nachdem man noch ein Dutzend den du Ponts befreundete Generäle und Admiräle um ihren fachmännischen Rat gebeten hatte, kam die Regierung der Vereinigten Staaten zu dem Ergebnis, daß es »im Interesse der Sicherheit der Nation« und auch »vom Standpunkt der Sicherheit für das Leben der Offiziere und Mannschaften« in Heer und Marine »unerläßlich« wäre, die Herstellung von rauchschwachem Pulver und anderen militärischen Explosivstoffen wie bisher ausschließlich durch die Firma Du Pont vornehmen zu lassen!

E. I. du Pont de Nemours & Co, Inc. durfte also das Schießpulvermonopol behalten, und dies wurde dem Konzern dann auch vom Bundesgericht durch das Schlußurteil vom Juni 1912 bestätigt. Was die Herstellung von Explosivstoffen für nichtmilitärische Zwecke anging, so wurde verfügt, daß die Herstellung zum kleineren Teil auf zwei neu zu bildende, selbständige Konzerne zu übertragen wäre. Die beiden neuen Gesellschaften, »Hercules« und »Atlas«, deren Aktien natürlich an Mitglieder der Familie du Pont ausgegeben wurden, sollten »gesunde Konkurrenzfirmen« darstellen mit »nur einem einzigen du Pont im Vorstand jeder der beiden Gesellschaften«.

Wie ernst die Familie diese Auflagen nahm, machte sie schon äußerlich dadurch deutlich, daß »Hercules« und »Atlas« in ein gemeinsames neues Verwaltungsgebäude Einzug halten durften, das in Wilmington, Delaware, gegenüber der Du-Pont-Hauptverwaltung lag. Niemand hielt die »schmerzliche Konzernerschlagung« – wie sie ein Hofbiograph genannt hat – für etwas anderes als eine Farce, und alle späteren Antitrust-Prozesse, die E. I. du Pont de Nemours & Co Inc. noch über sich ergehen lassen mußten – es sind bis heute neunzehn solcher Verfahren gewesen! –, ließen klar erkennen, daß in Wirklichkeit die Eigentumsrechte wie das Management von »Hercules« und »Atlas« bei der Familie und ihren erprobtesten Angestellten lagen.

Damit blieb das Monopol für Explosivstoffe aller Art bei den du Ponts. Das war eine für sie hervorragende Ausgangslage für das folgende Jahrzehnt, in dem der Bedarf an den Produkten des Konzerns so gigantische Ausmaße erreichte, wie es niemand in seinen kühnsten Träumen für möglich gehalten hätte. Denn am 1. August 1914, zwei Jahre nach der Bestätigung der Legalität des du Pontschen Schießpulver-Monopols durch den Bundesgerichtshof, brach der Erste Weltkrieg aus.

Schon wenige Wochen nach Beginn der Feindseligkeiten in Europa bestellte das zaristische Rußland bei E. I. du Pont de Nemours & Co Inc. knapp eine Million Pfund TNT für hochbrisante Geschosse; vier Tage später erteilte die französische Regierung dem Konzern einen Auftrag auf schnellstmögliche Lieferung von acht Millionen Pfund Pulver für Granaten und 1,25 Millionen Pfund Schießbaumwolle.

Und so ging es lustig weiter: Bis Jahresende 1914 liefen in Wilmington Aufträge der Alliierten über insgesamt mehr als zwanzig Millionen Pfund Explosivstoffe ein, und auch das war nur ein – für die du Ponts ungemein erfreulicher – Anfang: Bis Mitte März 1915 stiegen die Exportaufträge aus Europa um mehr als das Dreieinhalbfache! Vor allem aber war ein Ende dieses Booms noch längst nicht abzusehen ...



Just zu dieser Zeit fröhlichen Geldscheffels und rosiger Zukunftsaussichten kam es innerhalb der Führungsgruppe des Konzerns zu einem heftigen Streit: Vetter »Coly«, der – wie wir noch sehen werden – sehr ehrgeizige politische Pläne hegte und zudem in noch aussichtsreicheren Zweigen der Rüstungsindustrie günstige Anlagemöglichkeiten

für sein eigenes Geld sah, bot der Firma ein beachtliches Paket seiner Du-Pont-Aktien zum Kauf an; Vetter Pierre S. du Pont erhielt den Auftrag, mit ihm darüber zu verhandeln und die eventuell nötigen Bankkredite zu beschaffen, und Vetter Alfred I., der dritte im Triumvirat, ermahnte Pierre, sich nur ja nicht von »Coly« übervorteilen zu lassen und ihm etwa die überhöhten Börsenkurse zuzugestehen, die der Krieg bewirkt hatte. Pierre behauptete später, er hätte diese Warnung Alfreds als Absage aufgefaßt und daraus geschlossen, daß die Firma an einem Erwerb von »Colys« Aktienpaket nicht wirklich interessiert wäre. Und deshalb kaufte Pierre die Anteile für sich selbst, wurde auf diese Weise Hauptaktionär und bootete Alfred kurzerhand aus dem Management aus.

Doch so traurig dieser Vorgang jedem erscheinen mußte, dem die du Ponts bislang als ein sich von Herzen liebender, innigst miteinander verbundener und in Freud oder Leid stets einiger Clan erschienen waren, so wenig änderte sich durch diese Machtverschiebung, die Pierre zum neuen Alleinherrscher machte, an der Konzernpolitik, dem Expansionsdrang und dem Festhalten an der einmal errungenen Monopolstellung.

Das Geldverdienen ging weiter und erreichte geradezu märchenhafte Ausmaße. Die Bruttoeinnahmen während des Ersten Weltkrieges wurden sogar vom Konzern selbst mit »etwa einer Milliarde Dollar« beziffert. Wie groß sie tatsächlich waren, ist nie bekannt geworden ...

Ingesamt arbeiteten in den stark vermehrten und ausgeweiteten Produktionsstätten des Konzerns während des Ersten Weltkrieges weit über hunderttausend Männer und Frauen. Du Pont lieferte fast die Hälfte des Gesamtbedarfs der gegen die Mittelmächte kämpfenden Streitkräfte Rußlands, Frankreichs, Großbritanniens, des Britischen Weltreiches, Italiens und der kleineren Verbündeten sowie der dann auch noch in den Krieg eintretenden Vereinigten Staaten, daneben mehr als die Hälfte des gesamten Inlandsbedarfs der USA an Munition und Sprengstoffen. Trotz der gewaltigen Investitionen, die die Konzernleitung vornahm, konnten in der Zeit von 1914 bis 1918 auf jede Du-Pont-Aktie fast fünfhundert Prozent Dividende ausgeschüttet werden. In diesen Jahren »geradezu wunderbaren Wachstums« – wie es in einer Konzern-Jubiläumsschrift heißt – bauten sich die du Ponts ihre prächtigen Landsitze.

Zugleich verursachten diese riesigen Gewinne der Konzernleitung auch mancherlei ernste Sorgen: Wie nur sollte man das viele Geld, das man nicht an die Aktionäre verteilt hatte, profitbringend anlegen? Innerhalb der Pulver- und Sprengstoffbranche war eine weitere Ausweitung gefährlich. Erstens bestanden schon gewaltige Überkapazitäten, die nach Friedensschluß würden stillgelegt werden müssen; zweitens hatte man den ersten Antitrustprozeß noch in allzu deutlicher Erinnerung. So faßte man den Entschluß, sich in anderen Industriezweigen umzusehen und Werke der Großchemie sowie der Gummi- und Automobilindustrie aufzukaufen.

Damals wurde die Basis für jenen gewaltigen Chemie-Konzern, den größten der Welt, geschaffen, der heute nur noch zum geringsten Teil Pulver und Explosivstoffe produziert. Außerdem kaufte sich Du Pont in die Stahlindustrie ein und erwarb eine beherrschende Stellung im »General Motors«-Konzern.

Doch nicht nur die Firma und ihre diversen Anlagegesellschaften machten sich weite Teile der amerikanischen Industrie durch Schachtelbeteiligungen untertan; auch die einzelnen Familienmitglieder bauten sich individuell ihre eigenen Imperien auf: T. Coleman (»Coly«) du Pont, zum Beispiel, der im Zuge seiner politischen Karriere »General« (der Miliz von Delaware), Senator in Washington und einmal sogar Präsidentschaftskandidat der Republikaner wurde (wenn auch erfolglos im Finale), hinterließ bei seinem Tod im Jahre 1930 Aktien konzernfremder Gesellschaften im Nennwert von siebzehn Millionen Dollar. Alfred I. du Pont, der von seinen Vettern Ausgebootete, besaß im selben Jahr Aktien vorwiegend nicht von du Pont beherrschter Gesellschaften im Werte

von fast siebzig Millionen Dollar. Andere Familienmitglieder betrieben große Maklerfirmen, Banken, Hotelketten, chemische Fabriken, einer sogar ein Automobilwerk für Luxuswagen der Marke »Du Pont« ...



Die Zeit zwischen den beiden Kriegen brachte dem Konzern weitere Ausdehnung und eine enorme Festigung seiner ohnehin gewaltigen Macht: 1925 schluckte der Du-Pont-Konzern die »Viscolid Company«, 1926 die »National Ammonia Co.« und 1927 erwarb er die Aktienmehrheit im »United States Rubber«-Konzern. Dieses Geschäft wurde übrigens von Lewis L. Strauss durchgeführt, der dann die Du-Pont-Interessen im Aufsichtsrat des Gummi-Riesen vertrat, auch Vorsitzender der Finanzkommission des Du-Pont-Konzerns wurde und bis 1945 zu den führenden Männern des Unternehmens gehörte, nebenbei aber auch Handelsminister der USA, Konteradmiral, stellvertretender Staatssekretär des Marineamts und später Vorsitzender der Atomenergiebehörde war. Ebenfalls 1927 kaufte sich der Du-Pont-Konzern in führende Unternehmen der amerikanischen Flugzeugindustrie sowie in »United States Steel«, den größten Stahlproduzenten der USA, ein; die Jahre 1928 bis 1931 waren gekennzeichnet vom Erwerb eines halben Dutzends führender Werke der pharmazeutischen Industrie, und 1933 kaufte du Pont die Majorität der Aktien des »Remington«-Konzerns und machte dort einen Du-Pont-Vertrauten zum Generaldirektor, wobei zu bemerken ist, daß »Remington«, neben Büromaschinen, vor allem Waffen herstellte.

Wichtiger noch waren die neuen Produkte, die der Du-Ponts-Konzern nun herzustellen begann und die die Explosivstoffe in den Hintergrund drängten: zunächst Kunstseide, dann Zellophan, später Nylon, DuPrene, Neopren, Dacron und Lucite, um nur einige der bekanntesten Namen zu nennen.

Übrigens fiel diese Entwicklung bereits in die Regierungszeit jüngerer du Ponts: Pierre blieb nur bis 1919 Generaldirektor, wurde dann Vorsitzender des Aufsichtsrats und überließ seinem Bruder Iréné die Leitung des Vorstands. Iréné trat 1926 zurück und wurde stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender, und zugleich trat ein jüngerer Bruder der beiden, Lamot, an die Spitze der Konzernführung, wo er bis 1940 blieb. Doch bevor es soweit war, mußten die drei Brüder noch einen harten Kampf bestehen.

Während der Weltwirtschaftskrise, die mit dem Schwarzen Freitag des Jahres 1929 begann, litten die du Ponts zwar weniger als andere, doch war die Familie dennoch sehr darum bemüht, einen neuen Kurs in Washington durchzusetzen, der das Land aus der Baisse führen sollte. So setzte sich die Konzernleitung bei den Präsidentschaftswahlen des Jahres 1932 für den Demokraten Franklin D. Roosevelt ein. Doch kaum war Roosevelt Präsident und begann mit seiner Politik des *New Deal*, da regten sich bei den konservativen du Ponts ernste Zweifel, ob sie den richtigen Mann unterstützt hätten. Was der Präsident einleitete, roch ihnen verdächtig nach Sozialismus, und so gingen sie daran, ein mächtiges Gegengewicht zu schaffen; die stramm antirote »Amerikanische Freiheitsliga«.

Wie fast immer, wenn sie Politik betrieben, mußten die du Ponts auch diesmal kräftig Federn lassen. Die Regierung, die von der Freiheitsliga »kommunistischer Umtriebe« bezichtigt wurde, rächte sich, indem sie die Konzernleitung in der Öffentlichkeit als »Grossisten des Todes« und »Kriegshetzer« diffamierte und der Firma einen Rattenschwanz von Prozessen wegen angeblicher Verstöße gegen das Antitrustgesetz anhängte. Der Kampf wogte lange hin und her, aber schließlich sahen beide Seiten ein, daß sie sich auf einen aussichtslosen Streit eingelassen hatten: Weder konnte du Pont die Roosevelt-Administration stürzen, noch hatte diese eine Chance, die mächtigsten Konzernherren in die Knie zu zwingen. So stellte die Freiheitsliga ihren Feldzug sang-

und klanglos ein, und die Gerichtsverfahren gegen du Pont gingen aus wie das Hornberger Schießen.

Bald darauf, im November 1936, nachdem »dieser Kerl in Washington« – wie man auf den du Pontschen Schlössern und Landsitzen den Präsidenten Franklin D. Roosevelt zu nennen pflegte – für weitere vier Jahre gewählt worden war, erlebte die amerikanische Öffentlichkeit eine Sensation, die auch äußerlich zu erkennen gab, daß das Kriegsbeil sowohl vom Weißen Haus wie am Brandywine nun begraben war: Der Präsident der Vereinigten Staaten beehrte sich nämlich anzuzeigen, daß sein Sohn Franklin D. junior in Kürze Miss Ethel du Pont, Enkelin des einstigen Generaldirektors Eugene du Pont, zum Traualtar zu führen gedenke! Die Hochzeit, die im Juni 1937 stattfand, wurde zu einem nationalen Ereignis: Allein die Vorbereitungen für die Presse- und Rundfunkberichterstattung erforderten die generalstabsmäßige Arbeit einer ganzen Gruppe von Fachleuten aus den Zentralen der beiden Familien. Die Berichte der Presseagenturen lassen sich dann aber auch wie Veröffentlichungen der vereinigten Public-Relations-Abteilungen des Weißen Hauses und der E. I. du Pont de Nemours & Co-Konzernzentrale: »... die Braut und ihre Begleiterinnen waren in duftiges, wogendes Weiß gehüllt, nur hie und da leuchtete blasses Blau oder blaurot in den Blumensträußen (womit dann die Nationalfarben hergestellt waren). Das Brautkleid war aus schimmerndem weißen Tüll. Das gekräuselte Oberteil wurde am gerafften V-Ausschnitt von einer Orangenblüte gehalten, winzige Orangenblüten umgaben die schlanke Taille der Braut ... Weit zurückgesetzt auf dem einfach gewellten Haar trug die Braut ein Krönchen aus winzigen Orangenblüten, von dem der weiße, in drei Lagen gefaßte, vier Meter lange Schleier wallte ... Berittene Staatspolizei, verstärkt durch Armeeeinheiten aus Fort du Pont, bahnten der Hochzeitsgesellschaft den Weg durch die jubelnde Menschenmenge ...«

Die Ehe währte, nebenbei bemerkt, nur zwölf Jahre: 1949 reichte Ethel Roosevelt, geborene du Pont, die Scheidung ein. Aber immerhin schenkte sie zuvor dem am längsten amtierenden Präsidenten der Vereinigten Staaten zwei Enkelkinder und festigte in entscheidend wichtigen Jahren das Band zwischen dem Weißen Haus in Washington und den Du-Pont-Schlössern im nördlichen Delaware.

Knapp vier Wochen nach der Hochzeit seines Sohnes mit Ethel du Pont aus der Dynastie der führenden Rüstungsindustriellen Amerikas hielt Präsident Roosevelt seine berühmte »Quarantäne-Rede«, die eine letzte Warnung an Hitler und Mussolini war und die Amerika auf den Krieg vorbereiten sollte, dessen Ausbruch sich schon abzeichnete.

Der Zweite Weltkrieg bescherte E. I. du Pont de Nemours & Co Inc. eine neue Hochkonjunktur: Die USA und ihre europäischen Verbündeten benötigten aber diesmal nicht mehr vornehmlich Pulver und Sprengstoff, sondern vor allem Fahrzeuge (von »General Motors«), Flugzeuge (aus den Werken der unter Du-Pont-Kontrolle stehenden Konzerne), Uniformen, Autoreifen, Fallschirme und zehntausend andere Artikel aus Neopren, Nylon und sonstigen Du-Pont-Kunststoffen, natürlich auch Waffen (von »Remington Arms«) und Panzerplatten (von »US Steel«). Doch die größte Einzellieferung des Konzerns war die gesamte technische Ausstattung des unter dem Namen »Manhattan Project« in die Geschichte eingegangenen Baus der ersten Atombombe – ein Unternehmen, bei dem du Pont klugerweise auf jeden Gewinn verzichtete.

In den vierziger Jahren verdreifachte sich der Konzern-Umsatz; in den fünfziger Jahren verdoppelte er sich noch einmal, und in den sechziger Jahren stieg er um sechzig Prozent. Diese leicht zurückgehende Wachstumsrate beunruhigte das Management, das von 1940 an in den Händen des jüngeren Bruders von Pierre du Ponts Schwager R. R. M. Carpenter, Walter C. Carpenter jun., gelegen hatte. Dessen Nachfolger wurde 1948 Crawford H. Greenewalt, Schwiegersohn von Iréné du Pont. 1962 fand wieder eine »Wachablösung« statt; Greenewalt wurde Aufsichtsratsvorsitzender, und Lamot

(»Motts«) du Pont Copeland übernahm den Posten des Generaldirektors. Seine Mutter, Louise d'Andelot du Pont war eine Schwester von Pierre, Iréné und Lammot, den Konzernführern im frühen 20. Jahrhundert.

Die Familie ist mit ihren Generaldirektoren sehr zufrieden, auch wenn sie den Umsatz nicht mehr verdoppeln und verdreifachen können. Schließlich zählt ja auch noch anderes: Seit den frühen zwanziger Jahren, als sie zur Finanzierung des Ankaufs eines weiteren »General Motors«-Aktienpakets einen Dreißig-Millionen-Dollar-Bankkredit bei Morgan, Stanley & Co aufnehmen mußte, hat die Firma keinerlei Schulden mehr gemacht, sie wirft von allen Großkonzernen der USA jährlich den höchsten Nettogewinn ab – 16,9 Prozent! –, und die du Ponts, die auf den Schlössern rings um Wilmington, aber auch die, deren Heiraten sie in andere Gegenden als das nördliche Delaware verschlagen haben, sind zusammen noch immer die allerreichste Familie der Welt und verfügen, teils durch ihre rund vierzigtausend Millionen Mark Vermögen, teils durch die vielen hunderttausend Menschen, die – direkt oder indirekt – von ihnen abhängig sind, über mehr Macht als Präsidenten und Könige. Der Kern des Clans ist sich dessen voll bewußt und lebt in Sphären, wo man sich keinerlei Vorstellung mehr vom Leben der grauen Masse arbeitender Menschen zu machen vermag (und meist auch gar nicht machen will). Als vor Jahren einmal der Reklamechef des Konzerns voller Stolz meldete, es wäre ihm gelungen, ein wunderbares Rundfunkprogramm (mit Werbe-Einblendungen) zu kaufen und sich dafür die allerbeste Sendezeit, nämlich an jedem Sonntag um 15 Uhr, zu sichern, da rissen die alten Herren du Pont im Aufsichtsrat von E. I. du Pont de Nemours & Co erstaunt die Augen auf und lehnten den Vorschlag energisch ab. »Sonntagnachmittag um drei«, meinten sie vorwurfsvoll, »da spielt doch jedermann Polo ...!«

Diese Äußerung, die in ihrer versnobten Weltfremdheit an den Ausspruch einer jungen Königin erinnert, um deren Lebensrettung Papa Pierre Samuel du Pont seinerzeit stark (aber vergeblich) bemüht war, nämlich an Marie Antoinettes berühmten Vorschlag, die hungernden Massen, die kein Brot hätten, sollten doch Kuchen essen, läßt vermuten, daß die Du-Pont-Schlösser in ihren weiten Parks unserer Welt des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts ebenso fern liegen wie einst Versailles dem Paris von 1789. Das scheint – zumindest für die Damen und Herren du Pont und die Sicherheit ihrer Köpfe – äußerst bedenklich. Aber andererseits war schon Pierre Samuel du Pont, der berühmte »Physiokrat« und Deputierte von Nemours, sehr weltfremd und versnobt, aber er überstand die gefährlichsten Situationen, überlebte Ludwig XVI., Marie Antoinette, Beaumarnais, Lavoisier, Robespierre, Barras und die Rache Bonapartes. Seine Nachkommen widersetzten sich erfolgreich allen Bemühungen der amerikanischen Regierung und Öffentlichkeit, ihren Mammutkonzern und seine Monopole zu zerbrechen. Und künftige du Ponts, so dürfen die heutigen hoffen, werden gleichfalls mit allen Gefahren und Schwierigkeiten fertig werden.

Was – so fragen sie sich – kann man ihnen denn vorwerfen, außer daß sie die Chancen, die ihnen das jeweilige Gesellschaftssystem bot, voll und ohne alle sentimentale Rücksichtnahme auszunutzen verstanden haben?

Sollen sie sich ihrer »schlichten Herkunft« schämen? Das wäre geradezu albern, wenn man bedenkt, daß schon der einstige Uhrmacher Pierre Samuel du Pont einen Adelsbrief besaß, während zu dieser Zeit die Haucks noch »dienten«, Bernadotte noch ein einfacher Musketier war, die Rothschilds Trödlerhandel trieben und die Torlonias das römische Nachtleben unsicher machten, von den Vorfahren der amerikanischen Eisenbahn-, Erdöl-, Stahl- und Bank-Magnaten ganz zu schweigen ...

Oder sollen die du Ponts vielleicht zerknirscht sein, weil am Beginn ihres Aufstiegs einige mehr oder weniger schwere Verstöße gegen Moralkodex und Strafgesetzbuch standen? Auch das wäre lächerlich, denn es gibt kein Mammutvermögen auf dieser Erde,

das nicht mindestens teilweise auf höchst bedenkliche, nach heutigen Maßstäben kriminelle Weise erworben worden wäre.

Oder hatten die du Ponts etwa mehr Familienskandale zu verzeichnen als andere? Muß es ihnen peinlich sein, daß sie einst den Glauben ihrer Väter ableugneten und dann das Versprechen brachen, das sie einer anderen religiösen Gemeinschaft gaben? Haben sie ihre Arbeiter vielleicht allzu brutal ausgebeutet, ihre Konkurrenten allzu rücksichtslos verdrängt oder gar zu wenig an das Allgemeinwohl gedacht?

Nun, die den älteren du Ponts selbst wohl peinlichste Affäre, die Ermordung von Alfred V. du Pont im Etablissement von Maggie Payne, hat Dutzende von Parallelen in den Chroniken nahezu jeder Multimillionärs- oder Fürstenfamilie. So ist beispielsweise Friedrich VIII., von Gottes Gnaden König von Dänemark (aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg), im Jahre 1912 in einem Hamburger Freudenhaus des minderen Genres ums Leben gekommen, ohne daß dies dem Renommee und der Popularität der dänischen Königsfamilie sonderlich geschadet hätte. Und daß viele Majestäten (aber auch sonstige Reeder-, Erdöl- oder Zeitungskönige) nicht in einem öffentlichen Bordell, sondern an ihrem Regierungs- oder Ruhesitz starben, lag oft nur daran, daß sie Pläsier, Geschäft und Repräsentation unter einem Dach zu betreiben verstanden hatten ...

Was Glaubens-, Überzeugungs- und Prinzipientreue angeht, so gibt es in der gesamten internationalen Hocharistokratie und Geld-Elite nur eine Sippe, die sich solcher Tugend rühmen kann: die Rothschilds! Und was soziales Verhalten betrifft, so dürfen die du Ponts für sich in Anspruch nehmen, weder Folterkammern unterhalten (und für sich vermögensbildend benutzt) noch die abgeschlagenen Hände träger Arbeiter in Körben gesammelt zu haben. Sie könnten sogar von sich behaupten, in ihrer Sozial- und Bildungspolitik – von der ersten Hilfe für Hinterbliebene von Verunglückten oder bei Explosionen getöteten Arbeitern über Pensionskassen bis zu großzügigen Stiftungen, vor allem für das berühmte MIT, das Massachusetts Institute of Technology – stets einer schon ziemlich modernen Maxime gehuldigt zu haben, die in Multimilliardärskreisen der Alten wie der Neuen Welt immer mehr Anklang findet. Diese Maxime stellt eine wesentliche Verbesserung jener älteren dar, die in der letzten Phase des Kolonialismus die Kongo-Politik Belgiens bestimmt hat (und noch heute für die Abfütterung von Kleinaktionären bei den Hauptversammlungen großer Konzerne gilt): »Behandelt sie gut, aber haltet sie dumm!« Die Verbesserung besteht vor allem darin, daß man für besonders intelligente und ehrgeizige Angehörige der Unterschicht Studienplätze und Aufstiegschancen im Management schafft, für die weniger Gescheiten und Strebsamen aber Unmengen von Ablenkung, vor allem von der tatsächlichen Interessenlage. Und auf diesem Gebiet haben die du Ponts geradezu Vorbildliches geleistet.

Am stolzesten aber dürfen sie auf ihre Heiratspolitik sein! Indem sie der Versuchung widerstanden haben, eilig in die Hocharistokratie einzudringen, wie es fast jede andere Sippe von immens reichgewordenen Emporkömmlingen getan hat, folgten sie lieber dem Beispiel der Rothschilds und der Hocharistokraten selbst, indem sie fast ausschließlich Verwandtenehen eingingen. Zwar läßt sich dadurch Familienkrach nicht vermeiden, ja, die Chancen dafür nehmen sogar noch zu; doch – und das ist schließlich die Hauptsache – das Geld bleibt zusammen, und man kann mißhandelte, betrogene und darob grollende Teile der Sippe immer wieder mit der übrigen Familie versöhnen, indem man ihre Kinder mit denen der noch reicheren Verwandten vermählt, also Blutrache ersetzt durch Inzucht.

